



historia scribere

Jahrgang 12
Juni 2020

Online Zeitschrift der Institute für Alte Geschichte und Altorientalistik, Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie sowie Zeitgeschichte der Universität Innsbruck zur Publikation studentischer Arbeiten

| | | |
|--|--|---------------|
| Vorwort zur zwölften Ausgabe 2020 | Eva Pfanzerler, Ute Hasenöhrli, Eric Burton | I–VII |
| Best-Paper-Awards 2020 | | 9 |
| Reinhold-Bichler-Preis 2020 | Stefan Hechl „Game of Kompetenzen“? Eine Analyse der Einsatzmöglichkeiten von „Game of Thrones“ im kompetenzorientierten Unterricht in Geschichte, Sozialkunde & Politische Bildung | 11–42 |
| Franz-Mathis-Preis 2020 | Alexander Renner Die Bukowina als eine Insel des „Deutschthums“ im Osten? Deutsche Kulturverbreitung und deren Wahrnehmung in Reiseberichten aus dem 19. Jahrhundert | 43–58 |
| Brigitte-Mazohl-Preis 2020 | Anna Kirchgatterer Dezentrale „Euthanasie“ in der Heil- und Pflegeanstalt Niedernhart. Untersuchung am Beispiel ausgewählter Krankenakten. | 59–79 |
| UNO-Center-Austria-Preis in transatlantischer Geschichte 2020 | Maximilian Gröber Von militärischer Notwendigkeit zu individueller Verantwortlichkeit – Der Fall „Al Mahdi“ als Zäsur in der strafrechtlichen Ahndung von Kulturgutzerstörung auf internationaler Ebene | 81–103 |



historia scribere

Jahrgang 12
Juni 2020

Online Zeitschrift der Institute für Alte Geschichte und Altorientalistik, Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie sowie Zeitgeschichte der Universität Innsbruck zur Publikation studentischer Arbeiten

Runner-Up-Awards 2020

105

Thomas-Albrich- Preis 2020

Moritz Oberhollenzer
Winfried „Mustapha“ Müller und der algerische
Unabhängigkeitskrieg

107–120

Helmut-Alexander- Preis 2020

Konrad Pölz
„Gastarbeiter hatten wir gerufen, gekommen sind
aber Menschen.“ Historische Netzwerkanalyse zum
medialen Diskurs über „Gastarbeiter*innen“ in
österreichischen Tageszeitungen 1973

121–138

Hermann-Kuprian- Preis 2020

Loréne Heimerl
„Pietismus ist Kommunikation.“ Historische Netzwerkanalyse
der Korrespondenz Johann Christoph Martinis (1722 – 1732)

139–157

Tanja Braunschmid
Die Entwicklung des Fremdenverkehrs in der Stadt Kufstein
bis 1914. Sommerfrische, Bergsport, Kur und die Anfänge
des Wintertourismus

159–188

Verena Hechenblaikner
Die Veränderung des alpinen Schutzhüttenbaus vom
19. bis zum 21. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Umwelt-
geschichte Westösterreichs

189–203



historia scribere

Jahrgang 12
Juni 2020

Online Zeitschrift der Institute für Alte Geschichte und Altorientalistik, Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie sowie Zeitgeschichte der Universität Innsbruck zur Publikation studentischer Arbeiten

Lobende Erwähnungen 2020

(Gesponsert von
Josef Riedmann
und
Christoph Ulf)

| | |
|--|----------------|
| | 205 |
| Vera Flatz Gesellschaftlicher und rechtlicher Status der Sprachmeister*innen in der Frühen Neuzeit. Sprachliche Fähigkeiten als entscheidendes Kriterium? | 207–219 |
| Katharina Föger Zwischen Zustimmung und Ablehnung: Hồ Chí Minhs Antikolonialismus in der Komintern | 221–230 |
| Benedikt Kapferer „Wo bleibt der demokratische Geschichtsunterricht?“ Der Umgang mit der NS-Vergangenheit in Schulbildung und Gesellschaft am Beispiel von Taras Borodajkewycz und Hans-Ulrich Rudel | 231–245 |
| Ferdinand Kleyhons <i>Agoge</i> und <i>Paideia</i> – Ein Überblick über die Erziehungssysteme Spartas und Athens | 247–260 |
| Sabrina Pilsinger Reformation und Bauernkrieg | 261–276 |
| Wolfgang Wanek Das Brautinventar der Paola Gonzaga: Hochzeitswagen und Brauttruhen | 277–304 |

Vorwort zur zwölften Ausgabe von *historia.scribere* (2020)

Im Sommersemester 2020 ist vieles anders: An die Stelle des trubeligen Unibetriebs – mitunter hektisch, aber immer inspirierend – sind geschlossene Hörsäle, Bibliotheken und Archive getreten. *Home-Office* und Video-Konferenzen ersetzen die vertrauten Diskussionen und Gespräche mit Kommiliton*innen und Kolleg*innen, zwischen Studierenden und Dozent*innen. Auch an der Redaktionsarbeit von *historia.scribere* ist die Corona-Krise nicht spurlos vorbeigegangen. Unzählige WhatsApp-Nachrichten und Online-Konferenzen haben den „kurzen Dienstweg“ zwischen den Büros ersetzt – vor allem aber muss dieses Jahr die feierliche Preisverleihung der prämierten Arbeiten in den Räumen der Wagner’schen Universitätsbuchhandlung entfallen. Sie wird – für uns ein Novum – durch eine Online-Veranstaltung ersetzt, die online gestreamt und auch in Zukunft für Interessierte online abrufbar sein wird.

Dass *historia.scribere* die größeren und kleineren Hürden der Corona-Zeit so gut meistern konnte, ist auch und vor allem dem engagierten Redaktionsteam zu verdanken, für diese zwölfte Ausgabe in einer neuen Zusammensetzung. Während sich Irene Madreiter von der Arbeit an *historia.scribere* zurückgezogen hat, um sich dem Abschluss ihrer Habilitation zu widmen, ist Eric Burton neu zum **Herausgeber*innenteam** dazugestoßen. Eric arbeitet seit April 2019 als Assistenzprofessor am Institut für Zeitgeschichte und beschäftigt sich in globalgeschichtlicher Perspektive mit Dekolonisierung und Befreiungsbewegungen, Sozialismen, Entwicklungspolitik sowie afrikanischer Bildungsmigration und Ost-Süd-Beziehungen während des Kalten Kriegs. Wir freuen uns auf die weitere Zusammenarbeit!

Auch das studentische **Redaktionsteam** von *historia.scribere* trat für die zwölfte Ausgabe in neuer Zusammensetzung an. So haben uns Stefan Hechl und Nicole Hacksteiner als studentische Mitarbeiter*innen unterstützt – dankenswerterweise finanziert von der Philosophisch-Historischen Fakultät, ohne deren Grundfinanzierung *historia.scribere* in dieser Form nicht umsetzbar wäre. Seit Ausgabe 10 erhalten wir zudem Unterstützung durch Best-Practice-Stellen im Rahmen des „Wissenschaftlichen Ausbildungsprogramms der Richard- & Emmy-Bahr-Stiftung in Schaffhausen“ – auch hier ein herzlicher Dank für die großzügige Unterstützung! Die Stellen wurden in diesem Jahr von Marina Blum und Anna Kirchgatterer besetzt. Vervollständigt wurde das Redaktionsteam durch Verena Hechenblaikner und Alexander Renner als Praktikant*innen im Rahmen des Bachelorstudiums Geschichte. Ohne unsere studentischen Mitarbeiter*innen würde Ausgabe 12 sicher nicht in jener Form vorliegen, die Sie als Leser*innen nun vor sich haben. Mit viel Herzblut und bestens vernetzt durch

soziale Medien gelang trotz Corona ein ebenso reibungsloses wie konstruktives Arbeiten selbst in den anstrengendsten Phasen des Redaktions- und Lektoratsprozesses. Wir hoffen sehr, die eine oder den anderen auch in den folgenden Ausgaben wieder als Mitarbeiter*in begrüßen zu können.

Der erste **Reviewprozess** wurde wie gewohnt vom Redaktionsteam sowie einer nochmals gewachsenen Zahl an Kolleg*innen, darunter auch Dissertant*innen und Projektmitarbeiter*innen, vorgenommen. Dazu gehörten in alphabetischer Reihenfolge in diesem Jahr: Marcel Amoser, Gunda Barth-Scalmani, Günter Bischof, Ingrid Böhler, Andrea Brait, Maria Buck, Alwin Cubasch, Markus Debertol, Elisabeth Dietrich-Daum, Stefan Ehrenpreis, Sabine Fick, Ellinor Forster, Ina Friedmann, Ioanna Georgiou, Maria Heidegger, Marina Hilber, Julia Hörmann-Thurn-und-Taxis, Matthias Hoernes, Barbara Klaus, Patrick Kupper, Philipp Lehar, Andreas Maier, Odinn Melsted, Reinhard Niessner, Sarah Oberbichler, Irene Pallua, Alexander Piff, Martin Rohde, Kurt Scharr, Kordula Schnegg, Michael Span, Elena Taddei, Brigitte Truschnegg, Andrea Urthaler, Judith Welz und Noam Zadoff. Herzlichen Dank an alle, die uns wieder ihre knapp bemessene Zeit schenkten und durch ihre fundierten Gutachten den Auswahlprozess der Best Papers wesentlich erleichterten!

Ebenso ist es mittlerweile schon Tradition, dass wir all jenen Institutionen und Personen danken dürfen, die **Preisgelder** für die Best Papers und für die Runner-Ups zur Verfügung gestellt haben. Erneut treu geblieben sind uns die Philosophisch-Historische Fakultät und die Emerita/Emiriti bzw. Ruheständler*innen der beteiligten Institute: Thomas Albrich, Reinhold Bichler, Hermann Kuprian, Franz Mathis, Brigitte Mazohl, Josef Riedmann, Helmut Alexander und Christoph Ulf. Einen Sonderpreis stiftete zudem das Center Austria der University of New Orleans. Wir bedanken uns ganz herzlich!

Besonders hervorheben möchten wir das anhaltende Engagement der Wagner'schen Buchhandlung in Person von Markus Renk, der die verliehenen Geldpreise durch Buchgutscheine großzügig unterstützt hat – und dies, obgleich es dieses Jahr nicht möglich war, die Preisverleihung der Best-Paper-Awards in seinen Räumlichkeiten feierlich zu begehen. Ein weiterer Dank geht an das Vizerektorat für Forschung der Universität Innsbruck, das durch einen Druckkostenzuschuss die fortgesetzte Zusammenarbeit mit der *innsbruck university press (iup)* ermöglichte. Der *iup* und dem VR Forschung sei deshalb abermals für die kollegiale, professionelle und anhaltend konstruktive Zusammenarbeit gedankt.

Die Auswahl der „Best Papers“ ist uns auch dieses Jahr aufgrund der hohen Qualität der Einsendungen nicht leichtgefallen. Von den 37 Einreichungen im Herbst 2019 haben 15 Arbeiten das zweistufige Peer-Review-Verfahren erfolgreich durchlaufen. Neben vier Best-Paper-Awards werden dieses Jahr fünf Runner-Up-Awards (also zweite Preise) sowie sechs Lobende Erwähnungen vergeben. Das Themenspektrum der prämierten Arbeiten zeugt von der Vielfalt der Lehre und deckt alle in Innsbruck vertretenen historischen Kernfächer ab. Neben methodischen Arbeiten zur Historischen Netzwerk-

analyse finden sich beispielsweise auch umwelt- und tourismushistorische Studien, Reflexionen zur Geschichtsdidaktik, objektzentrierte Untersuchungen oder Arbeiten zur (post-)kolonialen Geschichte.

Werfen wir zunächst einen Blick auf die vier Best Papers:

Eine zeitgeschichtliche Seminararbeit erhält in diesem Jahr den **UNO Center Austria Prize in Transatlantic History**, der zugleich einen Best-Paper-Award von *historia.scribere* bildet. **Maximilian Gröber** setzt sich in seiner Arbeit „Von militärischer Notwendigkeit zu individueller Verantwortlichkeit – Der Fall ‚Al Mahdi‘ als Zäsur in der strafrechtlichen Ahndung von Kulturgutzerstörung auf internationaler Ebene“ mit dem Prozess gegen Ahmad Al Faqi Al Mahdi vor dem Internationalen Strafgerichtshof in Den Haag auseinander, der als Teil der islamistischen Gruppe *Ansar Dine* für den Angriff auf die UNESCO-Weltkulturerbestätten in Timbuktu (Mali) im April 2012 verantwortlich war. Gröber sieht in diesem Prozess eine Zäsur in der strafrechtlichen Ahndung der Zerstörung von Kulturgütern, der zugleich das Resultat eines langwierigen Verrechtlichungsprozesses darstellt. Mit seiner Studie lotet Gröber souverän die Synergien zwischen Zeit- und Rechtsgeschichte aus – ein anspruchsvolles Unterfangen, das nicht zuletzt durch die akribische Aufarbeitung des Forschungsstandes und die differenzierte Argumentation überzeugt.

Der **Reinhold-Bichler-Preis** geht an **Stefan Hechls** Seminararbeit „Game of Kompetenzen? Eine Analyse der Einsatzmöglichkeiten von ‚Game of Thrones‘ im kompetenzorientierten Unterricht in Geschichte, Sozialkunde & Politische Bildung“, die im Rahmen eines Vertiefungsseminars im Fach Neuzeit entstanden ist. Hechl gibt in seiner Arbeit nicht nur pragmatisch-praktische Hinweise, wie sich das in einer fiktiven Mittelalterwelt angesiedelte Fantasy-Werk zur Vermittlung von Geschichtskennntnissen zum „realen“ Mittelalter nutzen lässt. Er interpretiert „Game of Thrones“ darüber hinaus auch als Spiegel der Gegenwart – der etwa Phänomene wie Eurozentrismus, Gender oder Diversität reflektiert – und stellt nicht zuletzt kluge Überlegungen an, wie beliebte (Fernseh-)Serien das populäre Mittelalterbild in den Köpfen der Zuschauer*innen prägen und verändern.

Der **Brigitte-Mazohl-Preis** wird in diesem Jahr an die zeitgeschichtliche Bachelorarbeit „Dezentrale ‚Euthanasie‘ in der Heil- und Pflegeanstalt Niedernhart. Untersuchung am Beispiel ausgewählter Krankenakten“ von **Anna Kirchgatterer** verliehen. Ihre Arbeit zeichnet sich vor allem durch eine beispielhafte Transparenz in der Darstellung der Analyselogik und den kritischen Umgang mit Primärquellen aus. Mittels einer akribischen Lektüre von Krankenakten weist Kirchgatterer nach, dass sich die Tötung von Menschen in der Heil- und Pflegeanstalt im oberösterreichischen Niedernhart bei Linz vor allem durch indirekte Indizien zwar vermuten, aber selten zweifelsfrei belegen lässt.

Aus dem Bereich der Österreichischen Geschichte stammt die prämierte Proseminararbeit von **Alexander Renner**, die heuer mit dem **Franz-Mathis-Preis** ausgezeichnet

wird. Unter dem Titel „Die Bukowina als eine Insel des ‚Deutschthums‘ im Osten? Deutsche Kulturverbreitung und deren Wahrnehmung in Reiseberichten aus dem 19. Jahrhundert“ nimmt Renner die Darstellung dieser heute zu Rumänien und der Ukraine gehörenden Region unter die Lupe, die einst einen Teil des Habsburgerreichs bildete. Dabei vergleicht Renner die historischen Schilderungen von Reiseschriftstellern kenntnisreich mit heutigen Forschungspositionen und kommt zum Fazit, dass die deutschsprachigen Autoren im 19. Jahrhundert die Bukowina als besonders „zivilisierten“ Ort im ansonsten als unkultiviert angesehenen Osten darstellten. Wie Renner zeigt, übertrieben die Schriftsteller, sowohl was die Verbreitung des „Deutschthums“ anging, als auch in Bezug auf den vermeintlich „deutschen“ Charakter jener kulturellen Aspekte, die sie besonders hervorhoben.

Fünf Arbeiten aus den Fächern Österreichische Geschichte, Zeitgeschichte sowie Wirtschafts- und Sozialgeschichte erhalten **Runner-Up-Preise**. Zwei von ihnen entstanden im Rahmen eines Seminars der Wirtschafts- und Sozialgeschichte zur Historischen Netzwerkanalyse. Anhand höchst unterschiedlicher Themen und Quellenbestände zeigen sie die Potentiale – aber auch die Grenzen – dieser Methode für die historische Forschung. **Konrad Pölzl** nimmt in seiner mit dem **Helmut-Alexander-Preis** ausgezeichneten Arbeit „Gastarbeiter hatten wir gerufen, gekommen sind aber Menschen“ den medialen Diskurs über „nichtnationalisierte Arbeiternehmer*innen“ in österreichischen Tageszeitungen des Jahres 1973 in den Blick. Anhand eines umfangreichen Korpus von 199 Artikeln der drei auflagenstärksten Blätter Österreichs – „Kurier“, „Presse“ und „Arbeiter-Zeitung“ – weist Pölzl mit seiner Netzwerkanalyse minutiös nach, wie sich die Akteure in unterschiedlichen Kontexten zum Thema „Gastarbeiter*innen“ positionierten und wie die Thematik im Wahlkampf zur Wiener Landtags- und Gemeinderatswahl instrumentalisiert wurde. **Loréne Heimerl** wiederum wendet in ihrer Arbeit „Pietismus ist Kommunikation“ die Historische Netzwerkanalyse auf die Korrespondenz des Predigers Johann Christoph Martini aus den Jahren 1722 bis 1732 an, um dessen Bedeutung innerhalb des pietistischen Halle-London-Netzwerks zu eruieren. Den Erkenntnisgewinn durch die Historische Netzwerkanalyse beurteilt Heimerl kritisch. Diese ermögliche zwar eine aufschlussreiche Visualisierung derartiger „Ego-Netzwerke“, welche die Zusammenhänge innerhalb größerer Gesamtnetzwerke aufzuzeigen vermögen. Dennoch sei eine genaue inhaltliche Analyse des Briefwechsels nötig, um dem „Networking“ des frühen 18. Jahrhunderts auf die Spur zu kommen. Heimerls Arbeit wird mit dem **Hermann-Kuprian-Preis** ausgezeichnet.

Zwei Proseminararbeiten werden ebenfalls mit Runner-Up-Preisen prämiert. **Moritz Oberhollenzer**, der den **Thomas-Albrich-Preis** erhält, untersucht mit seiner zeitgeschichtlichen und transnational angelegten Proseminararbeit „Winfried ‚Mustapha‘ Müller und der algerische Unabhängigkeitskrieg“, wie der in Deutschland geborene und teils in Tirol aufgewachsene Müller zum Kampf der algerischen Befreiungsbewegung gegen die französische Kolonialmacht in den 1950er- und frühen 1960er-Jahren beitrug. Oberhollenzer betont dabei nicht nur Müllers Rolle in der Organisation eines Rückführungsdienstes, durch den Söldner in der französischen Fremdenlegion (darun-

ter auch zahlreiche Deutsche) zur Desertation bewegt wurden, sondern auch seinen Beitrag zur internationalen Anerkennung und Vernetzung der Befreiungsbewegung. Oberhollenzer weist durch seinen Fokus auf einen transnational agierenden Akteur anschaulich auf die grenzüberschreitenden Dimensionen von Dekolonisierungsprozessen hin.

Die zweite ausgezeichnete Proseminararbeit ist „Die Veränderung des alpinen Schutzhüttenbaus vom 19. bis zum 21. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Umweltgeschichte Westösterreichs“ von **Verena Hechenblaikner**, eingereicht im Proseminar Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Sie zeigt, wie sich die Hüttenbautätigkeiten und das Umweltbewusstsein der Alpenvereine im Laufe der Zeit wandelten: Dem „Bauboom“, der ab den 1860er-Jahren durch den Wettbewerb neu gegründeter alpiner Organisationen einsetzte und zunächst bis zum Ersten Weltkrieg anhielt, folgte eine Kritik an ausufernden Luxusbauten in der Zwischenkriegszeit. Der bereits im Zuge dieser Debatten zur Sprache gekommene Naturschutzgedanke stand allerdings im Widerspruch zum fortgesetzten Schutzhüttenbau und wurde erst ab den 1970er-Jahren mit der Nutzung neuer energieschonender Technologien und Bauweisen praxiswirksam. Einen weiteren Runner-Up-Preis erhält die thematisch verwandte und im Bereich Österreichische Geschichte von **Tanja Angela Braunschmid** eingereichte Bachelorarbeit „Die Entwicklung des Fremdenverkehrs in der Stadt Kufstein bis 1914. Sommerfrische, Bergsport, Kur und die Anfänge des Wintertourismus“. Als Grundlage für die zunehmenden Besucherzahlen und die wachsende ökonomische Bedeutung des Fremdenverkehrs vor dem Ersten Weltkrieg identifiziert Braunschmid die verbesserte Erreichbarkeit durch die Anbindung an das Eisenbahnnetz, die Austragung von Wintersportwettbewerben sowie eine zweckdienliche Förderung und Institutionalisierung des Tourismus. Dabei weist sie nach, dass es Kufstein solcherart bereits in den letzten Jahren der Habsburgerzeit gelang, die Wintersaison als zusätzliches touristisches Standbein zur „Sommerfrische“ zu etablieren. Beide Runner-Up-Preise wurden von der **Philosophisch-Historischen Fakultät** gesponsert.

Die Preisgelder für jene Arbeiten, die heuer eine **Lobende Erwähnung** erhalten, wurden von **Josef Riedmann** und **Christoph Ulf** gespendet. Die sechs Texte (eine Proseminararbeit, drei Seminararbeiten sowie zwei Essays aus der Kategorie „Varia“) spannen zeitlich und thematisch einen weiten Bogen. Am weitesten zurück führt uns die Proseminararbeit „*Agoge* und *Paideia* – Ein Überblick über die Erziehungssysteme Spartas und Athens“ von **Ferdinand Kleyhons** aus dem Fach Alte Geschichte. **Wolfgang Wanek** lotet in seiner Seminararbeit „Das Brautinventar der Paola Gonzaga: Hochzeitswagen und Brauttruhen“ die Erkenntnispotentiale der Objektgeschichte für die Geschichte des Mittelalters aus. **Sabrina Pilsinger** bringt in ihrer Seminararbeit „Reformation und Bauernkrieg“ aus dem Fach Österreichische Geschichte die Forschungen zu diesen beiden Großereignissen des 15. und 16. Jahrhunderts in Beziehung zueinander. **Vera Flatz** analysiert in ihrer Seminararbeit im Fach Neuzeit „Gesellschaftlicher und rechtlicher Status der Sprachmeister*innen in der Frühen Neuzeit“, ob in dieser Hinsicht sprachliche Fähigkeiten ein entscheidendes Kriterium waren. Die beiden

„Varia“-Arbeiten entstammen der Zeitgeschichte. **Benedikt Kapferer** fragt „Wo bleibt der demokratische Geschichtsunterricht?“ und untersucht am Beispiel von Taras Borodajkewycz und Hans-Ulrich Rudel den Umgang mit der NS-Vergangenheit in Schulbildung und Gesellschaft. **Katharina Föger** schließlich nimmt in ihrem Essay „Zwischen Zustimmung und Ablehnung“ Hồ Chí Minhs Antikolonialismus in der Komintern unter die Lupe.

Wir wünschen den Autor*innen der zwölften Ausgabe von *historia.scribere* eine ähnlich rege Leserschaft wie in den letzten Jahren. 2019 hatte *historia.scribere* 28.000 „unique visitors“ zu verzeichnen, die der Seite 37.000 Besuche abstatteten und damit 86.000 unterschiedliche Treffer generierten. Die meisten Zugriffe gab es montags, gefolgt von samstags. Die tägliche zeitliche Verteilung der Zugriffe könnte darauf hinweisen, dass die Lektüre von *historia.scribere* eher eine Beschäftigung nach den Kernzeiten des Studiums bzw. der Arbeit ist: Zwischen 17.00 und 19.00 Uhr gab es den meisten Verkehr auf der Seite, gefolgt vom Zeitraum zwischen 12.00 und 17.00 Uhr.

Die Herkunft der Besucher*innen hat sich indes in diesem Jahr leicht verändert. Erstaunlicherweise sind die meisten Zugriffe nicht länger aus Österreich zu verzeichnen, sondern rund 48 Prozent stammten aus Deutschland, 17 Prozent stiegen über unbekannte IP-Adressen ein. Erst dann folgten mit 11 Prozent Österreich, 12,5 Prozent machten gemeinsam „.com“- und „.net“-Zugriffe aus, immerhin 4 Prozent erfolgten aus dem US-Bildungssektor (also mit „.edu“-Länderkennzeichen), 3,5 Prozent aus der Schweiz und 1 Prozent aus Italien. Meistens kamen die Besuche über Suchmaschinen, davon hauptsächlich über Google. Von den „external services“ erfolgten sehr viele Zugriffe von „plagscan.com“, der im akademischen Bereich häufig genutzten Plagiatssoftware. Die am häufigsten benutzten Keywords, die zu einem Zugriff auf *historia.scribere* führten, waren *globalisierung*, *publikationen*, *minderheiten*, *frau(en)*, *phasen*, *absolutismus*, *griechenland*, *krieg*, *kaiserreich* und *indien*.

Die in Ausgabe Nr. 11 (2019) publizierten Aufsätze wurden im Schnitt 161 Mal aufgerufen und heruntergeladen, wobei zwei Texte besonders große Aufmerksamkeit erhielten. Dies war einmal die Seminararbeit von Julian Ascher „Zwischen Dynastie, Kalifat und Scharia. Eine interdisziplinäre Betrachtung der Herrschaftslegitimation im frühneuzeitlichen Osmanischen Reich und der heutigen Türkei“ und die als Best Paper ausgezeichnete Bachelorarbeit von Konrad Pölzl zum Thema „Unterdrückung–Diskriminierung–Verfolgung. Das Schicksal der Geschwister Olga Quandest und Karl Loewit“.

Nach wie vor – und seit vielen Jahren – gibt es einige Spitzenreiter, was die Zugriffszahlen angeht. Führend ist die Arbeit von Natalie Lorenz und Michael Bachlechner, „Was ist Globalisierung? Definition – Phasen der Entwicklung – Dimensionen“, publiziert in der Ausgabe *historia.scribere* Nr. 4 (2012), gefolgt von Marcel Amosers „Nationalismus und Minderheiten im Deutschen Reich 1871–1880 unter Berücksichtigung der Rolle Bismarcks“ der Ausgabe Nr. 3 (2011). Auf den weiteren Plätzen liegen die Aufsätze von Claus Oberhauser aus der Ausgabe Nr. 6 (2014) „Friedrich II.: „Aufgeklärter Absolutis-

mus“ und von Magdalena Pernold aus der Ausgabe Nr. 3 (2011) „Leibeigenschaft und Grundherrschaft im mittelalterlichen Mitteleuropa“.

Anzumerken ist darüber hinaus, dass mittlerweile in der deutschsprachigen Wikipedia in den Einträgen „Spartacus“, „Skigebiet Laterns-Gapfohl“, „Islam in Indien“, „Deglobalisierung“ und „Ämterkauf“ Links auf Publikationen in *historia.scribere* gesetzt sind. In der englischsprachigen Wikipedia wiederum wird bei zwei Einträgen auf Texte in *historia.scribere* verlinkt, und zwar bei „Far-right subcultures“ sowie bei „Ignaz Anton von Indermauer“.

Wir hoffen, dass die breite Rezeption der publizierten Artikel sowie die enorme Bandbreite der publizierten Arbeiten weitere Studierende inspirieren wird und wir im Herbst 2020 – trotz derzeit Corona-bedingt eingeschränktem Lehrbetrieb – eine Vielzahl spannender Arbeiten für den Review-Prozess der 13. Ausgabe erhalten werden. Doch vorerst freuen wir uns über die Fertigstellung der gelungenen zwölften Ausgabe und wünschen allen Leser*innen *bonne lecture!*

Eric Burton, Ute Hasenöhr und Eva Pfanzer

Best-Paper-Awards 2020

Reinhold-Bichler-Preis 2020

Brigitte-Mazohl-Preis 2020

Franz-Mathis-Preis 2020

UNO Center Austria Prize in Transatlantic History 2020

& gesponsert von der Wagner'schen Buchhandlung

„Game of Kompetenzen“? Eine Analyse der Einsatzmöglichkeiten von „Game of Thrones“ im kompetenzorientierten Unterricht in Geschichte, Sozialkunde & Politische Bildung

Stefan Hechl

Kerngebiet: Neuzeit

eingereicht bei: assoz. Prof. Dr. Elena Taddei

eingereicht im: WiSe 2018/19

Rubrik: Seminar-Arbeit (Vertiefung)

Abstract

“Game of Competences?” An analysis of possible uses of “Game of Thrones” in competence-orientated history lessons

This paper assesses whether the popular TV series “Game of Thrones” can be used for teaching (medieval) history in schools. Based on the Austrian history curriculum, it can be said that these representations of an imagined medieval past are a valid and important tool for teaching medieval history as well as for developing certain skills and competences needed to critically analyse and deconstruct representations of the past. This paper analyses various aspects of “Game of Thrones” (such as ethnic diversity, gender, Eurocentrism, etc.) and describes their potential for a didactic approach in history lessons. Additionally, the possibilities of using “Game of Thrones” for a general approach to analysing and teaching the politics of medievalism in the history classroom are discussed.

1. Einleitung

„Thus we are at present witnessing, both in Europe and America, a period of renewed interest in the Middle Ages, with a curious oscillation between fantastic neomedievalism and responsible philological examination.“¹

1 Umberto Eco, *Travels in Hyperreality*, San Diego 1986, S. 63.

Diese Diagnose von Umberto Eco, dem großen italienischen Semiotiker und Schriftsteller, erfolgte zwar schon 1986, doch sie ist heute vielleicht noch zutreffender als damals. Anders ist der weltweite Erfolg von Filmen und Serien wie „Game of Thrones“² wohl kaum zu erklären. Doch während Eco in seiner Bestandsaufnahme vor allem auf „klassische“ fiktionale Verarbeitungen des Mittelalters anspielt, ist „Game of Thrones“ etwas Anderes: eine Fantasy-Serie, die eigentlich gar nicht im Mittelalter spielt – und dann aber doch. Aber was ist dieses Mittelalter überhaupt? Wie entsteht es in den Köpfen der Zuseher*innen und welche Rolle spielen dabei Medien wie „Game of Thrones“? Können wir etwas daraus lernen oder ist die Serie nichts weiter als Unterhaltung und Fiktion? Hier setzt diese Arbeit an: Es wird der Frage nachgegangen, ob die Popularität von „Game of Thrones“ gewinnbringend im Geschichteunterricht eingesetzt werden kann und wenn ja, wie das denn möglich wäre. Dazu wird es nötig sein, zunächst zu klären, inwiefern „Game of Thrones“ als mittelalterlich bezeichnet werden kann, was sich dazu im (in diesem Fall österreichischen) Lehrplan zum Thema Mittelalter findet und wie diese beiden Aspekte kombiniert werden können. Die These dieser Arbeit lautet, dass es hier sehr wohl Synergien gibt, die im Unterricht genutzt werden können, auch wenn sie im ersten Moment nicht ganz offensichtlich sind. Dies hat viel mit dem neuen österreichischen Lehrplan zu tun, welcher auf den Erwerb historischer und politischer Kompetenzen ausgerichtet ist. Dieser Fokus ermöglicht es, auch ein popkulturelles Produkt wie „Game of Thrones“ für die Ziele der Geschichtsdidaktik zu nutzen.

Die Arbeit beginnt mit einer Bestandsaufnahme zur Serie an sich, zu ihrer Beliebtheit und zur Situation des Mittelalters im Geschichteunterricht. Danach wird, zum besseren Verständnis der Analyse, der aktuelle Lehrplan für „Geschichte, Sozialkunde und Politische Bildung“ erläutert. Darauf folgen in einem Theorieteil grundsätzliche Überlegungen zur Frage, ob das Mittelalter denn existierte und wenn ja, in welcher Form. Schließlich wird im Analyseteil herausgearbeitet, wo Schnittpunkte und Einsatzmöglichkeiten von „Game of Thrones“ im Geschichteunterricht liegen. Abschließend folgen noch einige pragmatisch-praktische Hinweise zur Umsetzung und zu möglichen Hürden auf dem Weg dorthin.

Der Forschungsstand zum konkreten geschichtsdidaktischen Aspekt fiktiver Historien-Serien ist recht dürftig, wenngleich sich mit Amy Kaufman,³ Shiloh Carroll⁴ und Marina Wallner⁵ mittlerweile mehrere Autor*innen mit „Game of Thrones“ zwischen „medieval“ und „medievalism“⁶ und mit der didaktischen Umsetzung beschäftigt haben. Zu speziellen inhaltlichen Themen, welche im Lauf der Arbeit behandelt werden – in Bezug auf „Game of Thrones“, das Mittelalter generell oder auf den österreichischen Lehrplan –, gibt es ebenfalls etliche nützliche Publikationen, wie etwa von Josefa Niedermaier,⁷

2 David Benioff/Daniel Brett Weiss, *Game of Thrones*, Staffeln 1–7, USA 2011–2017.

3 Amy Kaufman, Lowering the Drawbridge, in: *This Year's Work in Medievalism* 28 (2013), [<https://sites.google.com/site/theyearsworkinmedievalism/all-issues/28-2013>], eingesehen 26.4.2019.

4 Shiloh Carroll, *Medievalism in A Song of Ice and Fire and Game of Thrones*, Woodbridge 2018.

5 Marina Wallner, *You Know Nothing. Die gegenseitige Einflussnahme von Game of Thrones und individuell konstruierten Geschichtsbildern des Mittelalters von Schülerinnen und Schülern*, Dipl. Wien 2017.

6 Diese Begriffe werden in weiterer Folge noch erklärt.

7 Josefa Niedermaier, *Body and Relationship Politics in Game of Thrones*, MA Innsbruck 2017.

Valerie E. Frankel⁸ oder Carolyne Larrington.⁹ Insgesamt ist das Genre Mittelalter-Fantasy mittlerweile vor allem aus kultur- und medienwissenschaftlicher Sicht gut erforscht. An und für sich füllt diese Arbeit eine für die Schulpädagogik auffallende Forschungslücke, weil die konkrete Verbindung zwischen „Game of Thrones“ und der Unterrichtspraxis anhand des österreichischen Lehrplans für Geschichte bisher noch nicht explizit analysiert und beschrieben wurde.

2. Die Ausgangslage

2.1 Die Popularität von „Game of Thrones“

„Game of Thrones“ ist in aller Munde – oder eher in aller Augen und Ohren. Die siebte (und somit vorletzte) Staffel brach 2017 Quotenrekorde sowohl bei den Fernsehzuseher*innen als auch bei den illegalen Downloads.¹⁰ Die achte und letzte Staffel aus dem Jahr 2019 konnte diese Werte ein weiteres Mal übertreffen.¹¹ In Österreich genießt die Serie ebenfalls höchste Popularität, auch in der – für diese Arbeit relevanten – Zielgruppe der 14- bis 19-jährigen Schüler*innen, wenngleich dafür nur anekdotische Evidenz seitens des Verfassers vorhanden ist. Diese deckt sich aber mit allgemeinen Beobachtungen zur zunehmenden Bedeutung des nicht-linearen Fernsehens und den veränderten Medienkonsumbedingungen: So ist etwa die Nutzung von Streamingportalen wie Netflix oder Amazon Prime bei Jugendlichen in den letzten Jahren stark angestiegen. 77 Prozent aller Haushalte besitzen ein entsprechendes Abo.¹² „Game of Thrones“ ist in Österreich über mehrere – legale und semi-legale – Streamingdienste jederzeit verfügbar und ist außerdem Teil einer Art „Popkultur des 21. Jahrhunderts“ geworden.

Anders ist es mit dem Mittelalter im Geschichteunterricht: Über dessen Popularität kann zwar ohne eine quantitative Umfrage unter Schüler*innen keine Aussage getroffen werden, doch fest steht jedenfalls, dass diese Epoche rein quantitativ gesehen keinen großen Raum im Lehrplan bzw. im Unterricht allgemein einnimmt. Eine Studie des Wiener Geschichtsdidaktikers Philipp Mitnik zeigt, dass an Allgemeinbildenden Höheren Schulen die Zeitgeschichte und die Politische Bildung das dominierende Thema bei den Fragen zur mündlichen Reifeprüfung sind. Werden diese Maturafragen auf den gesamten Oberstufenunterricht umgelegt, zeigt sich also, dass die Zeitgeschichte und die damit ja stark verknüpfte Politische Bildung die thematischen Spitzenreiter im Unterricht in Geschichte, Sozialkunde und Politische Bildung sind. Die Alte Geschichte und das Mittelalter fristen hingegen ein Dasein als marginalisierte Epochen und auch

8 Valerie E. Frankel, *Women in Game of Thrones. Power, Conformity and Resistance*, Jefferson 2014.

9 Carolyne Larrington, *Winter Is Coming. The Medieval World of Game of Thrones*, London 2015.

10 o. A., „Game of Thrones“-Finale: Quoten- und Piraterie-Rekorde, in: *der Standard.at*, 29.8.2017, [<https://derstandard.at/2000063282598/Game-of-Thrones-Finale-Quoten-und-Piraterie-Rekorde>], eingesehen 26.4.2019.

11 Matt Webb Mitovich, *Game of Thrones Slays Viewership Record with Battle of Winterfell*, in: *TVLine*, 30.4.2019, [<https://tvline.com/2019/04/30/game-of-thrones-ratings-battle-of-winterfell-season-8-episode-3/>], eingesehen 29.2.2020.

12 Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest, *JIM-Studie 2018. Jugend, Information, Medien*, S. 47, [https://www.mpfs.de/fileadmin/files/Studien/JIM/2018/Studie/JIM2018_Gesamt.pdf], eingesehen 29.2.2020. Für Österreich sind ähnliche Zahlen anzunehmen.

in der Neuzeit gilt: je später, desto mehr.¹³ Rein quantitativ nimmt das Mittelalter im Lehrplan also einen viel geringeren Raum ein als spätere Epochen.

Weiters ist zu hinterfragen, welches Bild vom Mittelalter in den wenigen Stunden, in denen dazu gelehrt und gelernt wird, vermittelt wird. Vor allem seit der Umstellung des Lehrplans und der Forcierung der Kompetenzorientierung (mehr dazu unten) finden sich in immer mehr Schulbüchern „progressive“ Inhalte. Darunter ist ein didaktisches Bild des Mittelalters zu verstehen, das über die bloße Darstellung von Rittertum, der Ostarrîchi-Urkunde und simplifizierten bis falschen Darstellungen der sogenannten „Völkerwanderung“, wie es bis vor wenigen Jahren durchaus noch häufig der Fall war, hinausgeht. Die neue Auflage des Schulbuchs „GO!5“¹⁴ beinhaltet zum Mittelalter Unterkapitel zu den Themen „Was verstehen wir unter Mittelalter?“, Globalisierung, Migration und Frauenrechte sowie zur kompetenzorientierten Behandlung dieser Themen. Auch globalgeschichtliche Ansätze und ein Kapitel zum chinesischen Kaiserreich sind vorhanden. In der fünften Klasse AHS, in der das Mittelalter primär seinen Platz findet, ist für den Geschichteunterricht allerdings nur eine Wochenstunde vorgesehen. So muss die Lehrperson das Allerwichtigste auswählen und kann oft nur wenig bis gar nicht auf das Schulbuch eingehen bzw. dessen Möglichkeiten nicht im Vollen ausschöpfen. Teils werden auch noch Schulbücher oder sonstige Materialien verwendet, welche nicht diesen neueren Standards entsprechen.

Wie lässt sich also die große Popularität von „Game of Thrones“ mit der vergleichsweise geringen Behandlung des Mittelalters im Geschichteunterricht in Verbindung setzen? Eine zentrale Erkenntnis aus der Analyse von Marina Wallner ist, dass Schüler*innen laut deren Selbsteinschätzung in der Unterstufe oft nur grundlegende Zahlen, Daten und Fakten zum Mittelalter lernen und dieses Grundgerüst dann mit vertiefendem Wissen aus Film, Fernsehen, Internet und Videospielen auffüllen.¹⁵ Die Studie arbeitet klar heraus, dass Schüler*innen „Game of Thrones“ als mittelalterlich einstufen und einerseits Inhalte der Serie in ihr eigenes Wissen übernehmen, andererseits auch ihre Annahmen und Vorstellungen über das Mittelalter an die Serie übertragen, womit eine wechselseitige Einflussnahme stattfindet:

„Teilweise sind sich die Jugendlichen bewusst, dass ihr persönliches Bild dieser Epoche lediglich eine von vielen möglichen Vorstellungen davon ist, oft jedoch scheint es so, als hätten sie diesbezüglich noch keine Überlegungen angestellt und sind sich nicht im Klaren darüber, dass ihr Geschichtsbild sowie die Darstellung in der Serie nur Realisationen subjektiver Rezeption von Quellen und Wissen über das Mittelalter sind und daher nie komplett übereinstimmen können.“¹⁶

13 Die Studie – basierend auf einer quantitativen Erhebung an den Wiener allgemeinbildenden höheren Schulen – ist bisher nicht veröffentlicht, wurde aber am Österreichischen Zeitgeschichtetag im April 2018 in Wien präsentiert.

14 Claudia Rauchegger-Fischer u. a., GO! Geschichte Oberstufe 5, Wien 2017.

15 Wallner, You Know Nothing, S. 61.

16 Ebd., S. 60.

Wallner arbeitet ebenfalls Gründe für die Anziehungskraft von „Game of Thrones“ und ähnlichen Serien heraus und setzt diese mit der Relevanz der Serie für den Unterricht in Verbindung:

„Die Anziehung, die von diesem literarischen Genre ausgeht, basiert meines Erachtens nicht nur auf der eskapistischen Erfahrung bei der Rezeption solcher Werke, sondern auch auf ihrem Umgang mit historischen Vorstellungen und Gegebenheiten. Bekannte Geschichtsbilder werden in den meisten Werken der Fantasy teilweise neu verhandelt, teilweise neu konstruiert oder auch kritisch beäugt und in einer Welt reflektiert, die mit der unseren zwar nicht ident ist, aber doch einige Parallelen aufweist und somit eine Auseinandersetzung mit der Lebenswelt der Rezipienten ermöglicht. Daher eignet sich Fantasy hervorragend als Werkzeug für die Untersuchung und Erschließung von Geschichtsbildern bei Schülerinnen und Schülern und deren Zusammenhang mit Darstellungen aus diesem Genre.“¹⁷

Der Verknüpfung von „Game of Thrones“ und Mittelalter wird auch in den von Wallner geführten Interviews mit Schüler*innen deutlich. Diese streichen eindeutig heraus, dass „Game of Thrones“ für sie eine mittelalterliche Serie ist bzw. von jener Epoche inspiriert sei – wenngleich etliche ihrer Interviewpartner*innen betonen, dass es sich natürlich nicht um eine realitätsgetreue Darstellung handle, es zahlreiche Unterschiede gebe und auch nicht-mittelalterliche Aspekte vorkommen würden. Eine Fokussierung auf das europäische Mittelalter wird von den Schüler*innen jedenfalls wahrgenommen. Wallners Interviews und Analyse zeigen also, dass Schüler*innen selbst eine Verknüpfung bzw. Assoziationen zwischen „Game of Thrones“ und dem Mittelalter herstellen, was eine Behandlung des Themas bzw. der Serie im Unterricht weiter legitimiert. Gerade auch weil diese Epoche im Unterricht vergleichsweise wenig behandelt wird, aber dennoch bei den Schüler*innen aufgrund des Konsums popkultureller Darstellungen relevant ist, wäre eine Behandlung dieser Darstellungen sowie deren kritische Betrachtung wünschenswert. Diese Vorgehensweise ist durch den neuen Lehrplan gedeckt und in der Tat auch sinnvoll, da viele Anknüpfungspunkte existieren.

2.2 *Der Lehrplan für Geschichte, Sozialkunde und Politische Bildung*

Wie bereits erwähnt wurde, ist vor einigen Jahren ein neuer, kompetenzorientierter Lehrplan für das Unterrichtsfach „Geschichte, Sozialkunde und Politische Bildung“ (GSPB) an den AHS in Kraft getreten.¹⁸ Nachfolgend soll dieser Lehrplan kurz erläutert werden, da viele seiner Aspekte und Eigenheiten Anknüpfungspunkte für „Game of Thrones“ als Lehrmittel bilden:¹⁹

17 Ebd., S. 9.

18 BGBl. Nr. 88/1985 (Verordnung des Bundesministers für Unterricht und Kunst vom 14. November 1984 über die Lehrpläne der allgemeinbildenden höheren Schulen; Bekanntmachung der Lehrpläne für den Religionsunterricht an diesen Schulen), zuletzt geändert durch BGBl. II Nr. 71/2018 (= AHS-Lehrplan).

19 Behandelt wird hier der Lehrplan für die AHS-Oberstufe. Lehrpläne der berufsbildenden höheren Schulen weichen teilweise davon ab und die AHS-Unterstufe wird aus praktischen Gründen, welche in einem späteren Kapitel erläutert werden, nicht in die Analyse miteinbezogen.

„Dieser [neue Lehrplan, Anm.] legt eine **neue Lernkultur** im Geschichts- und Politikunterricht nahe. Dabei verliert der traditionelle Geschichts- und Politikunterricht, der sich in erster Linie auf chronologische ‚Meistererzählungen‘ und damit verbundene ‚Wahrheiten‘ konzentriert, an Bedeutung. Vielmehr wird dieser nun von einer fachspezifischen **Kompetenzorientierung**, dem **Lernen mit Konzepten** (auch: ‚konzeptionelles Lernen‘ bzw. ‚konzeptuales Lernen‘) und durch eine ausschließlich **modulare Gestaltung** des Lehrstoffes abgelöst.“²⁰

Die Abwendung von traditionellen, chronologischen „Meistererzählungen“ bildet sicherlich eine der großen Neuerungen, doch die viel wichtigere Reform betrifft die didaktischen Prinzipien und die Kompetenzorientierung des Lehrplanes. Unter Letzterem wird eine neue Form des Unterrichtens verstanden, welche sich auch in anderen Unterrichtsfächern bzw. deren Curricula zeigt und welche – grob gesagt – den Fokus des Lehrens und Lernens vom „Was?“ auf das „Wie?“ verschiebt. Um ein plakatives Beispiel zu verwenden: Die häufige Kritik am Geschichteunterricht à la „Wir mussten immer nur Jahreszahlen auswendig lernen“ soll durch den neuen Lehrplan der Vergangenheit angehören. Ziel ist

„die Entwicklung rationalen, fachlichen Denkens und sozialer Intelligenz, von Selbstreflexion, von Fähigkeiten und Fertigkeiten, die für die Bewältigung der eigenen Lebenswelt dienen können, unter anderem politische Partizipation ermöglichen und somit nicht nur nach Muster, sondern in unterschiedlichen Situationen angewandt werden können.“²¹

Hierfür greift der Lehrplan auf ein Modell zurück, welches jeweils vier historische und politische Kompetenzen definiert. Während letztere für das vorliegende Thema eher von sekundärer Relevanz sind,²² sollen an dieser Stelle die vier historischen Kompetenzen kurz erläutert werden.

Die **historische Fragekompetenz** soll Schüler*innen ermöglichen, eigenständig Fragen an die Vergangenheit zu formulieren oder von anderen bereits gestellte Fragestellungen zu erkennen. Daraus soll sich die Erkenntnis ergeben, dass Geschichte die Antwort auf an die Vergangenheit gestellte Fragen ist. Gewissermaßen handelt es sich hierbei also um ein Grundwerkzeug für die Beschäftigung mit der Vergangenheit.

Haben Schüler*innen Fragen an die Vergangenheit gestellt und Antworten darauf gefunden, gilt es, diese Antworten auch auf Gegenwartsphänomene anzuwenden. Dafür ist die **historische Orientierungskompetenz** gedacht. Durch den explizit formulierten Gegenwartsbezug des Lehrplans und des Unterrichts ist großer Wert darauf zu legen, dass Schüler*innen nicht nur Antworten auf ihre Fragen in Quellen oder Darstellungen

20 Thomas Hellmuth/Christoph Kühberger, Kommentar zum Lehrplan der Neuen Mittelschule und der AHS-Unterstufe GSPB 2016, Wien 2016, S. 3, Hervorhebungen i.O. Die hier angeführten Überlegungen zum didaktischen Hintergrund des Lehrplanes sind auch für den Oberstufenlehrplan gültig.

21 Ebd., S. 4.

22 Natürlich ist jede geschichtliche Bildung politisch und jede politische Bildung geschichtlich und aus dem Mittelalter oder aus „Game of Thrones“ kann sehr wohl auch politisch gelernt werden, doch diese Lernerfahrungen sind meist so sehr abstrahiert, dass sie wiederum in den Bereich des geschichtlichen Lernens zurückfallen.

der Vergangenheit finden können, sondern dieses gewonnene Wissen auch auf aktuelle Fragen anwenden. Dabei ist es notwendig, das aus der Vergangenheit Gelernte in der Gegenwart eigenständig zu bewerten. In diesem Bereich gibt es daher große Schnittmengen mit der Politischen Bildung.

Die **historische Sachkompetenz** klingt auf den ersten Blick nach dem, was landläufig als „Faktenwissen“ bezeichnet wird. Sie geht aber weiter als das bloße traditionelle Auswendiglernen von Namen, Orten und Jahreszahlen. Vielmehr sollen Schüler*innen durch ein Training ihrer Sachkompetenz auch historisch-theoretische Begriffe, Modelle und Theorien aus den verschiedenen Bereichen (etwa Gesellschaftstheorien, Herrschaftsformen oder methodische Konzepte wie Objektivität usw.) verstehen und anwenden können. Es handelt sich also um mehr als ein unreflektiertes Lernen von Definitionen, sondern vor allem um deren Verständnis, Reflexion und eigenständige Anwendung.

Als letzter Bereich widmet sich die **historische Methodenkompetenz** dem Umgang mit historischen Quellen und Darstellungen. Die Methodenkompetenz unterteilt sich in die Bereiche der Re-Konstruktion (Schüler*innen konstruieren selbst, basierend auf Quellen, ein Bild der Vergangenheit) und der De-Konstruktion (Schüler*innen reflektieren und analysieren Darstellungen der Vergangenheit, welche von anderen erstellt wurden, und verstehen, dass jede Geschichtsdarstellung eine Konstruktion ist). Die historische Methodenkompetenz befähigt Schüler*innen zum kritischen Umgang mit Geschichtsdarstellungen in den verschiedensten Formen.

Diese Fähigkeiten sollen anhand verschiedener Themen, also des klassischen „Stoffs“ des Unterrichts, entwickelt und trainiert werden. Grundsätzlich ist jede Kompetenz mit jedem Thema kombinierbar, doch der Lehrplan gibt eine gewisse logische Abfolge vor: Zum Beispiel sollen Schüler*innen im Bereich der historischen Fragekompetenz zunächst lernen, von anderen formulierte Fragen an die Vergangenheit zu erkennen, bevor sie ihre eigenen Fragen formulieren. Die Kompetenzen sind aber prinzipiell nicht an bestimmte Themen gebunden. Die chronologische Abfolge des Unterrichts ist weniger starr: Zwar handelt es sich immer noch um ein chronologisches Modell beginnend in der Antike, diese Art des chronologischen Unterrichts wird aber durch thematische Längsschnitte und Querverbindungen bzw. -verknüpfungen aufgeweicht. Zusammenfassend zeigt sich also die Vielschichtigkeit des kompetenzorientierten Lehrplanes in den Fächern Geschichte, Sozialkunde und Politische Bildung. Die bis zu einem gewissen Grad flexiblere Struktur ermöglicht Lehrer*innen mehr Freiraum bei der Unterrichtsplanung und bei der Erarbeitung bestimmter Themen. Dennoch sind die grundlegenden Lehrinhalte – also das Sachwissen – neben den zu erwerbenden Kompetenzen ebenfalls vorgegeben.

Abschließend muss nun also noch ein Blick auf die Inhalte zum Thema Mittelalter geworfen werden. Thematisch ist hier die fünfte Klasse relevant. Unter dem Überbegriff „Von der griechisch-römischen Antike bis zum Ende des Mittelalters unter Berücksich-

tigung von Gegenwartsphänomenen²³ werden folgende thematische Konkretisierungen aufgezählt:

„politische Organisation, gesellschaftliche Entwicklung, Wirtschaft und Kultur des mediterranen Raumes

Ausbreitung von Kultur, Religion und Herrschaftsgebieten in europäischen und außereuropäischen Machtzentren sowie damit verbundene Vernetzungen und Wechselwirkungen

Expansion und Migration und deren soziokulturelle Auswirkungen; Darstellung von unterschiedlichen Kulturen in geschichtskulturellen Produkten

die Entwicklung unterschiedlicher politischer und rechtlicher Strukturen im Spannungsfeld von Herrschaft und Lebenswelt, insbesondere der Geschlechterverhältnisse/-rollen.“²⁴

In Bezug auf „Game of Thrones“ ist auch das erste Semester der sechsten Klasse relevant, wo unter dem Überbegriff „Vom Beginn der Neuzeit bis zum ersten Weltkrieg unter Berücksichtigung von Gegenwartsphänomenen“²⁵ folgende Themen behandelt werden sollen:²⁶

„die sozioökonomischen und geistig-kulturellen Umbrüche in der frühen Neuzeit in verschiedenen sozialen Schichten

die soziale, politische und wirtschaftliche Dynamik in und zwischen neuzeitlichen Herrschaftsgebieten

Herrschafts- und Staatsformen und ihre Auswirkungen auf Gesellschaft und Kultur

kolonialistische und imperialistische Expansionen mit ihren Auswirkungen auf Herrschende und Beherrschte; Darstellung von Kolonialismus in geschichtskulturellen Produkten.“²⁷

Hier zeigt sich bereits, dass es zahlreiche thematische Anknüpfungspunkte zwischen „Game of Thrones“ und dem Lehrplan gibt. Diese werden – neben den abstrakteren, kompetenzorientierten Möglichkeiten – in weiterer Folge in dieser Arbeit erläutert. Es wird dabei von einer „perfekten“ Lern- und Lehrumgebung ausgegangen, in der vor allem genug Zeit für die notwendige Behandlung der Serie vorhanden ist und diese auch problemlos gezeigt werden kann. Eventuelle Einschränkungen in der praktischen Umsetzung werden im Anschluss dargelegt.

23 AHS-Lehrplan.

24 Ebd.

25 Ebd.

26 Zur Relevanz der Frühen Neuzeit siehe unten.

27 AHS-Lehrplan.

3. „Game of Thrones“ und das Mittelalter

„Game of Thrones“ ist eine Fernsehserie, ein Unterhaltungsprodukt – eine reine Fiktion. Natürlich: Das ist jede Fernsehserie, inklusive solcher, die auf sogenannten „wahren Begebenheiten“ aufbauen. Unzählige Serien und Filme basieren auf historischen Fakten und Ereignissen und rekonstruieren diese möglichst realitätsnah. Bei diesen Filmen oder Serien wird klargemacht, dass es etwa ein Film „über den Zweiten Weltkrieg“ ist – doch mit „Game of Thrones“ verhält es sich anders. Die Serie stellt nicht den Anspruch, im „echten Mittelalter“ zu spielen, auch die Produzent*innen behaupten dies nicht – zumindest nicht explizit. Dennoch wird stark impliziert, dass es um das Mittelalter geht. Dieses Bild wird bewusst so erzeugt, wie der amerikanische Mediävist Matthew Gabriele zusammenfasst:

„[T]he show plays off a popular conception of the medieval world as dark, treacherous, and violent. In other words, it uses our assumptions about the Middle Ages to help tell its story. [...] The fact that the show both reinforces and at the same time challenges our assumptions about the period is precisely what makes *Game of Thrones* so interesting.“²⁸

Genau diese Tatsache legitimiert es, „Game of Thrones“ im Geschichteunterricht zu verwenden, zu analysieren und zu dekonstruieren. Seit der Einführung des kompetenzorientierten Lehrplans ist es möglich, auch anhand einer Fantasy-Serie historisch zu lernen – weil die Serie eben mit bekannten Konstruktionen einer historischen Periode arbeitet und diese bewusst einsetzt, um ein Bild einer Welt zu erzeugen, in der die Serie spielt.

3.1 Welches Mittelalter?

„Game of Thrones“ ist nur eine Konstruktion – aber das Mittelalter ist es auch: Es gab kein Mittelalter. Zwar sprachen schon Renaissance-Humanisten wie Francesco Petrarca (1304–1374) von einer mittleren Zeit zwischen der glorreichen Antike und der Moderne, doch auch diese Periodisierung ist eine rein willkürliche. Das ganze Ausmaß dieser Willkür lässt sich am besten erkennen, wenn der Blick nicht nur auf Europa, sondern auch auf andere Regionen der Welt gerichtet und bemerkt wird, dass die grobe Definition eines Mittelalters von ca. 500 bis 1500 eigentlich keinen Sinn macht. Wie dem auch sei – dieser Eurozentrismus wird in nächster Zeit nicht überwunden werden, also ist das Bild dieses Mittelalters fest in den Köpfen des Publikums von Serien wie „Game of Thrones“ verankert.²⁹

Doch woher kommt dieses Bild und entspricht es annähernd dem, was als „historische Wahrheit“ bezeichnet werden kann? Zur Beantwortung dieser Frage ist es notwendig, einen Begriff einzuführen, der sich in der deutschsprachigen Geschichts- und Kultur-

28 Matthew Gabriele, What the New Footage from Game of Thrones Can Teach Us about the Real Middle Ages, in: *Forbes*, 13.1.2019, [<https://www.forbes.com/sites/matthewgabriele/2019/01/13/game-of-thrones-real-middle-ages>], eingesehen 26.4.2019.

29 Siehe hierzu die Interviews und Analysen von Marina Wallner.

wissenschaft noch nicht so stark durchgesetzt hat wie in der englischsprachigen: *medievalism*. Es handelt sich hierbei, wie vor allem im dazugehörigen Adjektiv deutlich wird, um eine wichtige Differenzierung, die im Deutschen noch keine klare Übersetzung hat.³⁰ Während *medieval* als *mittelalterlich* übersetzt werden kann und eine Konnotation von annähernder Objektivität besitzt (vgl. „a medieval castle“ – eine Burg, die sicher in das sogenannte Mittelalter datiert werden kann), bezeichnet *medievalist* eine Art, dieses Mittelalter zu interpretieren oder darzustellen (z. B. „a medievalist story“). Shiloh Carroll bietet eine konzise und hilfreiche Definition:

„[Medieval] refers to the period of history usually considered to span from 500 to 1500 CE, and to all the culture, literature, and modes of thinking that characterized that era. [Medievalism] is an interpretation of this era and its culture, literature, and modes of thinking; these interpretations are inevitably colored by the cultures, biases, and purposes of the interpreters.“³¹

Unter der Prämisse, dass auch fiktive Darstellungen, die sich auf bestimmte historische Epochen beziehen, als Repräsentationen dieser Epochen anzusehen sind, handelt es sich bei *medievalism* also um jenes Konzept, das es in dieser Arbeit zu untersuchen gilt: Eine vom europäischen Mittelalter beeinflusste Darstellung, die von bestimmten Vorstellungen der Epoche geprägt wird und selbst wiederum zu bestimmten Vorstellungen der Epoche beiträgt.³²

Die Validität dieser Verbindung wird etwa durch die Tatsache bestätigt, dass die Synergien zwischen „Game of Thrones“ und der Mediävistik mittlerweile auch von renommierten Historiker*innen erkannt wurden. So wurde 2017 ein Seminar an der Universität in Harvard angekündigt, welches den Titel „The Real Game of Thrones: From Modern Myths to Medieval Models“³³ trägt. Schon im Titel wird klar, dass es vorrangig um die Übertragung mittelalterlicher Ereignisse, Personen und Strukturen in eine moderne Interpretation und um die dabei (bewusst und unbewusst) entstehenden Unschärfen und Verzerrungen geht – ein Ansatz, der eben nicht nur in einem Harvard-Kurs, sondern für das vorliegende Thema auch an österreichischen Schulklassen gilt. Im Harvard-Seminar wird deutlich gemacht, wie vielfältig das Quellenmaterial von George R. R. Martin bzw. den Macher*innen der Serie ist:

„This Folklore and Mythology class will look at the way the George R. R. Martin’s series and HBO TV show based on those books ‘echoes and adapts, as well as distorts the history and culture of the ‘medieval world’ of Eurasia from c. 400 to 1500 CE’ by exploring ‘a set of archetypal characters at the heart of *Game*

30 Im Folgenden werden daher die englischen Begrifflichkeiten *medievalist* bzw. *medievalism* verwendet.

31 Carroll, *Medievalism*, S. 8.

32 Genaugenommen kann auch weiter differenziert werden und wie bei Umberto Eco von einem *neo-medievalism* gesprochen werden, um zeitgenössische popkulturelle Darstellungen des Mittelalters (wie eben „Game of Thrones“) von älteren Darstellungen, etwa jene aus dem 19. Jahrhundert, voneinander abzugrenzen. Weil dies aber den Rahmen der Arbeit sprengen würde und in einem weiteren Kapitel auf den Einfluss des 19. Jahrhunderts eingegangen wird, wird die Differenzierung zwischen *medievalism* und *neo-medievalism* unterlassen.

33 Olivia B. Waxman, An Exclusive Look inside Harvard’s New *Game of Thrones*-Themed Class, in: *TIME*, 31.5.2017, [<http://time.com/4798917/harvard-game-of-thrones-class/>], eingesehen 26.4.2019.

of Thrones – the king, the good wife, the second son, the adventurer, and so on – with distinct analogues in medieval history, literature, religion, and legend, according to a description of the course.³⁴

Die Kursbeschreibung ist in zweierlei Hinsicht bemerkenswert: Einerseits wird vorbildlich darauf geachtet, nicht unkritisch von „dem Mittelalter“ zu sprechen, sondern vielmehr dieses Konzept dekonstruiert und korrekterweise als mittelalterliche Welt Eurasiens von ca. 400 bis 1500 bezeichnet. Andererseits wird sehr richtig darauf hingewiesen, dass „*Game of Thrones*“ diese Welt, ihre Geschichte und Kultur nicht nur adaptiert und widerspiegelt, sondern auch verzerrt – viele Archetypen aber eben tatsächlich direkt aus dem europäischen Mittelalter abgeleitet werden. Die Seminarleiter*innen betonen außerdem, dass es sich um eine Einstiegs-Lehrveranstaltung handelt, die den Studierenden die Mediävistik und die Geisteswissenschaften generell schmackhaft machen soll, da es in den USA derzeit sehr niedrige Zahlen an Absolvent*innen in diesem Bereich gibt.³⁵ Harvard verfolgt hier also einen ähnlichen Ansatz wie diese Seminararbeit, wenn die Popularität von popkulturellen Produkten wie „*Game of Thrones*“ genutzt wird, um Interesse und Begeisterung für die Geschichtswissenschaft und speziell die Mediävistik zu wecken.

3.2 „*Game of Thrones*“ als mittelalterlicher Unterrichtsstoff?

An dieser Stelle muss kurz innegehalten werden, um sich einer wichtigen Frage zu widmen: Bisher war immer vom Mittelalter die Rede, welches auf verschiedene Weisen in „*Game of Thrones*“ widergespiegelt wird und daher ein nützliches Tool für das Lernen und Lehren sei. Doch gibt es auch Gegenpositionen dazu – also Historiker*innen, die „*Game of Thrones*“ nicht als *medievalist* sehen bzw. nicht als sinnvolles Material für den Unterricht oder das Studium der Geschichte? Natürlich ist die Antwort „ja“.

Einerseits gibt es Mediävist*innen, die es skeptisch sehen oder ablehnen, „*Game of Thrones*“ als Einstieg in die Mediävistik oder Geschichtswissenschaft generell zu verwenden. Richard Utz, Präsident der International Society for the Study of Medievalism, vertritt etwa die Meinung, dass

„neither the TV show nor George R. R. Martin’s narrative is really situated in ‘the ‘medieval world’ of Eurasia from c. 400 to 1500 CE.’ True, Martin has claimed that the fictional societies he created are ‘strongly grounded in history’ and meant to serve as a corrective against what he calls the ‘Disneyland Middle Ages’ abounding with ‘princes, princesses and knights in shining armor.’ However, unlike the similarly gritty anti-Disney series *The Last Kingdom* (BBC, 2015) or *Vikings* (History, 2013), which fictionalize identifiable historical persons, eras, events and regions, *GoT* is completely devoid of such authenticating anchors.“³⁶

34 Waxman, An Exclusive Look.

35 Ebd.

36 Richard Utz, „*Game of Thrones*“ among the Medievalists, in: *Inside Higher Ed*, 14.7.2017, [<https://www.insidehighered.com/views/2017/07/14/why-game-thrones-shouldnt-be-used-effort-recruit-future-medievalists-essay>], eingesehen 26.4.2019

Bereits hier muss die Entgegnung zu Utz' Standpunkt beginnen: Natürlich kann „Game of Thrones“ nicht „das echte Mittelalter“ darstellen – denn das impliziert eine 1:1-Wiedergabe einer Quelle. Das wäre gar nicht möglich und ist genauso wenig bei „realitätsgetreuen“ Mittelalterserien – Utz nennt etwa „Vikings“ oder „The Last Kingdom“ – der Fall.

„Instead, [Game of Thrones] offers a world that is self-contained, with its own geography, languages, cultures and distinct nonhistorical temporality – a place entirely 'neo,' so to speak. Rather than creating traditional kinds of historical authenticity and authority, it engages in a myriad of cultural references that have a vaguely medieval feel [...]. *GoT*, thus, presents a simulacrum of the medieval – neither an original nor the copy of an original. The most prominent precursor for this 'neo' world is, of course, the one created by J. R. R. Tolkien, whose characters, plots and themes, infused as they originally were by Tolkien's own academic study of the Middle Ages, now independently and contingently populate thousands of computer games and other neomedievalist cultural productions.“³⁷

Utz lamentiert also, „Game of Thrones“ sei in Bezug auf das Mittelalter weder das Original noch eine Kopie des Originals. Keine Serie und kein Film können das Mittelalter so abbilden, wie es war – das ist auf mehreren Ebenen schlicht unmöglich. In Wahrheit handelt es sich wohl um ein Spektrum, auf dem einige Serien mit offensichtlichen Mittelalter-Parallelen arbeiten (etwa auf der Sachebene, wenn bestimmte Personen oder Ereignisse möglichst realitätsnah dargestellt werden), während am anderen Ende des Spektrums – also bei „Game of Thrones“ – die Parallelen zum (und Anleihen vom) europäischen Mittelalter etwas tiefer liegen oder versteckt sind. Es bietet sich der Vergleich mit einem Eisberg an, bei dem die große Mehrheit der mittelalterlichen Aspekte auf den ersten Blick verborgen unter der Wasseroberfläche liegt. Weiters ist noch anzumerken, dass Utz eine schlüssige Erklärung schuldig bleibt, warum es denn gegen eine intensivere Auseinandersetzung spreche, dass es im Universum von „Game of Thrones“ eigene Sprachen, Kulturen und Landschaften gibt. Schließlich können auch diese in sich geschlossenen Aspekte Parallelen zum Mittelalter aufweisen oder davon inspiriert worden sein, was ihre Betrachtung und Analyse für Historiker*innen legitimiert.³⁸

Nennenswert ist in diesem Zusammenhang wiederum Kaufman, welche für „Game of Thrones“ als Mittel argumentiert, mit dem Studierenden die Mediävistik schmackhaft gemacht werden kann. Sie verwendet dafür die passende Analogie einer Zugbrücke, welche es Menschen ermöglicht, den Burggraben zu überqueren – vor allem in einer Zeit, in der die Geisteswissenschaften zunehmend als unnützlich und sinnlos gelten:

37 Utz, "Game of Thrones".

38 Die Inkohärenz von Utz' Argumentation zeigt sich später in seinem Essay: Während er zunächst davon abrät, „Game of Thrones“ als „Einstiegsdroge“ für Studierende der Mediävistik bzw. Geschichtswissenschaften zu verwenden, schreibt er später, er sei nicht gegen die mediävistische Beschäftigung mit bzw. die Analyse von „Game of Thrones“ – dies könne aber nur der Anfang sein und die Geschichtswissenschaft müsse noch weiter gehen. Im Grunde ist dies also exakt das, was die Lehrenden des Harvard-Seminars bezwecken wollen. Vor allem vor dem Hintergrund von Utz' Engagement für einen barrierefreieren Zugang der allgemeinen Öffentlichkeit zur Mediävistik bzw. Geschichtswissenschaft handelt es sich beim zitierten Text also um einen sehr widersprüchlichen Essay.

„But students do need bridges, particularly today’s students who are taught that anything not immediately relevant to their financial success, or to the great technological vacuum into which they inevitably will be sucked, is a waste of their time and tuition money. [...] Game of Thrones, love it or loathe it, fuels their desire to interrogate the façade of chivalry, rumors of royal incest, and the treatment of women and the disabled in medieval Europe.“³⁹

Andererseits gibt es auch Meinungen, die „Game of Thrones“ gar nicht als mittelalterlich bzw. *medievalist* sehen, sondern als eine (popkulturelle) Darstellung der Frühen Neuzeit.⁴⁰ Der Historiker Benjamin Breen veröffentlichte 2014 einen Artikel im „Pacific Standard“, in dem er argumentierte, dass „Game of Thrones“ im Wesentlichen die recht obskure Epoche der Frühen Neuzeit darstelle bzw. von ihr inspiriert werde. Er zählt zunächst verschiedene Aspekte und Inhalte der Serie auf und schreibt dann, dass diese

„all belong to what historians call the ‘early modern’ period – the timespan between the voyages of Columbus and de Gama at the end of the 15th century and the French and American Revolutions at the end of the 18th. A world that actually reflected daily life in the High Middle Ages (12th-century Europe) would be one without large cities or global networks. A diversity of religions would be inconceivable. Many aristocrats wouldn’t be able to read, let alone maintain large libraries. And no one would even know about the continents across the ocean.“⁴¹

Auf den ersten Blick mag Breens Argumentation für Laien zwar schlüssig erscheinen, doch bei genauerer Betrachtung fallen diverse Ungereimtheiten in diesem Mittelalterbild auf. Keine Großstädte? Natürlich ist „groß“ ein relativer Begriff, doch große Städte gab es auch schon im europäischen Mittelalter. Keine globalen Netzwerke, kein Wissen über fremde Kontinente? Bereits die frühen Wikinger hatten Amerika erreicht und der Handel zwischen Europa, Afrika und Asien florierte schon seit der frühen Antike. Analphabetische Herrscher*innen und keine großen Bibliotheken? Hier sei auf die antiken Bibliotheken, die Reform Karls des Großen oder das Schriftgut der mittelalterlichen Klöster verwiesen. Religiöse Diversität als unvorstellbare Idee? Die jüdische und muslimische Bevölkerung Europas und des Mittelmeerraumes würde dem wohl nicht zustimmen. Generell scheint es, als würde Breen hier – absichtlich oder unabsichtlich – das Bild des europäischen Mittelalters als „Dark Ages“ tradieren. Dabei ist längst widerlegt, dass Europa und der Mittelmeerraum in den Jahrhunderten zwischen dem Fall Roms und der Renaissance ein brutaler, ungebildeter und anarchistischer Ort waren.

39 Kaufman, Lowering the Drawbridge, S. 2–3.

40 An dieser Stelle sei auch angemerkt, dass etwa von Ayelet Haimson Lushkov eine Monografie vorliegt, welche sich auf die antiken Aspekte in „Game of Thrones“ fokussiert, wobei als Beispiele entweder das römische Vierkaiserjahr oder Daenerys als Aeneas-ähnliche Figur angeführt werden. Viele der behaupteten Parallelen oder Inspirationsquellen (etwa die Wichtigkeit der Versorgung mit Getreide) sind aber nicht per se altertümlich, sondern lassen sich auch in allen anderen Epochen finden, weshalb die These von „Game of Thrones“ als altertümlich inspiriertes Werk zu verwerfen ist: Ayelet Haimson Lushkov, *You Win or You Die. The Ancient World of Game of Thrones*, London 2017.

41 Benjamin Breen, Why “Game of Thrones” Isn’t Medieval – and Why that Matters, in: *Pacific Standard*, 12.6.2014, [<https://psmag.com/social-justice/game-thrones-isnt-medieval-matters-83288>], eingesehen 26.4.2019.

Dieses Thema zeigt auch einmal mehr, dass die Periodisierung bzw. Festlegung der Grenzen eines Mittelalters auf mehreren Ebenen problematisch ist: einerseits, weil es natürlich fließende und oft sehr langsam vonstattengehende Übergänge gibt; andererseits, weil es sich um eine zutiefst eurozentrische Periodisierung handelt, die das Geschehen im Rest der Welt (und auch in benachbarten Regionen) völlig ausblendet. Doch selbst wenn etwa von der klassischen Epochengrenze mit Kolumbus' Entdeckung Amerikas abgerückt wird (welche wiederum auf Eurozentrismus und *White Supremacy* beruht) und langsamere technologische Transformationen als Epochen-grenzen zwischen europäischem Mittelalter und Früher Neuzeit herangezogen werden, wird eines klar: Westeros und die gesamte (bekannte) Welt von „Game of Thrones“ sind im Kern mittelalterlich, denn es gibt weder Schwarzpulver noch Buchdruck – zwei sehr wesentliche Argumente, die gegen ein frühneuzeitliches Westeros sprechen.⁴²

Natürlich hat Breen insofern recht, als dass „Game of Thrones“ auch vereinzelte Aspekte beinhaltet, die tatsächlich eher der Frühen Neuzeit als dem europäischen Mittelalter zuzuordnen sind – etwa das ausgeprägte Finanzsystem und die Iron Bank of Braavos. Doch das ist zu erwarten, da die Serie auch nicht den Anspruch stellt, eine detailgetreue Darstellung dieser Epoche zu sein. Vielmehr spielt die Serie – wie bereits oben dargelegt – mit Bildern und Vorstellungen eines ganz bestimmten Mittelalters in den Köpfen der Zuseher*innen. Breens These, dass genau die nicht-mittelalterlichen Elemente für die Popularität der Serie verantwortlich sind, lässt sich nicht bestätigen. Auch wenn es sich hier nur um anekdotische Evidenz handeln kann: Die Elemente, die den Reiz und die Popularität von „Game of Thrones“ ausmachen, sind entweder zeitlos (etwa politische Machtkämpfe und Intrigen), typisch für das Fantasy-Genre (Three-Eyed-Raven, Drachen, Untote, etc.) oder ganz klar mittelalterlich (Burgen und Ritterrüstungen, Turniere, zu einem gewissen Grad der Feudalismus, die Storyline der Rückkehr der exilierten Thronanwärterin, etc.). Die Debatte um diese Frage ist jedoch in sich wieder spannend, da sie einen grundlegenden Aspekt darstellt, welcher im Geschichteunterricht thematisiert werden kann: Was ist überhaupt dieses Mittelalter und wie/warum/von wem wird es dargestellt – womit wieder der Gegensatz zwischen medieval und medievalism ins Zentrum rückt.

3.3 *Deus vult? Die politische Problematik des medievalism*

In einer Sache hat Breen in Bezug auf die Frühe Neuzeit allerdings recht: Sie spielte eine wichtige Rolle bei der Konstruktion eines Mittelalterbildes, das sich in weiten Teilen bis heute gehalten hat. Ein genaueres Eingehen auf dieses Thema würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen, doch Breen bringt das Argument gut auf den Punkt:

42 Dennoch ist etwas erwähnenswert: Wird Westeros als mehr oder weniger mittelalterlich angenommen, fällt auf, dass es in etlichen Bereichen sehr anachronistische Technologien gibt, vor allem im Bereich der Medizin, wo es mit „moon tea“ offenbar eine hochwirksame Form der „Pille danach“ gibt und Mediziner*innen auch in der Lage sind, infizierte Wunden nach recht hohen medizinischen Standards zu behandeln: Matthew Yglesias, Westeros' Uneven Level of Technological Progress, in: *Slate*, 23.8.2012, [<https://slate.com/business/2012/08/technology-in-a-game-of-thrones-and-the-song-of-fire-and-ice.html>], eingesehen 26.4.2019.

„The fact is, though, that even the medieval aesthetics of the show owes a debt to the 16th and 17th centuries. As any scholar of the *The Fairie Queene* will tell you, Renaissance literature is replete with tales of chivalry, jousting, dragon-slaying, and magic.⁴³ Writers from Spencer [sic!] to Cervantes displayed an abiding fascination with these medieval tropes precisely because they were witnessing their demise. And our modern conception of the Middle Ages, which emerged out of the Victorians' fascination with Neo-Gothic and Pre-Raphaelite aesthetics, was actually based upon these early modern retellings of medieval life.“⁴⁴

Somit stellt das heute noch geläufige, weit verbreitete und klischeehafte Mittelalterbild eine Fusion aus Vorstellungen der Renaissance und des 19. Jahrhunderts, dem Zeitalter des Nationalismus, dar. Während die Renaissance hier zwar auch eine Rolle spielt, aber noch eher als unproblematisch zu beurteilen ist, stellt der Einfluss des 19. Jahrhunderts – des Nationalismus, seiner Historiografie und seiner politischen Implikationen – auf unser Mittelalterbild ein größeres Problem dar, wenn dieser Einfluss nicht kritisch reflektiert wird. Im Grunde genommen fällt es, wenn wir an die bereits besprochene Unterscheidung zwischen *medieval* und *medievalism* zurückdenken, schwer, überhaupt zweifelsfrei „echte“ mittelalterliche Tatsachen zu finden. Weiter oben wurde „a medieval castle“ als Beispiel angeführt, da mittels historischer und hilfswissenschaftlicher Analysen (etwa eine C14-Datierung) zweifelsfrei festgestellt werden kann, dass das Entstehungsdatum der Burg in die Epoche des sogenannten Mittelalters fällt. Bald tauchen jedoch Schwierigkeiten auf: Was geschah auf dieser Burg? Wer lebte dort? Wer lebte nicht dort? Wie sah der Alltag aus? All diese Fragen rufen vor allem bei Laien wohl Antworten und Bilder hervor, die zweifelsfrei nicht mehr als *medieval*, sondern als *medievalist* gelten müssen, da sie von unzähligen Erzählungen über das Mittelalter beeinflusst worden sind und oftmals schon sehr weit von der objektiv fassbaren historischen Realität entfernt sind.

Olivia Waxman fasst die Auswirkungen dieser Filterprozesse gut zusammen, besonders in Bezug auf die Linse, mit der die nationalistische Historiografie und Literatur des 19. Jahrhunderts auf das Mittelalter blickten und somit ein nachhaltiges Bild dieser Epoche schufen:

„During [the nineteenth century], countries like France and England were busy creating popular narratives about their national pasts, and that work included the dissemination of ideas about what happened there during medieval times. But, because our ideas about the period got filtered through the lens of a more

43 Spätestens an dieser Stelle sollte Folgendes angemerkt werden: Bei aller Begeisterung für „Game of Thrones“ als Unterrichtsmittel für Geschichte – Zauberei lässt sich kaum im Unterricht verwenden. Die Handlungsstränge rund um die White Walker, Melisandre sowie die Drachen könnten nur mit sehr viel Kreativität und Aufwand halbwegs sinnvoll in den Geschichtsunterricht integriert werden. Sie werden daher in dieser Arbeit und vor allem in der Analyse ausgeklammert – was nicht heißt, dass Zauberei und Hexen, Drachen und andere mystische Legenden des Mittelalters nicht Subjekt einer geschichtswissenschaftlichen Betrachtung sein können. Die stark Fantasy-lastige finale Staffel 8 wurde nur punktuell in die Analyse einbezogen, da sie erst nach Fertigstellung der Seminararbeit ausgestrahlt wurde.

44 Breen, Why „Game of Thrones“ Isn't Medieval.

recent past, many medieval sources – especially ones about the roles of women and non-whites in Europe – got ‘erased’ or ‘ignored.’⁴⁵

Besonders relevant ist dies nach Rainer Emig, da genau in jener Zeit auch die Fantasy-Literatur ihren Aufstieg erlebte und zwar gewissermaßen aus einer Fusion aus dem Historienroman und der *gothic romance*.⁴⁶ Schon zu Beginn des Genres im 19. Jahrhundert (also zur Zeit der britischen Fantasy-Pioniere George MacDonald und William Morris) wurde dessen Inhalt von Ideologien der Zeit stark beeinflusst und dadurch ein bestimmtes Mittelalterbild erschaffen und gefestigt, in dem – wie Waxman ausführt – vor allem Frauen und *People of Colour* nur eine sehr marginale Rolle spielten. An dieser Stelle soll ein besonders plakatives Beispiel für dieses sogenannte *whitewashing* angeführt werden, welches zwar die Antike betrifft, sich aber exakt so auch auf das Mittelalter umlegen lässt: 2017 produzierte die BBC einen Cartoon, der Kindern das römische Britannien näherbringen sollte und einen Zenturio mit dunkler Hautfarbe zeigte. Es stellte sich sofort ein Shitstorm gegen die BBC ein, der sich bald gegen die renommierte Althistorikerin Mary Beard richtete, nachdem sie auf Twitter klargestellt hatte, dass die Darstellung des dunkelhäutigen Zenturios ziemlich akkurat sei. Neben unzähligen misogynen Kommentaren kam etwa auch „Kritik“ vom bekannten libanesisch-amerikanischen Wirtschaftswissenschaftler und Essayisten Nassim Nicholas Taleb, welcher Mary Beard als „Gestapo der politischen Korrektheit“ verleumdete.⁴⁷ Während sexistische Beschimpfungen von Frauen vor allem in den sozialen Netzwerken mittlerweile leider Alltag sind, zeigt diese Episode doch deutlich, wie sehr vorgefertigte Bilder bestimmter historischer Epochen in unseren Köpfen vorherrschen und wie schwierig es für viele Menschen ist, diese Bilder zu hinterfragen oder von ihnen abzurücken. Unzählige Menschen waren in diesem Fall nicht bereit, die historisch recht wahrscheinliche Tatsache, dass besonders in der Antike nicht alle Menschen (auch jene in Machtpositionen) in Europa weiß waren, in ihr Bild der Antike zu integrieren.

Auch auf das Mittelalter trifft dieses *whitewashing* neben vielen anderen Verzerrungen, etwa betreffend die Rolle von Frauen, eindeutig zu. Verkompliziert wird dies durch die Tatsache, dass besonders in letzter Zeit außerdem eine explizit politische Komponente zu diesen impliziten und unterschweligen Verzerrungen hinzukommt. Zwar ist diese Instrumentalisierung nicht neu, doch vor allem mit der zunehmenden Verbreitung sozialer Netzwerke und dem Erstarken der sogenannten „alt-right“-Bewegung (ausgehend von den USA und eng verknüpft mit der Wahl Donald Trumps zum Präsidenten) finden problematische Narrative über das Mittelalter weite Verbreitung. Das Spektrum ist vielfältig: Rechtsextreme Massenmörder und Terroristen, wie Anders Breivik oder der Attentäter von Christchurch in Neuseeland, sehen sich als Nachfolger der Kreuz-

45 Olivia B. Waxman, *Game of Thrones* Is Even Changing How Scholars Study the Real Middle Ages, in: *TIME*, 14.7.2017, [<http://time.com/4837351/game-of-thrones-real-medieval-history/>], eingesehen 26.4.2019.

46 Rainer Emig, *Fantasy as Politics*. George R. R. Martin's *A Song of Ice and Fire*, in: Gerold Sedlmayer/Nicole Waller (Hrsg.), *Politics in Fantasy Media. Essays on Ideology and Gender in Fiction, Film, Television and Games*, Jefferson 2014, S. 85–96.

47 Luke Heighton, *Mary Beard in "Misogynistic" Race Row over Black Romans in BBC Cartoon*, in: *The Telegraph*, 6.8.2017, [<https://www.telegraph.co.uk/news/2017/08/06/mary-beard-misogynistic-race-row-bbc-cartoon-us-academic-claimed/>], eingesehen 26.4.2019.

ritter und rufen mit deren Schlachtruf „Deus vult!“ („Gott will es!“) zu Kreuzzügen gegen die muslimische Bevölkerung auf. Rechtspopulist*innen und Rechtsextreme von Großbritannien über Frankreich bis Italien beziehen sich auf die mittelalterliche Vergangenheit ihrer Nationen sowie die dazugehörigen Held*innen (etwa Joanne d’Arc und King Arthur, um nur zwei Beispiele zu nennen). Selbst im vermeintlich bürgerlich-konservativen Mainstream der europäischen Politik wird das Bild vom rein weißen und christlichen Europa im Mittelalter als Idealzustand, den es zu erhalten oder wieder zu erreichen gilt, festgehalten⁴⁸ – mit dem Islam oder Nicht-Weißen als Feindbild und als Bedrohung dieses Idealzustandes. Gemeinsam haben diese Darstellungen, dass sie auf einem ahistorischen Bild eines rein weißen, christlichen und vor allem isolierten Europas aufbauen, resistent gegen (neue) Erkenntnisse und Fakten sind und oftmals medial unreflektiert übernommen und somit weitertradiert werden. Andrew Elliott bringt dieses verzerrte, falsche und rassistische Geschichtsbild im zweiten Teil der insgesamt wirklich lesenswerten Serie „Race, Racism and the Middle Ages“ des Blogs „The Public Medievalist“ auf den Punkt:

„It cannot be overstated: this ‘history’ is not only scientifically illogical and completely unsubstantiated; it is historically ludicrous. However, no matter how absurd, claims like these fit perfectly within the right wing’s distortion of history in general, and the Middle Ages in particular. Furthermore, they draw their power not from their factual basis but from their similarities with other neo-Nazi or right-wing sources. This illustrates a lesson for supposedly ‘post-Truth’ world. That lesson does not come from history, media theory, or journalism. It comes from advertising: truth comes from recognition, repetition, and non-contradiction. The far-right isn’t exploring the truth, they are building a brand.“⁴⁹

Es zeigt sich also, dass das europäische Mittelalter in heutigen Darstellungen oftmals großen Verzerrungen unterliegt, die es zwar auch in Bezug auf andere Epochen gibt, in diesem Fall aber besonders problematisch sind, da sie häufig politisch instrumentalisiert und für rechte bis rechtsextreme Zwecke missbraucht werden. Weiters ist es problematisch, dass diese verzerrten Geschichtsbilder nicht nur in einschlägigen Kreisen verbreitet, sondern (obgleich in leicht abgeschwächter Form) auch im medialen Mainstream aufzufinden sind. Die Gründe hierfür sind vielfältig, doch steht fest, dass auch der Unterricht und das Studium der Geschichtswissenschaft wissentlich oder unwissentlich ihren Teil dazu beitragen, indem sie tradierte Geschichtsbilder nicht kritisch genug reflektieren und somit weitergeben, wie Elliott ausführt:

„So why are the Middle Ages in particular so susceptible to this sort of misuse? One response may be difficult for some scholars to accept, since it means that we have to shoulder some of the responsibility. Scholars design curricula that unduly privilege the written record, and material remains of the European Mid-

48 Besonders in letzter Zeit wird hier häufig das völlig falsche Bild eines „judeo-christlichen Erbe Europas“ bemüht.

49 Andrew B. R. Elliott, A Vile Love Affair. Right Wing Nationalism and the Middle Ages (Race, Racism and the Middle Ages, Part 2), in: *The Public Medievalist*, 14.2.2017, [https://www.publicmedievalist.com/vile-love-affair/], eingesehen 26.4.2019.

dle Ages. At the risk of oversimplifying, the abundance of material and cultural remains from a largely white European Middle Ages leads to a disproportionate focus on white, European medieval history. This leads to the (often unwitting) perception that, simply, white history is all the history there ever was.⁵⁰

Somit zeigt sich erneut und deutlich, wie wichtig und richtig die Behandlung von popkulturellen Darstellungen des Mittelalters, wie etwa „Game of Thrones“, schon im Geschichteunterricht an den Schulen ist. Wer diese als unwichtig oder gar falsch verwirft, negiert den großen positiven Einfluss, den eine solche Thematisierung auf die Reflexion von Geschichtsbildern bei Schüler*innen haben kann – aber auch den potentiell großen Schaden, der durch unkritisches und unreflektiertes Konsumieren solcher geschichtlicher Darstellungen angerichtet werden kann.

3.4 Zwischenfazit

In diesem ersten theoretischen Teil wurde also zunächst auf die Popularität von „Game of Thrones“ hingewiesen, sowie Anknüpfungspunkte zwischen den Inhalten der Serie und dem Lehrplan für Geschichte, Sozialkunde und Politische Bildung verdeutlicht. Dieser Lehrplan wurde kurz erläutert, bevor theoretische Überlegungen zu „Game of Thrones“ angestellt wurden und in diesem Zusammenhang auf die wichtige Unterscheidung zwischen *medieval* und *medievalism* eingegangen wurde. Anschließend konnte festgestellt werden, dass es Gegenpositionen zur Verortung von „Game of Thrones“ als mittelalterlich inspirierte Serie gibt, deren Argumente aber größtenteils entkräftet wurden, wodurch die Legitimation der Serie als Unterrichtsmittel noch weiter gestärkt wurde. Abschließend wurde noch auf die politische Brisanz geschichtlicher Darstellungen mit Bezug auf ein erfundenes „weißes, christliches, europäisches“ Mittelalter eingegangen. Die theoretischen Ausführungen im ersten Teil dieser Arbeit haben also ergeben, dass eine Behandlung bzw. Verwendung von „Game of Thrones“ im Geschichteunterricht legitim und notwendig ist. Im nun folgenden praktischen Teil werden Beispiele dafür erläutert.

4. Einsatzmöglichkeiten im Unterricht

4.1 Vorbemerkungen

In diesem Teil wird eine Aufzählung von Aspekten in „Game of Thrones“ folgen, welche im Geschichteunterricht behandelt werden können. Es hat sich herausgestellt, dass die Möglichkeiten nahezu grenzenlos sind und hier nur die wichtigsten Teilbereiche genannt werden können und auch bei diesen Teilbereichen wiederum nur die auffallendsten Aspekte. Es wird zu jedem Teilbereich ein Überblick zum „inhaltlichen“ Aspekt gegeben, bevor erläutert wird, warum und wie dies im Geschichteunterricht behandelt werden kann. Es werden hierbei verschiedenste Beispiele genannt, von mittelalterlich inspirierten Personen und Ereignissen in der Serie, bis hin zu tiefen gesellschaftlichen und politischen Strukturen, die sich sowohl in „Game of Thrones“ als auch im Mittelal-

50 Elliott, A Vile Love Affair.

ter finden. Es soll in dieser Auflistung vor allem die große Bandbreite der möglichen Einsatzbereiche dargestellt werden. Abschließend werden noch einige Hinweise zur praktischen Umsetzung bzw. mögliche Stolpersteine und Hindernisse aufgelistet.

4.2 Einsatzmöglichkeiten

a) *Die Rosenkriege, Venedig und Hadrian's Wall – „echte“ Inspiration für „Game of Thrones“*

Die Mediävistin Carolyne Larrington weist – wie so viele andere – auf die Tatsache hin, dass George R. R. Martin wesentliche Plot-Elemente aus der europäischen mittelalterlichen Geschichte entnommen hat, und bezeichnet diese Elemente treffend als Bausteine: „Like Tolkien's Middle Earth, *Game of Thrones/A Song of Ice and Fire* constructs its fantasy out of familiar building blocks: familiar, that is, to us medieval scholars.“⁵¹ Es handelt sich hierbei oft um ganz konkrete Ereignisse, Personen oder Orte mit mittelalterlichen Vorbildern, wobei hier exemplarisch die auffallendsten genannt werden sollen: Der Konflikt zwischen Stark und Lannister erinnert an die Rosenkriege zwischen York und Lancaster, die Handels- und Lagunenstadt Braavos ist wohl eindeutig von Venedig inspiriert, der „Wall“ ist der Hadrianswall in Nordengland, die Dothraki ähneln einem asiatischen Reitervolk wie den Mongolen etc. – die Liste könnte fortgeführt werden. Diese Parallelen sind nicht nur in der Romanvorlage, sondern auch in der Serie durch die entsprechende visuelle Gestaltung für Expert*innen oft sofort erkennbar.

Für Schüler*innen können diese historischen Vorbilder je nach Interesse und Vorkenntnissen oft weniger leicht zu erkennen sein, worin schon großes Potenzial für den Unterricht liegt: So kann über eine den Schüler*innen bekannte Serie gesprochen und angemerkt werden, dass viele Elemente darin von realen mittelalterlichen Personen, Orten oder Ereignissen inspiriert wurden. Dies eignet sich gut als Einstieg und zum Wecken von Interesse und stellt somit mehr oder weniger die oberflächlichste Ebene der Verwendung bzw. Analyse von „Game of Thrones“ im Unterricht dar – verglichen mit einem Eisberg-Modell also jener kleine Teil, der über der Wasseroberfläche zu sehen ist. Dadurch wird bereits eine Synergie hergestellt und produktiv genutzt, indem die Lehrperson die folgende Argumentation nutzt: „Ihr mögt die Serie, dort kommt viel Mittelalterliches vor, also werdet ihr dieses Thema im Unterricht sicher auch interessant finden!“

b) *Burgen, Kriegsführung und Militärgeschichte: „Typisch Mittelalter“?*

Wie Marina Wallner in ihrer Analyse stringent herausarbeitet, stellen Schüler*innen einen eindeutigen Konnex zwischen „Game of Thrones“ und Mittelalter her und beziehen diesen Konnex recht zentral auf die visuellen und narrativen Elemente *Ritter, Burgen, Könige, Herrschaft, Schlachtfeld, Turnier* etc.⁵² Diese „Klischees“ des europäischen Mittelalters bilden also in vielerlei Hinsicht ein Herzstück der Ästhetik von „Game of Thrones“ und verdienen es daher, im Geschichteunterricht behandelt zu werden.

51 Larrington, *Winter is Coming*, S. 1.

52 Wallner, *You Know Nothing*, S. 60–61.

Einerseits kann hier wiederum auf „reale“ Vorbilder eingegangen werden bzw. können etwa die dargestellten Schlachten, Kampftechniken, Waffengattungen oder die Architektur der Burgen auf ihre Realitätstreue überprüft werden, wozu aber sicherlich ein starker Fokus auf Militärgeschichte notwendig ist. Auch die Drehorte, wie etwa Dubrovnik oder Granada, können in Hinblick auf mittelalterliche Elemente bzw. die verwendete Ästhetik untersucht werden. Andererseits kann dieses Thema, da es sich eben um die zentrale mittelalterliche Ästhetik der Serie handelt, für einen Einstieg in die Thematik *medieval vs. medievalism* genutzt werden, welche wiederum einem Teilaspekt der Methodenkompetenz im Geschichteunterricht dient. Ganz banal wird an dieser Stelle also die Frage gestellt, welche historische Epoche hier in welcher Weise dargestellt wird – die Schüler*innen sollen kritisch hinterfragen, warum sie die Serie als mittelalterlich identifizieren.

c) *Politische Systeme: Feudalismus und Sklaverei*

Eng verbunden mit dem klischeehaften Bild eines Mittelalters der Könige, Ritter und Burgen ist das Herrschaftssystem des Feudalismus. Die Lehrperson kann den Schüler*innen hier die auf den ersten Blick einfache Frage stellen, wie Westeros regiert wird – wodurch entweder eigenständig oder in einer Art sokratischem Dialog das politische System des Feudalismus hergeleitet und anschließend gelehrt bzw. gelernt werden kann. Grundsätzlich liegt hier die Vermutung nahe, dass ein abstraktes Konzept wie ein Herrschaftssystem leichter verständlich wird, wenn es in einem kleineren, geschlossenen Umfang veranschaulicht wird. Grob gesagt: Schüler*innen können sich wahrscheinlich mehr unter „König Robert Baratheon ist der Lehensherr von Lord Eddard Stark und Lord Stark ist der Lehensherr von Greatjon Umber“ vorstellen als unter einem „echten“ Äquivalent aus dem europäischen Mittelalter. Für das Verständnis des Systems an sich ist es unerheblich, ob die Pyramide des feudalistischen Lehenssystems mit George R. R. Martins Fantasy-Charakteren oder mit deutschen Herrschern des 12. Jahrhunderts erklärt wird.

Genau darin liegt ein wesentlicher Punkt und eine Stärke des kompetenzorientierten Lehrplans: Strukturen und Konzepte werden zwar an bestimmten Beispielen veranschaulicht, gelehrt und gelernt werden soll aber stets die darunterliegende, allgemeine Struktur. Wir befinden uns hier also im Bereich der Sachkompetenz, welche nicht nur (zu einem kleineren Teil) konkrete Personen, Orte und Jahreszahlen meint, sondern etwa auch Herrschaftskonzepte, Gesellschaftsformen und Geschichtstheorien. Ein fiktives, historisch „angehauchtes“ Beispiel eignet sich also – mit der entsprechenden Einarbeitung – ebenso für die Lehre dieser Aspekte. Zudem sei noch gesagt, dass eine Anwendung geschichtswissenschaftlicher Analysen und Werkzeuge auf die Welt von „Game of Thrones“ bei Schüler*innen, die sich als Fans dieser Serie sehen, einen erheblichen Motivations- und Interessensschub bewirken kann.

d) *Marx in Westeros? Das Warten auf den Kapitalismus*

Relevant für eine detaillierte Analyse ist nicht nur die Politik, sondern auch die Wirtschaft Westeros', die jedoch mit dem Herrschaftssystem Hand in Hand geht. Auffallend ist in diesem Zusammenhang die relativ große Anzahl an marxistischen Analysen des Wirtschaftssystems Westeros', welche sich auf die zeitliche Einordnung der Welt von „Game of Thrones“ am Ende eines Mittelalters konzentrieren.⁵³ Wirtschaftlich und politisch – was in diesem Fall nicht zu trennen ist – wird der Kontinent vom Feudalismus regiert, doch vor allem mit der Enthüllung, dass die Goldminen der Lannisters brachliegen und verschiedenste Kriege und Konflikte nur noch durch Kredite der „Iron Bank of Braavos“ finanziert werden, gerät dieses zunehmend ins Wanken – eine auffallende Parallele zum Übergang vom europäischen Mittelalter zur Frühen Neuzeit, wie Paul Mason in einem „Guardian“-Artikel herausstreicht:

„If you apply historical materialism to Westeros, the plot of season five and six becomes possible to predict. What happened with feudalism, when kings found themselves in hock to bankers, is that – at first – they tried to sort it out with naked power. The real-life Edward III had his Italian bankers locked up in the Tower of London until they waived his debts. But eventually the power of commerce began to squash the power of kings. Feudalism gave way to a capitalism based on merchants, bankers, colonial plunder and the slave trade. Paper money emerged, as did a complex banking system for assuaging problems like your gold mine running dry.“⁵⁴

Diese Krise des Feudalismus ist laut Mason ein Charakteristikum mittelalterlich inspirierter Fantasy-Literatur, wobei die Krise jedoch fast nie überwunden wird:

„There is a reason so much fantasy fiction adopts the conceit of a feudalism that is always in crisis but never overthrown. It forms the ideal landscape in which to dramatise the secret desires of people who live under modern capitalism.“⁵⁵

Was hat eine historisch-materialistische Analyse der Welt von „Game of Thrones“ nach Marx also mit dem Unterricht in Geschichte zu tun? Erneut gilt: Anhand der Serie kann, losgelöst von konkreten Personen, Orten und Jahreszahlen, im Sinne der im Lehrplan festgelegten Sachkompetenz eine historisch-politische Theorie gelehrt und gelernt werden. Besonders gut eignet sich das Thema vor allem für Überlegungen à la „Was wäre, wenn...?“ – denn es traut sich wohl kaum ein*e Schüler*in ein solches Gedankenspiel in Bezug auf das mittelalterliche Europa zu – mit Westeros als Beispiel schon eher. Je mehr die Schüler*innen das Gefühl haben, sie sind mit der Politik, Wirtschaft und Geografie eines Kontinents vertraut, desto eher können sie mit ihrem historisch-politi-

53 Siehe etwa: Doug Enaa Green, *Winning and Ruling. A Marxist Look at Game of Thrones*, in: *Red Wedge Magazine*, 24.4.2015, [<http://www.redwedgemagazine.com/essays/winning-and-ruling-a-marxist-look-at-game-of-thrones>], eingesehen 26.4.2019.

54 Paul Mason, *Can Marxist Theory Predict the End of Game of Thrones?*, in: *The Guardian*, 6.4.2015, [<https://www.theguardian.com/tv-and-radio/2015/apr/06/marxist-theory-game-of-thrones-lannisters-bankers-sex-power-feudal-westeros-revolution>], eingesehen 26.4.2019.

55 Ebd.

schen Wissen solch spekulative Überlegungen anstellen, was sich als sehr lohnend für die historische Fragekompetenz sowie die politische Urteilskompetenz erweisen kann.

e) *Diversität*⁵⁶

Aufgrund der Popularität von „Game of Thrones“ steht die Serie, wie Wallner in ihrer Analyse herausstreicht, in einem wechselseitigen Beeinflussungsverhältnis zum Mittelalterbild von Schüler*innen. Zwar geht Wallner in ihrer Arbeit nicht konkret auf das Thema Diversität ein, doch die Vermutung liegt nahe, dass es auch in diesem Bereich zu Wechselwirkungen zwischen der Serie und dem Mittelalterbild der Schüler*innen kommt. Dies gilt es daher, nicht zuletzt aufgrund der oben beschriebenen politischen Problematik des Bildes vom „weißen Mittelalter“, dringend im Unterricht zu thematisieren und aufzuarbeiten – vor allem weil anzunehmen ist, dass dieses Bild des „weißen Mittelalters“ bei vielen Schüler*innen vorherrschend ist. Bei der Behandlung dieses Themas anhand der Serie „Game of Thrones“ kommt nun die Methodenkompetenz ins Spiel und es muss im Unterricht mit den Schüler*innen erarbeitet werden, dass auch diese fiktive Serie eine Geschichtsdarstellung ist. In weiterer Folge wird dann darauf eingegangen, welcher historischen Aspekte sie sich bedient, welche Teile erfunden sind und wie so eine Serie im Vergleich zu angeblich „echten“ Darstellungen oder Dokumentationen steht. Die Frage nach der Existenz von Nicht-Weißen im europäischen Mittelalter wäre ein Aspekt, der sich gut für eine kritische Dekonstruktion der Serie im Vergleich zur sogenannten „echten“ Geschichte eignet.⁵⁷

Einerseits scheint es möglich, dass das Vorhandensein der wenigen People of Colour (PoC) in der Serie (Greyworm, Missandei und Khal Drogo sind die einzigen einigermaßen entwickelten nicht-weißen Charaktere) bereits bei einigen Schüler*innen einen „Aha-Effekt“ auslöst und sie merken, dass es im Mittelalter auch nicht-weiße Personen gab. Andererseits muss dann aber auf die Problematik eingegangen werden, dass es sich hier nur um drei Nebencharaktere handelt und dies bei Weitem nicht ausreichend ist, um der Realität des europäischen Mittelalters gerecht zu werden. Helen Young fasst die Kritik folgendermaßen zusammen:

„The idea that *Game of Thrones* and George R. R. Martin’s novels depict ‘the real Middle Ages’ is often used to try to deflect criticism for the lack of racial diversity (and high levels of violence, especially against women). But as we have been exploring throughout this series, the idea that the ‘real Middle Ages’ was an all-white affair has more to do with modern fantasies about racial purity than it does with historical reality.“⁵⁸

56 In diesem Zusammenhang ist neben der hier angesprochenen ethnischen Diversität auch die Diversität der Körper bzw. die Repräsentation von Menschen mit Behinderungen zu nennen – am prominentesten: Tyrion, Bran und zu einem gewissen Grad auch Varys.

57 Für eine exzellente inhaltliche Bearbeitung des Themas siehe: Geraldine Heng, *The Invention of Race in the European Middle Ages*, Cambridge 2018.

58 Helen Young, *Game of Thrones’ Racism Problem* (Race, Racism and the Middle Ages, Part 26), in: *The Public Medievalist*, 21.6.2017, [<https://www.publicmedievalist.com/game-thrones-racism-problem/>], eingesehen 26.4.2019.

Das Thema der (ethnischen) Diversität in „Game of Thrones“ kann laut Lehrplan im Geschichteunterricht also auf multiplen Ebenen behandelt werden: Im Sinne der Fragekompetenz (Schüler*innen stellen eine Frage an die Geschichte: „Gab es im Mittelalter nur weiße Menschen?“) und/oder als Beispiel für die Methodenkompetenz, wenn „Game of Thrones“ als Geschichtsdarstellung dekonstruiert und kritisch reflektiert wird. Dies alles findet unter dem Deckmantel des (auch im Lehrplan definierten) Basiskonzeptes „Diversität“ statt, was implizit mitgedacht oder offen angesprochen werden kann. Besonders relevant und wichtig ist eine Behandlung des Themas jedenfalls, da sonst die Gefahr besteht, dass die große Popularität von „Game of Thrones“ einen verzerrenden Einfluss auf das Mittelalterbild von Schüler*innen haben kann und eine falsche Vorstellung eines „rein weißen“ Europas im Mittelalter entstehen lässt. Zusammengefasst:

„Many people get their ideas of what the Middle Ages were like from fantasy works like *A Song of Ice and Fire*. As such, it is important for medievalists to point out that the kind of historical accuracy that Martin strives for is ultimately impossible; works like *Game of Thrones* are, fundamentally, fantasies. This is especially true now, with the renewed attempt by white supremacists to co-opt the Middle Ages. The myth of a ‘whites-only Middle Ages’ that is perpetuated through the fantasy genre in general (and through massively popular shows like *Game of Thrones* in particular), is indeed a myth. The past is much more complicated, and inclusive, than many give it credit for.“⁵⁹

f) *Eurozentrismus, Orientalismus und Daenerys als White Saviour*

Sehr eng verknüpft mit der Frage nach ethnischer Diversität ist das Thema des Eurozentrismus, des Orientalismus und des sogenannten *Othering*. Diese Dinge haben eine lange Tradition in der Fantasy-Literatur,⁶⁰ doch George R. R. Martin gibt an, bewusst mit der traditionell strikten Trennung in „gut“ und „böse“ brechen zu wollen. Bei vielen Hauptcharakteren gelingt ihm dies mit der Buchvorlage, was auch in der Serie umgesetzt wird: Es gibt moralische Graustufen und eine Einschätzung der Handlungen der Charaktere basiert oft auf persönlicher Sympathie. In einem anderen Aspekt bleiben Martin und „Game of Thrones“ jedoch ganz klar in einem alten Topos: Das Narrativ von „Game of Thrones“ kann getrost als ein eurozentrisches bezeichnet werden, wobei „Europa“ hier Westeros entspricht, welches sich im Gegenzug zum östlichen Essos definiert.⁶¹ Zum einen lassen sich klassische Elemente einer orientalistischen Darstellung nach Edward Said feststellen: Die Darstellung Essos‘ enthält unzählige visuelle und

59 Shiloh Carroll, Race in *A Song of Ice and Fire*. Medievalism Posing as Authenticity (Race, Racism and the Middle Ages, Part 35), in: *The Public Medievalist*, 28.11.2017, [https://www.publicmedievalist.com/race-in-asoif/], eingesehen 26.4.2019.

60 Etwa J. R. R. Tolkiens Schwarz-Weiß-Denken und seine Einteilung in „gute“ Elfen und weiße Menschen, sowie „schlechte“ Orks, Uruk-Hai und dunkelhäutige Menschen aus dem Süden und Osten Mittelerrdes.

61 Diese westliche Einseitigkeit der Erzählung zeigt sich besonders in der Romanvorlage, welche aus POV (*Point of View*)-Kapiteln verschiedener Charaktere besteht. Von den 24 Charakteren, welche als POV-Figuren fungieren, stammt ein Charakter (Melisandre) aus dem östlichen Essos – und ist weiß.

narrative Aspekte des Orientalismus, von zeitlosen Oasen und Wüstenkarawanen über mystische Städte und Sklaverei bis hin zu übersexualisierten weiblichen Figuren und den *noble savages* als männlichen Kriegstreibern – mit Khal Drogo als Paradebeispiel.⁶²

Zum anderen manifestiert sich diese problematische West-Ost-Dichotomie vor allem im Handlungsstrang von Daenerys Targaryen, die im Laufe der Staffeln eine bemerkenswerte Veränderung durchmacht und vom verkauften, in der Hochzeitsnacht vergewaltigten Mädchen zur Königin im Exil wird, bereit für die Rückeroberung ihres Throns. Oberflächlich betrachtet mag diese Entwicklung feministische Herzen höher schlagen lassen, doch ein genauerer Blick offenbart Daenerys' Geschichte als höchst problematisches Narrativ:

„The problem is that her narrative is essentially a ‘white saviour’ plot, a common trope where a white outsider saves a community of colour from some sort of terrible plight, gaining prestige, power, and self-awareness in the process; think the movies *Lawrence of Arabia*, *Dances with Wolves*, and *Avatar*. [...] Everything that Daenerys has done in Essos is in the service of her goal: claiming the throne in Westeros. The people of color of Essos become her army – a tool to be used in achieving her ends.“⁶³

Daenerys übernimmt die Kontrolle über verschiedene Gruppierungen und politische Entitäten in Essos und will den Sklav*innen und Barbar*innen, welche (so die Implikation) den ganzen Tag nur morden und vergewaltigen, Frieden und Zivilisation bringen. Sie setzt mit äußerster Gewalt ihre eigenen politischen und kulturellen Vorstellungen durch und schreckt dabei auch vor Mord und Zerstörung nicht zurück: So verbrennt sie etwa mit dem Tempel der Dosh Khaleen die wichtigste religiös-kulturelle Stätte der Dothraki. Mehrmals wird vor allem über die Bildsprache der Serie die Ästhetik von Daenerys als *white saviour* offensichtlich. All diese Aspekte von Daenerys' Auftreten im östlichen Essos erinnern nicht nur an imperialistische Topoi der europäischen Präsenz in Afrika, Indien etc. im 19. Jahrhundert, sondern in jüngerer Vergangenheit auch an die US-amerikanischen Invasionen im Irak und in Afghanistan unter dem Vorwand, Demokratie, Fortschritt und Frieden zu bringen.

All diese Dinge zeigen, wie sich Eurozentrismus und Orientalismus auch in popkulturellen Geschichtsdarstellungen manifestieren. Sie können im Unterricht zunächst in Bezug auf „Game of Thrones“ besprochen und analysiert und anschließend in einem größeren Kontext betrachtet werden. Zu sagen, dass problematische Ideologien wie Eurozentrismus und Orientalismus zunächst in „Game of Thrones“ und dann in der „echten Geschichte“ bzw. „echten Welt“ behandelt werden müssen, wäre falsch – denn auch eine popkulturelle (Geschichts-)Darstellung wie „Game of Thrones“ ist Teil der „echten Welt“ – und weil diese Welt ein Problem mit Rassismus hat, hat es auch „Game of Thrones“, wie Helen Young zusammenfasst:

62 o. A., Game of Thrones Took an Orientalist Journey, in: *The Fandomentals*, 6.8.2017, [https://www.thefandomentals.com/game-thrones-took-orientalist-journey/], eingesehen 26.4.2019.

63 Young, Racism Problem.

„*Game of Thrones* and Martin’s novels aren’t aberrations, they reflect a way of thinking about the world that centres on Europe and Europeans and sees Others as either tools to serve the needs of a white person and their power, or irrelevant. It’s a way of thinking that is at least as old as the Middle Ages. *Game of Thrones* has racism problems because the world has racism problems.“⁶⁴

Bedauerenswert ist, dass weder George R. R. Martin noch die Macher*innen der TV-Serie die Gelegenheit der freien Gestaltungs- und Darstellungsmöglichkeiten von Fantasy-Literatur genutzt haben, um diese Dinge auszubessern, sondern problematische Darstellungen erneut weitergetragen und reproduziert haben. Grund genug, um dies im Geschichteunterricht zu thematisieren.

g) *Olenna d’Aquitaine und Cersei von Anjou: Gender und Agency*

Nicht nur Daenerys’ Storyline, sondern auch jene vieler anderer Figuren (Cersei, Sansa, Brienne, Arya usw.) führen häufig zum Befund, „*Game of Thrones*“ sei ein Musterbeispiel für „starke Frauen“ und dies unterscheide die Serie vom „echten“ Mittelalter. Dieser Befund ist auf mehreren Ebenen problematisch: Dadurch werden die Machtpositionen von Frauen im Mittelalter negiert, die es aber durchaus gegeben hat. Vor allem Eleonore von Aquitanien (1122–1204), Isabella von England (1214–1241) und Margarete von Anjou (1430–1482) werden gelegentlich als „echte“ Inspirationen für Cersei Lannister oder Maergerly Tyrell genannt.⁶⁵ Die Existenz solcher mittelalterlichen Herrscherinnen ist unbestritten, passt aber nicht in das traditionelle Geschichtsbild von heldenhaften Rittern am Schlachtfeld und wunderschönen, wehrlosen Frauen, die in der Burg auf die Rückkehr ihrer Beschützer warten. Einerseits ist also positiv hervorzuheben, dass „*Game of Thrones*“ hier ein Stück mittelalterlicher Realität abbildet, andererseits muss dem Narrativ „Frauen sind bei ‚*Game of Thrones*‘ mächtiger als im echten Mittelalter!“ entgegengewirkt werden.

Auf einer anderen Ebene ist die Darstellung jener „starken Frauen“ problematisch, wenn das im Lehrplan erwähnte Basiskonzept *Agency* (also Handlungsmacht) mitbedacht wird: Woher beziehen diese Frauen ihre Macht bzw. ihre Möglichkeit zu handeln? Wie wird Macht ausgeübt? Wie Josefa Niedermaier analysiert, bedeutet die bloße Existenz von Herrscherinnen und deren vordergründige Machtausübung nicht automatisch eine Subversion von bestehenden patriarchalen Strukturen und Gendernormen.⁶⁶ Etwa wird Cersei trotz ihrer de jure hohen Machtposition von Männern oft nicht ernst genommen oder Daenerys nur aufgrund ihrer Drachen respektiert, nicht jedoch aufgrund ihrer Person als Herrscherin akzeptiert oder gefürchtet:

64 Young, Racism Problem.

65 Larrington, *Winter is Coming*, S. 3, 29–30.

66 Niedermaier, *Body and Relationship Politics*, S. 95. Nota bene: Eine Auflösung der Gendernormen von Westeros erfolgt schließlich erst in der (hier nicht behandelten) achten Staffel im Angesicht der vollständigen Auslöschung der Menschheit durch die White Walkers, als Brienne of Tarth von Jaime zum „Ser“ geschlagen wird – was aufgrund ihres Geschlechts und der Tradition an und für sich nicht möglich ist, doch – wie Tormund Giantsbane treffend kommentiert – „Fuck tradition!“.

„Indeed, her dragons serve as her primary source of power as they are the factor that grant her respect and support – but leave her weak and doubted by her people once it transpires that she has lost control of [them]. This message is explicitly conveyed to the audience when Daario bluntly tells Daenerys that ‘a dragon queen with no dragons is not a queen.’“⁶⁷

Es darf also kein pauschales Urteil über „starke Frauen“ gefällt werden. Vielmehr bedarf jede dieser vermeintlichen Rollen einer genaueren Analyse, wodurch sich häufig herausstellt, dass die Agency nicht so klar gegeben ist und sich häufig wiederum über Männer oder andere Tatsachen definiert. Um es in Niedermaiers Worten zusammenzufassen: Daenerys' Penis sind ihre Drachen.⁶⁸

Ein weiterer problematischer bzw. behandelnswerter Aspekt des Themenkomplexes Frauen/Gender/Sexualität ist das häufige Vorkommen von Vergewaltigungen, welches ein Bild des Mittelalters als rechtsfreie Gesellschaft zeichnet, in der Vergewaltigung alltäglich war, was so nicht haltbar ist.⁶⁹ Es wird dadurch erneut ein problematisches und rückständiges Bild des Mittelalters vermittelt und nicht auf das vor allem im Mittelalter anzutreffende Spannungsverhältnis zwischen *legal* und *moral consent*⁷⁰ eingegangen. Ebenso relevant bei der Analyse ist das Konzept des *male gaze*, also der männlichen Sichtweise auf jegliche (vor allem sexuelle) Handlung, nicht zuletzt in den zahlreichen expliziten Bordellszenen.⁷¹ Es zeigt sich also, dass es mehr als genug Stoff für eine Behandlung bzw. eine Dekonstruktion der Serie im Geschichteunterricht gibt.⁷² Besonders relevant ist dies für das Thema der Frauen- und Geschlechtergeschichte, welches nicht nur im Lehrplan, sondern mittlerweile auch in vielen Schulbüchern völlig zurecht einen prominenteren Platz einnimmt. Wallner arbeitet in ihren Interviews mit Schüler*innen heraus, dass eine relativ große Deckungsgleichheit zwischen dem Frauenbild von „Game of Thrones“ und dem Mittelalterbild der Schüler*innen besteht,⁷³ wodurch eben auch die oben beschriebenen Problematiken, Unschärfen und Falschinformationen Fuß fassen können. Daher gilt es, diese Gender-Aspekte in Bezug auf „Game of Thrones“ aufzuarbeiten und ihre Darstellung in der Serie einer kritischen Dekonstruktion und Reflexion zu unterziehen.

h) *Alles nur konstruiert: Ist das Mittelalter gleich fiktiv wie „Game of Thrones“?*

All die hier aufgezählten Aspekte waren Beispiele für Personen, Ereignisse, Strukturen und Sachverhalte aus der Serie „Game of Thrones“, die sowohl im Zusammenhang als

67 Niedermaier, Body and Relationship Politics, S. 87.

68 Ebd., S. 89.

69 Stephanie Pappas, How Real Is the „Game of Thrones“ Medieval World?, in: *Live Science*, 3.4.2014, [https://www.livescience.com/44599-medieval-reality-game-of-thrones.html], eingesehen 26.4.2019.

70 Lori J. Underwood, Sex, Consent, and Rape in Westeros, in: Eric J. Silverman/Robert Arp (Hrsg.), *You Think or Die. The Ultimate Game of Thrones and Philosophy*, Chicago 2017, S. 133–140, hier S. 134–135.

71 Analog dazu gibt es auch den *white gaze*, welcher im obigen Kapitel unter dem Schlagwort des Eurozentrismus schon behandelt wurde.

72 Für weitere Aspekte siehe Kapitel 2 (Masculinity, Femininity, and Gender Relations) und 3 (Sex and Sexuality) in Carroll, *Medievalism*; Frankel, *Women in Game of Thrones*.

73 Wallner, *You Know Nothing*, S. 76–90.

auch isoliert im Unterricht behandelt werden können. Zusätzlich kann und soll auch eine generelle Dekonstruktion der Serie als popkulturelle Geschichtsdarstellung in Angriff genommen werden. Der theoretische Hintergrund hierzu wurde im ersten Teil der Arbeit schon hinreichend dargelegt. Den Schüler*innen soll klargemacht werden, dass „Game of Thrones“, wie auch Dokumentationen und Historienfilme, nur eine Rekonstruktion bzw. Darstellung der Vergangenheit sind. Sie sollen erkennen, dass fiktive Serien oder Filme, auch mit Fantasy-Elementen, häufig von „echten“ Ereignissen und Personen aus der Geschichte inspiriert sind, dass es Zusammenhänge gibt und dass dadurch (wenn auch unterschwellig) ein bestimmtes Geschichtsbild vermittelt wird.

Parallel dazu, oder aufbauend darauf, kann anhand des Beispiels „Game of Thrones“ aufgezeigt werden, dass unser Bild vom Mittelalter auch nur eine über Quellen und Überreste aus der Vergangenheit rekonstruierte Darstellung ist. Niemand wird je erfahren, wie es „wirklich“ war, sondern es werden nur über geschichtswissenschaftliches Arbeiten entsprechende Darstellungen angefertigt werden können. Das Aufzeigen von Zusammenhängen und Gemeinsamkeiten (aber auch von Unterschieden) zwischen „Game of Thrones“ und dem Mittelalter kann und soll die Schüler*innen dazu bringen, kritisch zu hinterfragen, ob und warum sie eine fiktive Serie mit historischem Flair anders bewerten als klassisches Schulbuchwissen. So kann „Game of Thrones“ im Sinne einer Dekonstruktion als Teil der im Lehrplan definierten Methodenkompetenz auf dieser Meta-Ebene lohnend im Unterricht eingesetzt werden.

4.3 *Hindernisse bei der Umsetzung in der Praxis*

Unter den Laborbedingungen einer wissenschaftlichen Arbeit kann eine jede Unterrichtsstunde methodisch, didaktisch und inhaltlich durchgeplant sein und im gedanklichen Durchlauf gut funktionieren. Außerhalb des akademischen Elfenbeinturms, bei der Umsetzung in die Unterrichtspraxis, können jedoch teils gravierende Probleme auftauchen. Zwar ist es Sinn dieser Arbeit, einen Idealzustand bzw. ein Best-Practice-Beispiel zu liefern; dennoch soll auf einige Hinweise und Anmerkungen zur „echten“ praktischen Umsetzung bzw. zu möglichen Stolpersteinen nicht verzichtet werden. Es handelt sich hierbei freilich nur um jene, welche im Vorhinein bei der Reflexion klar werden – weitere Probleme können sich natürlich zusätzlich noch bei der tatsächlichen Umsetzung ergeben.

An erster Stelle steht die Frage nach der Zugänglichkeit des Materials. Zwar handelt es sich bei „Game of Thrones“, wie im ersten Kapitel dargelegt, um eine derzeit sehr populäre Serie – doch trotzdem kann bzw. darf nicht davon ausgegangen werden, dass alle Schüler*innen damit vertraut sind. Ebenso kann nicht verlangt werden, dass Schüler*innen die Serie in ihrer Freizeit (also gewissermaßen als „Hausübung“) anschauen, denn die Anschaffung der Serie auf DVD oder per Streaming ist kostspielig und eine anderweitige Bereitstellung ist rechtlich – zumindest offiziell – nicht möglich. Es bleibt also die Option, das Material gemeinsam im Unterricht anzuschauen. An und für sich sind die 45-minütigen Folgen ideal für eine 50-minütige Unterrichtsstunde geeignet. Andererseits sind Geschichtsstunden ein seltenes Gut und eine Lehrperson wird daher

immer sorgfältig abwägen, ob eine ganze Stunde für einen Film aufgewendet werden kann. Je nach Behandlung von „Game of Thrones“ im Unterricht könnte es außerdem nötig sein, mehrere Folgen anzuschauen – also unter Umständen mehrere Stunden nur mit dem bloßen Anschauen der Serie zu verbringen. Ein möglicher Lösungsansatz wäre etwa „Game of Thrones“ im Rahmen eines Wahlpflichtgegenstandes⁷⁴ zu behandeln, bei dem zusätzliche Geschichtestunden zur Verfügung stehen. Grundsätzlich muss aber gesagt werden, dass mit entsprechender Kontextualisierung auch einzelne Folgen bzw. einzelne der oben dargelegten Aspekte zur Analyse und Dekonstruktion herangezogen werden können.

Ein weiterer Stolperstein für die Verwendung im Unterricht könnte die Frage sein, ob „Game of Thrones“ für das Zielpublikum angemessen ist. Ausgehend von der Annahme, dass die Serie in der fünften Klasse gezeigt wird, ergibt sich nämlich das Problem, dass viele Episoden erst ab 16 Jahren freigegeben sind⁷⁵ – die meisten Schüler*innen aber erst 15 oder 14 Jahre alt sind. Es ist durchaus vorstellbar, dass es hier Beschwerden gibt, vor allem seitens der Eltern. Obwohl es nur eine verbindliche Altersfreigabe für Deutschland und nicht für Österreich gibt, wäre die Lehrperson (dienst)rechtlich auf jeden Fall auf der sicheren Seite, wenn sie die Serie nicht zeigen würde. Die Alternative wäre hier also, erst in einer höheren Unterrichtsstufe (idealerweise der achten Klasse, also mit 18-Jährigen) mit „Game of Thrones“ zu arbeiten, um derartige Probleme bzw. Beschwerden zu vermeiden.

5. Conclusio

Diese Arbeit hat gezeigt, dass es bei der Verwendung von „Game of Thrones“ im Unterricht für Geschichte, Sozialkunde und Politische Bildung viel Potential gibt. Zunächst wurde auf die Disparität zwischen der Beliebtheit von „Game of Thrones“ und dem Mittelalter als Thema im Geschichteunterricht eingegangen, bevor anschließend der neue Lehrplan erläutert wurde, welcher mit dem Fokus auf politische und historische Kompetenzen vom reinen „Faktenwissen“ abrückt und vor allem auch das Arbeiten mit verschiedensten Geschichtsdarstellungen fördert, wozu eben fiktive Serien wie „Game of Thrones“ zählen. In weiterer Folge wurde jedoch herausgearbeitet, dass die Serie nicht nur als rein fiktiv bezeichnet werden sollte, da sie bewusst mit einem bestimmten Bild des Mittelalters spielt. Die Konstruktion der mittelalterlichen Welt von „Game of Thrones“ basiert also auf einem ebenso konstruierten Bild eines europäischen Mittelalters, welches auch eine Reihe von Problematiken mit sich bringt, die ebenfalls erläutert wurden. Hervorzuheben ist hier der politische Aspekt eines Mittelalterbildes, welches

74 Ein Wahlpflichtgegenstand besteht meist aus zwei zusätzlichen Stunden zur Vertiefung eines Pflichtgegenstandes und wird in der 7. und 8. Klasse der Oberstufe gewählt. Die Klasse/Gruppe ist dabei kleiner und tendenziell interessierter am Fach – so kann in Wahlpflichtgegenständen häufig ein Thema vertieft behandelt oder ein eigenes Projekt bearbeitet werden.

75 Für Österreich ist keine Altersfreigabe verfügbar, da „Game of Thrones“ von der zuständigen Jugendmedienkommission nicht geprüft wurde. In Deutschland ergab eine FSK-Prüfung bei vielen Folgen eine Freigabe ab 16 Jahren, was einerseits auf die gezeigte Gewalt, andererseits auf sexuell freizügige Szenen zurückzuführen ist: Freiwillige Selbstkontrolle der Filmwirtschaft, [<http://fsk.de/index.asp?SeitID=491&TID=70&detail=0&titel=game+of+thrones&search=>], eingesehen 26.4.2019.

immer noch weit verbreitet ist und auf die Marginalisierung oder gar Eliminierung von nicht-weißen, nicht-christlichen Personen im Bild des europäischen Mittelalters abzielt. Weiters wurde analysiert, wie es um nicht-mittelalterliche Aspekte in „Game of Thrones“ steht: Sowohl antike als auch frühneuzeitliche Elemente könnten argumentiert werden – im Kern ist die Serie aber mittelalterlich geprägt.

Im Analyseteil wurden, basierend auf den theoretischen Überlegungen, zahlreiche Aspekte und Bereiche aus der Serie identifiziert, die sich für eine Behandlung im Unterricht in Geschichte, Sozialkunde und Politische Bildung eignen. Durch die vorher erfolgte Erklärung des kompetenzorientierten Lehrplanes wurde klar, dass es viele Anknüpfungspunkte gibt. Die Bandbreite reicht hier von „echten“ Inspirationen für die Welt von Westeros (Personen, Orten, Ereignissen) bis hin zu tiefergehenden Strukturen, Handlungsmustern und Betrachtungsweisen: Etwa können Themen wie Politik und Wirtschaft, Diversität, Eurozentrismus oder Geschlechtergeschichte anhand von Beispielen aus „Game of Thrones“ behandelt bzw. die Beispiele aus der Serie kritisch analysiert, dekonstruiert und reflektiert werden. Zu guter Letzt kann auch die Serie als Ganzes verwendet werden, um Schüler*innen darauf aufmerksam zu machen, dass jede Geschichtsdarstellung nur eine Konstruktion ist und kritisch betrachtet werden muss, um dahinterliegende Intentionen und Ideologien zu erkennen. Den Abschluss der Arbeit bildeten schließlich noch einige praktische Hinweise zur Umsetzung im Geschichteunterricht.

Ausgangspunkt der Arbeit war die Frage, ob sich „Game of Thrones“ als Unterrichtsmittel für den Geschichteunterricht eignet. Abschließend kann nun die eingangs formulierte These bestätigt werden: Die Serie bietet tatsächlich viele Anknüpfungspunkte und hat Potential für die Behandlung im Unterricht. Schon aufgrund ihrer Popularität und ihres durch Studien belegten Einflusses auf das Mittelalterbild von Schüler*innen ist eine Thematisierung im Unterricht naheliegend – so können etwaige Unschärfen und Fehlinformationen im Mittelalterbild der Schüler*innen erkannt, korrigiert und deren historische und politische Kompetenzen trainiert und geschärft werden.

6. Literatur

Benioff, David/Weiss, Daniel Brett, *Game of Thrones*, Staffeln 1–7, USA 2011–2017.

BGBI. Nr. 88/1985 (Verordnung des Bundesministers für Unterricht und Kunst vom 14. November 1984 über die Lehrpläne der allgemeinbildenden höheren Schulen; Bekanntmachung der Lehrpläne für den Religionsunterricht an diesen Schulen), zuletzt geändert durch BGBI. II Nr. 71/2018 (= AHS-Lehrplan).

Breen, Benjamin, *Why “Game of Thrones” Isn’t Medieval – and Why that Matters*, in: *Pacific Standard*, 12.6.2014, [<https://psmag.com/social-justice/game-thrones-isnt-medieval-matters-83288>], eingesehen 26.4.2019.

Carroll, Shiloh, Race in A Song of Ice and Fire. Medievalism Posing as Authenticity (Race, Racism and the Middle Ages, Part 35), in: *The Public Medievalist*, 28.11.2017, [<https://www.publicmedievalist.com/race-in-asoif/>], eingesehen 26.4.2019.

Dies., Medievalism in A Song of Ice and Fire and Game of Thrones, Woodbridge 2018.

Eco, Umberto, *Travels in Hyperreality*, San Diego 1986.

Elliott, Andrew B. R., A Vile Love Affair. Right Wing Nationalism and the Middle Ages (Race, Racism and the Middle Ages, Part 2), in: *The Public Medievalist*, 14.2.2017, [<https://www.publicmedievalist.com/vile-love-affair/>], eingesehen 26.4.2019.

Emig, Rainer, Fantasy as Politics. George R. R. Martin's A Song of Ice and Fire, in: Gerold Sedlmayer/Nicole Waller (Hrsg.), *Politics in Fantasy Media. Essays on Ideology and Gender in Fiction, Film, Television and Games*, Jefferson 2014, S. 85–96.

Enaa Green, Doug, Winning and Ruling. A Marxist Look at Game of Thrones, in: *Red Wedge Magazine*, 24.4.2015, [<http://www.redwedgemagazine.com/essays/winning-and-ruling-a-marxist-look-at-game-of-thrones>], eingesehen 26.4.2019.

Frankel, Valerie E., *Women in Game of Thrones. Power, Conformity and Resistance*, Jefferson 2014.

Freiwillige Selbstkontrolle der Filmwirtschaft, [<http://fsk.de/index.asp?SeitID=491&TID=70&detail=0&titel=game+of+thrones&search=>], eingesehen 26.4.2019.

Gabriele, Matthew, What the New Footage from Game of Thrones Can Teach Us about the Real Middle Ages, in: *Forbes*, 13.1.2019, [<https://www.forbes.com/sites/matthewgabriele/2019/01/13/game-of-thrones-real-middle-ages>], eingesehen 26.4.2019.

Haimson Lushkov, Ayelet, *You Win or You Die. The Ancient World of Game of Thrones*, London 2017.

Heighton, Luke, Mary Beard in "Misogynistic" Race Row over Black Romans in BBC Cartoon, in: *The Telegraph*, 6.8.2017, [<https://www.telegraph.co.uk/news/2017/08/06/mary-beard-misogynistic-race-row-bbc-cartoon-us-academic-claimed/>], eingesehen 26.4.2019.

Hellmuth, Thomas/Kühberger, Christoph, *Kommentar zum Lehrplan der Neuen Mittelschule und der AHS-Unterstufe GSPB 2016*, Wien 2016.

Heng, Geraldine, *The Invention of Race in the European Middle Ages*, Cambridge 2018.

Kaufman, Amy, "Lowering the Drawbridge", in: *This Year's Work in Medievalism* 28 (2013), [<https://sites.google.com/site/theyearsworkinmedievalism/all-issues/28-2013>], eingesehen 26.4.2019.

Larrington, Carolyne, *Winter Is Coming. The Medieval World of Game of Thrones*, London 2015.

Mason, Paul, Can Marxist Theory Predict the End of Game of Thrones?, in: *The Guardian*, 6.4.2015, [<https://www.theguardian.com/tv-and-radio/2015/apr/06/marxist-theory->

game-of-thrones-lannisters-bankers-sex-power-feudal-westeros-revolution], eingesehen 26.4.2019.

Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest, JIM-Studie 2018. Jugend, Information, Medien, [https://www.mpfs.de/fileadmin/files/Studien/JIM/2018/Studie/JIM2018_Gesamt.pdf], eingesehen 29.2.2020.

Mitovich, Matt, Webb, Game of Thrones Slays Viewership Record with Battle of Winterfell, in: *TVLine*, 30.4.2019, [<https://tvline.com/2019/04/30/game-of-thrones-ratings-battle-of-winterfell-season-8-episode-3/>], eingesehen 29.2.2020.

Niedermaier, Josefa, Body and Relationship Politics in Game of Thrones, MA Innsbruck 2017.

o. A., Game of Thrones Took an Orientalist Journey, in: *The Fandomentals*, 6.8.2017, [<https://www.thefandomentals.com/game-thrones-took-orientalist-journey/>], eingesehen 26.4.2019.

o. A., „Game of Thrones“-Finale. Quoten- und Piraterie-Rekorde, in: *derStandard.at*, 29.8.2017, [<https://derstandard.at/2000063282598/Game-of-Thrones-Finale-Quoten-und-Piraterie-Rekorde>], eingesehen 26.4.2019.

Pappas, Stephanie, How Real Is the “Game of Thrones” Medieval World?, in: *Live Science*, 3.4.2014, [<https://www.livescience.com/44599-medieval-reality-game-of-thrones.html>], eingesehen 26.4.2019.

Rauchegger-Fischer, Claudia, u. a., GO! Geschichte Oberstufe 5, Wien 2017.

Underwood, Lori J., Sex, Consent, and Rape in Westeros, in: Eric J. Silverman/Robert Arp (Hrsg.), *You Think or Die. The Ultimate Game of Thrones and Philosophy*, Chicago 2017, S. 133–140.

Utz, Richard, “Game of Thrones” among the Medievalists, in: *Inside Higher Ed*, 14.7.2017, [<https://www.insidehighered.com/views/2017/07/14/why-game-thrones-shouldnt-be-used-effort-recruit-future-medievalists-essay>], eingesehen 26.4.2019.

Wallner, Marina, You Know Nothing. Die gegenseitige Einflussnahme von Game of Thrones und individuell konstruierten Geschichtsbildern des Mittelalters von Schülerinnen und Schülern, Dipl. Wien 2017.

Waxman, Olivia B., An Exclusive Look inside Harvard’s New *Game of Thrones*-Themed Class, in: *TIME*, 31.5.2017, [<http://time.com/4798917/harvard-game-of-thrones-class/>], eingesehen 26.4.2019.

Dies., Game of Thrones Is Even Changing How Scholars Study the Real Middle Ages, in: *TIME*, 14.7.2017, [<http://time.com/4837351/game-of-thrones-real-medieval-history/>], eingesehen 26.4.2019.

Yglesias, Matthew, Westeros’ Uneven Level of Technological Progress, in: *Slate*, 23.8.2012, [<https://slate.com/business/2012/08/technology-in-a-game-of-thrones-and-the-song-of-fire-and-ice.html>], eingesehen 26.4.2019.

Young, Helen, Game of Thrones' Racism Problem (Race, Racism and the Middle Ages, Part 26), in: *The Public Medievalist*, 21.6.2017, [<https://www.publicmedievalist.com/game-thrones-racism-problem/>], eingesehen 26.4.2019.

Stefan Hechl ist Absolvent des Lehramtsstudiums für Geschichte, Sozialkunde & Politische Bildung und Englisch sowie des Studiums der Geschichtswissenschaften an der Universität Innsbruck und ist Projektmitarbeiter am Institut für Zeitgeschichte. stefan.hechl@uibk.ac.at

Zitation dieses Beitrages

Stefan Hechl, „Game of Kompetenzen“? Eine Analyse der Einsatzmöglichkeiten von „Game of Thrones“ im kompetenzorientierten Unterricht in Geschichte, Sozialkunde & Politische Bildung, in: *historia.scribere* 12 (2020), S. 11–42, [<http://historia.scribere.at>], eingesehen 15.6.2020 (=aktuelles Datum).

Die Bukowina als eine Insel des „Deutschthums“ im Osten? Deutsche Kulturverbreitung und deren Wahrnehmung in Reiseberichten aus dem 19. Jahrhundert

Alexander Renner

Kerngebiet: Österreichische Geschichte

eingereicht bei: Martin Rohde, MA

eingereicht im: SoSe 2019

Rubrik: Proseminar-Arbeit

Abstract

The Bukovina as an island of “Deutschthum” in the East? The diffusion of German culture and its perception in travel reports from the 19th century

The following seminar paper outlines the description of the Bukovina, a part of the Habsburg Monarchy, in selected travel reports from the 19th century. It explains why the authors of these reports perceived the Bukovina as an island of German culture in Eastern Europe, which was otherwise labelled as barbaric and underdeveloped. It will be shown that the authors' subjective observations are not compatible with up-to-date findings of historical research.

1. Einleitung

„Bei dem Anblick von Tschernowitz schien uns der ganze europäische Westen nahe vor den Augen gestellt zu sein, und wir glaubten Deutschland deutlich durchzufühlen [...]“¹

So beschrieb der Bremer Stadtbibliothekar und Reiseschriftsteller Georg Johann Kohl die Hauptstadt der Bukowina in einem 1841 erschienenen Reisebericht. Nachdem er sich während einer Reise durch das östliche Europa über teils miserable Zustände be-

¹ Georg Johann Kohl, *Reisen im Inneren von Russland und Polen*, Bd. 3, Dresden-Leipzig 1841, S. 12–13.

klagte, fühlte er sich in der Bukowina, dem östlichsten Kronland² der Habsburgermonarchie, in den Westen Europas versetzt. Die Projektion des Westens in die Bukowina findet sich nicht nur bei Kohl. Es handelt sich um einen wiederkehrenden Topos. Aber warum ist dies so?

Nachdem die Bukowina 1775 Teil der Monarchie wurde, nahm sich Kaiser Joseph II.³ der Aufgabe an, sie an das habsburgische Herrschaftsgebiet anzugliedern. Im Rahmen dreier Ansiedlungsphasen zwischen 1774–1826, des Ausbaus des Schulwesens sowie infrastrukturellen Verbesserungen sollte die Bukowina an die restlichen Länder der Krone angebunden werden. In Reiseberichten aus dem 19. Jahrhundert werden diese Angliederungsprozesse mehrmals mit der Verbreitung deutscher Kultur, Bildung und Sprache, zusammengefasst unter dem Begriff des „Deutschthums“, gleichgesetzt. So machte Joseph Rohrer die Kolonisation des Gebietes durch deutschsprachige Siedler*innen als Grund für die positive Entwicklung des Landes fest.⁴ Karl-Emil Franzos setzte die Errichtung deutschsprachiger Bildungseinrichtungen mit der Verbreitung deutscher Kultur gleich.⁵

An diesen Aussagen setzt die vorliegende Arbeit an. Es wird der Frage nachgegangen, wie die Bukowina in Reiseberichten in Bezug auf die scheinbar starke Präsenz deutscher Kultur, verbreitet durch die Ansiedlung deutschsprachiger Bevölkerung und die Errichtung von Bildungseinrichtungen, beschrieben wurde und wie sich diese subjektiven Beobachtungen mit den Erkenntnissen der neueren Forschung vereinbaren lassen. Die These lautet, dass die Bukowina von den Reiseschriftstellern aufgrund deren Herkunft aus den westlichen, deutschsprachigen Teilen Europas und einer Verbundenheit zur deutschen Kultur durch bewusste Übertreibungen „deutscher“ dargestellt wurde, als sie tatsächlich war.

Als Quellen dienen Reiseberichte von Karl-Emil Franzos, Joseph Rohrer und Johann Georg Kohl. Alle Berichte erschienen zwischen 1804 und 1876 und erfuhren zum Zeitpunkt ihrer Erscheinung entsprechende Aufmerksamkeit und Rezeption. Um die eingangs gestellte Frage zu beantworten, werden die Ausführungen der Reiseschriftsteller mit Hilfe von Erkenntnissen der neueren Forschung diskutiert. Dabei kann auf ein breites Spektrum an Literatur zurückgegriffen werden. Kurt Scharr erweist sich als herausragender Kenner der Bukowina. Er behandelte das Kronland in seinen Publikationen „Die Landschaft Bukowina. Das Werden einer Region an der Peripherie 1774–1918“⁶ und

2 Die Bukowina wurde 1848 zu einem eigenständigen Kronland erhoben: Kurt Scharr, *Die Landschaft Bukowina. Das Werden einer Region an der Peripherie 1774–1918*, Wien-Köln-Weimar 2010, S. 87.

3 Joseph II. (1741–1790): Sohn von Maria Theresia und Franz Stephan von Lothringen. Ab 1764 römisch-deutscher König, ab 1765 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches. Von 1765–1780 Mitregent seiner Mutter, ab 1780 bis zu dessen Tod alleiniger Herrscher: Hans Wagner, *Joseph II.*, in: *Neue Deutsche Biographie*, Bd. 10, Berlin 1974, S. 617–622.

4 Joseph Rohrer, *Bemerkungen auf einer Reise von der türkischen Grenze über die Bukowina durch Ost- und Westgalizien, Schlesien und Mähren nach Wien*, Wien 1904, S. 43.

5 Karl-Emil Franzos, *Aus Halb-Asien. Culturbilder aus Galizien, der Bukowina, Südrußland und Rumänien*, Bd. 1, Leipzig 1876, S. 143–145.

6 Kurt Scharr, *Die Landschaft Bukowina. Das Werden einer Region an der Peripherie 1774–1918*, Wien-Köln-Weimar 2010.

„Die Bukowina: Erkundungen einer Kulturlandschaft. Ein Reiseführer“⁷ Andrei Corbea-Hoisie veröffentlichte mit „Die Bukowina und Czernowitz. Hybrider Kulturraum und Faszinosum“⁸ und „Czernowitz. Der imaginierte Westen im Osten“⁹ wichtige Beiträge zur Bukowina als Kulturraum.

Im Folgenden wird ein biografischer Überblick über die Autoren geboten, die Entstehung der Reiseberichte kontextualisiert und die Beschreibung der Bukowina im Allgemeinen skizziert. Um die von den Autoren bekräftigte Präsenz des „Deutschthums“ greifbar zu machen, werden die von ihnen angeführten Mechanismen zu dessen Verbreitung untersucht. Abschließend werden ausgewählte Beobachtungen der Reisechriftsteller behandelt.

2. Autoren und Quellen

2.1 Karl-Emil Franzos – „Aus Halb-Asien“

Karl-Emil Franzos wurde 1848 als Sohn deutsch-assimilierter, ursprünglich sephardischer Juden, in Czortków¹⁰ geboren. Nach einem Studium der Rechtswissenschaften lebte und arbeitete er ab 1877 als Journalist, Dichter und Autor in Wien.¹¹ Bekannt wurde er als Verfasser von Romanen und Erzählungen über das ostjüdische Leben sowie ethnografischer Reisebeschreibungen.¹² Von 1884 bis 1886 leitete Franzos die „Neue Illustrierte Zeitung“ in Wien, ab 1887 die „Deutsche Dichtung“ in Berlin.¹³

1876 erschien der erste Band des Werkes „Aus Halb-Asien. Culturbilder aus Galizien, der Bukowina, Südrußland und Rumänien“. Franzos behandelte darin eine Reise durch den Osten Europas. Bei dem verwendeten Begriff „Halb-Asien“ handelt es sich um eine rein journalistische Erfindung des Autors. Ursprünglich galt „Halb-Asien“ als Metapher für den Raum zwischen dem, nach Franzos, als gebildet und fortschrittlich geltenden Westen und dem als rückständig bezeichneten Osten Europas, inklusive Asiens. Als Vertreter des deutsch-liberalen Josephinismus setzte sich Franzos für ein „germanisierte[s], freiheitlich regierte[s] Österreich, als Vormacht eines geeinigten Deutschland“¹⁴ ein. Dieses Österreich hatte laut ihm die Mission, deutsche Kultur in den Osten zu tragen, um diesem ein kulturelles „Aufranken“ zu ermöglichen.¹⁵

7 Kurt Scharr, Die Bukowina. Erkundung einer Kulturlandschaft. Ein Reiseführer, Wien-Köln-Weimar 2007.

8 Andrei Corbea-Hoisie, Die Bukowina und Czernowitz. Hybrider Kulturraum und Faszinosum, in: Peter Stachel/Martina Thomsen (Hrsg.), Zwischen Exotik und Vertrautem. Zum Tourismus in der Habsburgermonarchie und ihren Nachfolgestaaten, Bielefeld 2014, S. 113–122.

9 Andrei Corbea-Hoisie, Czernowitz. Der imaginierte „Westen im Osten“, in: Jacques Le Rider/Moritz Csáky/Monika Sommer (Hrsg.), Transnationale Gedächtnisorte in Zentraleuropa, Innsbruck 2002, S. 79–98.

10 Heutiges Tschortkiv im Westen der Ukraine: JewishGen, Chortkiv, Ukraine, o. D., [<https://www.jewishgen.org/Communities/community.php?usbgn=-1037393>], eingesehen 03.04.2020.

11 Österreichisches Biographisches Lexikon, Franzos Karl Emil, o. D. [https://www.biographien.ac.at/oeb/oebl_F/Franzos_Karl-Emil_1848_1904.xml;internal&action=hilite.action&Parameter=franzos*], eingesehen 5.8.2019.

12 Christoph Mick, Reisen nach „Halb-Asien“. Galizien als binnenexotisches Reiseziel, in: Peter Stachel/Martina Thomsen (Hrsg.), Zwischen Exotik und Vertrautem. Zum Tourismus in der Habsburgermonarchie und ihren Nachfolgestaaten, Bielefeld 2014, S. 95–112, hier S. 97.

13 Österreichisches Biographisches Lexikon, Franzos.

14 Karl-Emil Franzos, Mein Erstlingswerk. Die Juden von Barnow, in: Karl-Emil Franzos (Hrsg.), Die Geschichte des Erstlingswerkes, Leipzig 1894, S. 213–284, hier S. 220.

15 Franzos, Aus Halb-Asien, S. 1.

2.2 Joseph Rohrer – „Bemerkungen auf einer Reise...“

Joseph Rohrer wurde 1769 in Wien geboren. Nach Beendigung seines Studiums in Innsbruck nahm er eine Professur für politische Wissenschaften und Statistik an der Universität in Lemberg¹⁶ an. Bekannt wurde er mit Werken wie „Über die Tiroler“ und „Versuch über die Bewohner der österreichischen Monarchie“ als Verfasser ethnografischer Berichte über die Bevölkerung der Habsburgermonarchie. In seinen Schriften betonte Rohrer wiederholt, dass diese das Interesse der Leserschaft für den eigenen Staat wecken sollten. Er galt zudem als großer Verehrer Josephs II.¹⁷

1804 erschienen Rohrers „Bemerkungen auf einer Reise von der türkischen Grenze über die Bukowina durch Ost- und Westgalizien, Schlesien und Mähren nach Wien“. Es handelte sich ursprünglich um eine Sammlung von 21 Briefen, die während einer Reise von Suceava¹⁸ nach Wien zwischen dem 20. November 1802 und dem 15. April 1803 verfasst worden waren. Während zahlreiche statistische Angaben das Bild einer objektiven und wissenschaftlichen Publikation wahren, werden persönliche Wertungen des Autors schnell erkenntlich. Rohrer kritisierte mehrmals wirtschaftliche Fehlentscheidungen, erklärte aber auch die jüdische Bevölkerung zum Feind der christlichen Einwohner*innen von Czernowitz. Diese hätten sich auf Unkosten von christlichen Handelsleuten vermehrt sowie das Fracht- und Fremdenverkehrswesen an sich gerissen. Für Rohrer stellte es eine Gefahr dar, „wenn so wichtige Gegenstände“ in der Hand „von einer solchen Nation sind“.¹⁹

Rohrers Werke erfreuten sich großer Beliebtheit. 1889 schrieb Karl Hugelmann, ein Wiederabdruck seiner Publikationen wäre „lebhaftem Interesse“ begegnet. Gleichzeitig kritisierte Hugelmann die unzureichende Wissenschaftlichkeit von Rohrers Werken: „Es mag auch zugegeben werden, daß der Charakter strenger Wissenschaftlichkeit vielen der Schriften Rohrer's fehlt.“²⁰

2.3 Johann Georg Kohl – „Reisen im Inneren von Russland und Polen“

Johann Georg Kohl wurde 1808 in Bremen geboren. Er studierte Rechtswissenschaften in Göttingen, Heidelberg und München, brach das Studium 1830 nach dem Tod seines Vaters aber ab. Mit ersten Ersparnissen finanzierte er Reisen nach Kurland und Livland,²¹ St. Petersburg und in die südlichen Provinzen Russlands. 1838 kehrte Kohl nach Deutschland zurück und veröffentlichte mehrere Bücher, darunter „Reisen im Inneren von Russland und Polen“. In diesem schrieb er unter anderem über eine Reise durch die Bukowina.

16 Heutiges Lwiw im Westen der Ukraine: Sabine Kämper, Lemberg. Die bunte Mitte Europas, in: Geo, o. D., [https://www.geo.de/reisen/reiseziele/20950-rtkl-lemberg-die-bunte-mitte-europas], eingesehen 03.04.2020.

17 Karl Hugelmann, Rohrer Joseph, in: Allgemeine Deutsche Biografie, Bd. 29, Leipzig 1889, S. 64–68.

18 Stadt im Nordosten Rumäniens: CIVITAS, Suceava, o. D., [https://civitas.eu/city/suceava], eingesehen 03.04.2020.

19 Rohrer, Bemerkungen auf einer Reise, S. 69.

20 Hugelmann, Rohrer, S. 64–66.

21 Historische Landschaften im heutigen Lettland: P. A. Fédor K. Possar, Die russischen Ostsee-Provinzen Kurland, Livaland und Esthland, Stuttgart 1843.

Kohls Ausführungen über Russland fanden so großen Anklang, dass er sich fortan ganz dem Beruf des Reiseschriftstellers widmete. Es folgten Reisen durch zahlreiche europäische Länder sowie Nordamerika. 1858 kehrte Kohl in seine Heimatstadt Bremen zurück, wo er ab 1863 als Stadtbibliothekar arbeitete. Nach den Recherchen von Andrei Corbea-Hoisie handelte es sich bei Kohl um einen beliebten und sehr gern gelesenen Autoren, der mit seinen Ausführungen maßgeblich den Topos von einem „imaginierten Westen im Osten“ prägte.²²

3. Die Beschreibung der Bukowina im Allgemeinen

Bevor auf ausgewählte Teilaspekte der Reiseberichte eingegangen wird, erfolgt vorerst ein Überblick über allgemeine Beschreibungen der Bukowina.

Als zentrales Merkmal der Reiseberichte ist die von den Autoren forcierte Abgrenzung vom Rest des östlichen Europas zu nennen. Über russländische Gebiete, die Gebiete um die Moldau²³ und über das im Norden angrenzende Kronland Galizien wurde äußerst negativ berichtet: Während bei Johann Georg Kohl von rauen Völkern südlich der Karpaten zu lesen ist, äußerte sich Franzos über das Kronland Galizien sehr negativ. Von „öde[m] Haideland“ gespickt mit „abscheuliche[n] Hüttchen“, über „fürchterlich“ duftende Städte voller „streitender, schmeichelnder, brüllender, flüsternder, stoßender und zerrender Gestalten, bis hin zu „verwahrlosten Restauration[en]“²⁴ schrieb er. Franzos vertrat das nach Christoph Mick für das 19. Jahrhundert typische Bild eines schmutzigen, armen und rückständigen „Halb-Asiens“.²⁵

In der Bukowina änderte sich das Gemüt der Reiseschriftsteller schlagartig. Rohrer war nach seiner Reise durch die Moldau froh gewesen, wieder auf „österreichischem“ Boden angekommen zu sein.²⁶ Kohl fühlte sich bei der Ankunft in Czernowitz in den Westen versetzt.²⁷ Franzos kam „nach erschwerlicher Fahrt“ durch Galizien im „gesegneten Gelände der Bukowina“ an.²⁸ Auch für die Hauptstadt fand er lobende Worte:

„Der deutsche Geist, dieser gütigste und mächtigste Zauberer unter der Sonne, er – und er allein! – hat dies blühende Städtlein Europa hineingestellt, mitten in die Halbasiatische Kulturwüste.“²⁹

Mit dem „deutschen Geist“ meinte Franzos einen für ihn spürbaren Einfluss deutscher Kultur, Sprache und Bildung sowie die scheinbare Dominanz deutschsprachiger Bevölkerung.

22 Corbea-Hoisie, *Der imaginierte „Westen im Osten“*, S. 87.

23 *Historisches Fürstentum Moldau; heute Teile Rumäniens, der Ukraine und der Republik Moldau*: Hans-Christian Maner, *Moldau*, in: *Online-Lexikon zur Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa*, 2013, [online-Lexikon.uni-oldenburg.de/54141.html], eingesehen 03.04.2020.

24 Franzos, *Halb-Asien*, S. 92, 105, 107, 110.

25 Mick, *Reise nach „Halb-Asien“*, S. 95.

26 Rohrer, *Bemerkungen auf einer Reise*, S. 19–20.

27 Kohl, *Reisen im Inneren von Russland und Polen*, S. 12–13.

28 Franzos, *Halb-Asien*, S. 112.

29 *Ebd.*, S. 113.

Es kann festgehalten werden, dass das Kronland im Gegensatz zu umliegenden Gebieten also positiv beschrieben wurde. Die Autoren machten dabei die Präsenz des „Deutschthums“ als maßgeblichen Faktor für den guten Zustand der Bukowina aus. Dieser habe dazu geführt, dass sie alle Nachbarländer „in jeglicher Richtung menschlichen Strebens“ überragt hätte.³⁰

Bei genauerer Analyse der Quellen ließen sich aber auch negative Aussagen über das Land finden. Rohrer kritisierte besonders die Wirtschaftslage. Exporte in umliegende Gebiete wären zu gering.³¹ Er lobte zwar den Ausbau des Straßen- und Brückensystems unter österreichischer Herrschaft, kritisierte aber zugleich die Missachtung von Wasserstraßen.³² Die Kritik an der Bukowina gipfelte in den bereits erwähnten Aussagen gegen die jüdische Bevölkerung des Landes.

Abschließend muss festgehalten werden, dass sich die positive Beschreibung des Kronlandes auf das städtische Milieu, insbesondere die Hauptstadt Czernowitz, beschränkte. Rumänisch und ruthenisch geprägte ländliche Regionen wurden aufgrund der mangelnden Spürbarkeit des deutschen Einflusses deutlich negativer beschrieben und eher „Halb-Asien“ zugeordnet. In diesen Regionen habe es lediglich „fleißige Ackersleute“ gegeben.³³

4. Mechanismen zur Verbreitung deutscher Kultur?

Die Beschreibung der Bukowina ging für die Reiseschriftsteller also eng mit der Präsenz des „Deutschthums“ einher. Für dessen Verbreitung machten die Reiseschriftsteller zwei Mechanismen verantwortlich: Die von Kaiser Joseph II. angeordnete Ansiedlung deutscher Kolonist*innen und die Errichtung deutscher Bildungseinrichtungen. Im Folgenden werden diese beiden Mechanismen sowie deren Auswirkungen untersucht, um so die tatsächliche Ausbreitung deutscher Kultur greifbar zu machen.

4.1 Die Kolonisation der Bukowina

Die Bukowina galt Ende des 18. Jahrhunderts als dünn besiedeltes Land. Schätzungen der Bevölkerungszahl variieren je nach Quelle. Während Karl Jakob Freiherr von Enzenberg³⁴ eine Zahl von 57.000 schätzte, gab Raimund Friedrich Kaindl³⁵ circa einhundert Jahre später etwa 75.000 an. Nach russischen Zählungen lebten im ausgehenden 18. Jahrhundert 68.704 Menschen in der Bukowina.³⁶ Insbesondere die Gebiete östlich der Waldkarpaten zeichneten sich durch schwache Siedlungs- und Herrschaftsstrukturen

30 Franzos, *Halb-Asien*, S. 137.

31 Rohrer, *Bemerkungen auf einer Reise*, S. 36.

32 Ebd., S. 47.

33 Ebd., S. 70.

34 Karl Jakob Freiherr von Enzenberg (1725–1810): Von 1777–1786 oberster Landesverwalter des Hofkriegsrates und als Generalmajor in der Bukowina tätig; Johann Polek, *Topographische Beschreibungen der Bukowina mit militärischen Anmerkungen von Major Friedrich von Miege*, in: *Jahrbuch des Bukowiner Landesmuseums* 5, Czernowitz 1897, S. 3–38.

35 Raimund Friedrich Kaindl (1866–1930): Historiker und Ethnologe, geboren in Czernowitz; Gerhard Grimm, *Kaindl Raimund Friedrich*, in: *Neue Deutsche Biographie*, Bd. 11, Berlin 1977, S. 33.

36 Scharr, *Die Landschaft Bukowina*, S. 183–185.

aus. Um die Basis für eine gute wirtschaftliche Entwicklung zu legen, die Bindung an das Zentrum der Monarchie zu festigen und die strukturschwache Region qualitativ wie quantitativ aufzuwerten, ließ Kaiser Joseph II. Aufrufe zur Kolonisation veröffentlichen.³⁷ Grund, Darlehen für Saatgut, bereitgestellte Geräte und Vieh sollten Anreize für die Ansiedlung darstellen.³⁸ Es folgten drei Phasen der Kolonisation. Die erste fand 1774–1786 statt, eine zweite 1786–1790 und die dritte 1790–1826.³⁹

Mehrere tausend Familien aus dem südwestdeutschen Raum, aus Schwaben und Böhmen, aber auch Zipser*innen aus Nordungarn⁴⁰ sowie Familien aus Galizien meldeten sich ab 1775 zur angeordneten Ansiedlung.⁴¹ Die Behörden vor Ort waren mit dem enormen Ansturm überfordert. Interessent*innen mussten oft mehrere Jahre auf die Zuordnung von Land warten. Die erste Kolonisationsphase war zudem von Spannungen zwischen der Militärverwaltung der Bukowina und dem Hofkriegsrat in Wien, welchem die Militärverwaltung unterstellt war, geprägt.⁴² Die Militärverwaltung erachtete die Kolonisation durch Deutschsprachige als zu kostspielig. Sie bevorzugte stattdessen die dauerhafte Ansiedlung lokaler Bevölkerungsgruppen, insbesondere jene von Moldauer*innen. Diese hätten, im Gegensatz zu deutschsprachigen Siedler*innen, eigenes Vieh und Vermögen in die Bukowina mitgebracht, was eine Ansiedlung verhältnismäßig kostengünstig gemacht hätte. 1785 mussten die Pläne des Kaisers vorerst auf Eis gelegt werden. Das Werben um Neusiedler*innen wurde eingestellt, da die Ansiedlung für die Behörden vor Ort organisatorisch und finanziell nicht mehr zu bewältigen war.⁴³

Erst zu diesem Zeitpunkt wurden die nötigen Voraussetzungen für eine vom Staat gelenkte Kolonisation geschaffen. Die bestehenden kirchlichen Strukturen der Bukowina wurden aufgelöst:⁴⁴ Klöster wurden aufgehoben, deren Vermögen eingezogen, das Land aus der Metropole von Jassy⁴⁵ und dem Jurisdiktionsbereich von Konstantinopel herausgelöst. Im Gegenzug kam es zur Errichtung einer eigenständigen Erzdiözese. Mit dem Vermögen der Klöster wurde ein Religionsfond für die griechisch-orthodoxe Kirche geschaffen.⁴⁶ Durch diese Umbaumaßnahmen hatte Wien erstmals die alleinige

37 Kurt Schar, Die spätneuzeitliche Siedlungstätigkeit in der Bukowina unter österreichischer Herrschaft 1774–1914. Formung einer Kulturlandschaft durch die Wechselwirkung zwischen Siedlung und dem Entstehen eines modernen Staates, in: *17. Innsbrucker Jahresbericht 2003–2007 der Innsbrucker Geographischen Gesellschaft*, Innsbruck 2008, S. 60–77, hier S. 71.

38 Steffan Luttinger/Ivan Runggaldier, Stadtgenese von Czernowitz mit Blick auf die sozialtopographischen Veränderungen, in: Gunda Barth-Scalmani/Kurt Schar (Hrsg.), *Die Gegenwart des Vergangenen im urbanen Raum Czernowitz-Innsbruck. Projektergebnisse eines gemeinsamen Studienprogrammes der Universitäten Czernowitz und Innsbruck über das kulturelle Erbe im öffentlichen Raum*, Innsbruck 2019, S. 15–30, hier S. 16.

39 Schar, *Die Landschaft Bukowina*, S. 183.

40 Deutschsprachige Bevölkerungsgruppe aus dem historischen Nordungarn; heute Slowakei: K. J. Schröer, *Versuch einer Darstellung der deutschen Mundarten des ungarischen Berglandes mit Sprachproben und Erläuterungen*, Wien 1864.

41 Luttinger/Runggaldier, *Stadtgenese von Czernowitz*, S. 16.

42 Die Bukowina stand nach dem Anschluss an die Habsburgermonarchie von 1775–1786 unter direkter Militärverwaltung: Schar, *Siedlungstätigkeit*, S. 60.

43 Schar, *Die Landschaft Bukowina*, S. 188–191.

44 Gemeint sind die kirchlichen Strukturen der moldauischen Orthodoxie.

45 Heutiges Iași im Nordosten Rumäniens: Arinda Crăciun, *Jassy/Iași*, in: *Online-Lexikon zur Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa*, 2015, [ome-lexikon.uni-oldenburg.de/p32402], eingesehen 03.04.2020.

46 Schar, *Siedlungstätigkeit*, S. 70.

Verfügungsgewalt über Grund und Boden der Bukowina, konnte diesen also ohne Mitspracherecht der Kirche vergeben.⁴⁷

Diese Strukturveränderungen führten zu einer zweiten Ansiedlungsphase von 1786 bis 1790. In dieser wurden aber keine neuen Siedler*innen angeworben. Da viele Kolonist*innen der ersten Einwanderungswelle nach wie vor auf die Zuteilung von Land warteten, stand deren Zuweisung im Vordergrund.⁴⁸

Nach dem Tod Josephs II. am 20. Februar 1790 wurde die Kolonisation unter dessen Nachfolger Leopold II.⁴⁹ nicht mehr aktiv vorangetrieben. Trotzdem kam es ab 1790 zu einer dritten Ansiedlungsphase. In dieser Zeit wanderten vor allem Facharbeiter*innen ein.⁵⁰ Wien war in den folgenden Jahren nicht mehr daran interessiert, die Kolonisation staatlich zu lenken. Ab 1814 stand die Eindämmung von Auswanderungsströmen, ausgelöst durch Missernten im selben Jahr, im Vordergrund.

Nur während der ersten Ansiedlungsphase wurden also aktiv Siedler*innen angeworben. Dabei handelte es sich nicht nur um deutschsprachige Kolonist*innen. Sie stammten vielmehr aus den unterschiedlichsten Teilen der Monarchie. Aufgrund dieser Ergebnisse können die tatsächlichen Auswirkungen der Kolonisation in Hinblick auf die damit einhergehende Verbreitung des „Deutschthums“ bezweifelt werden: Das von Rohrer angegebene Bevölkerungswachstum von 11.000 auf 33.507 Familien ist nicht alleine auf die Siedlungspolitik Josephs II. zurückzuführen.⁵¹ Zu großen Teilen hing es mit der hohen Mobilität der lokalen Bevölkerung zusammen. Diese war häufig von Viehzucht abhängig, lebte dadurch nur selten in dauerhaften Siedlungen und überquerte laufend die Grenze in die Moldau, kehrte aber auch immer wieder in die Bukowina zurück. Dementsprechend schwankte die Bevölkerungszahl permanent. Nachdem das Land 1775 an die Habsburger ging und sich die Befürchtungen einer grausamen Herrschaft nicht bestätigten, kehrten viele der in die Moldau Ausgewanderten zurück. Daher stieg die Bevölkerungszahl zwischen 1774 und 1779 stark an, die staatlich gelenkte Kolonisation machte aber nur einen Teil davon aus.⁵² Die deutschsprachige Bevölkerung stellte zudem zu keinem Zeitpunkt eine Mehrheit in der Bukowina dar. Laut Emil Brix habe es zwar keine absolute Bevölkerungsmehrheiten gegeben, Ruthen*innen und Rumän*innen seien jedoch die am stärksten vertretenen Ethnien gewesen.⁵³

47 Scharr, Siedlungstätigkeit, S. 73.

48 Scharr, Die Landschaft Bukowina, S. 193.

49 Leopold II. (1747–1792): Sohn von Maria Theresia und Franz Stephan von Lothringen. Von 1790–1792 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches: Adam Wandruszka, Leopold II, in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 14, Berlin 1985, S. 260–266.

50 Scharr, Die Landschaft Bukowina, S. 194

51 Rohrer, Bemerkungen auf einer Reise, S. 42.

52 Scharr, Die Landschaft Bukowina, S. 184.

53 Emil Brix, Die Umgangssprachen in Altösterreich zwischen Agitation und Assimilation. Die Sprachenstatistik in den zisleithanischen Volkszählungen 1880–1910, Wien 1982, S. 389.

4.2 Die Rolle von Bildungseinrichtungen

„Ich beginne mit dem Schulwesen. Wie es da 1775 aussah, läßt sich sehr kurz zusammenfassen: es gab auch nicht eine einzige Schule.“⁵⁴ So beschrieb Franzos die Bildungslandschaft der Bukowina vor der österreichischen Herrschaft. Tatsächlich gab es in der Bukowina vor 1775 bereits moldauische Bildungseinrichtungen. Unter österreichischer Herrschaft kam es lediglich zu einer Neugestaltung der Bildungslandschaft. Schulen aus moldauischer Zeit wurden aufgelöst und neue Lehranstalten mit deutscher und rumänischer Unterrichtssprache errichtet.⁵⁵ Insgesamt blieb das Schulwesen in den ersten Jahren der österreichischen Herrschaft aber nur rudimentär. Erst knapp ein Jahrhundert nach der „Annexion“ kam es ab 1848 zum flächendeckenden Ausbau des Volksschulwesens. Bis 1850 hatte sich die Zahl der Volksschulen verdreifacht.⁵⁶

Wiederholt lobte Franzos außerdem die deutsche Unterrichtssprache. Tatsächlich war Deutsch aber nur eine der Bildungssprachen. In Grundschulen wurde prinzipiell in der Muttersprache der Schüler*innen unterrichtet.⁵⁷ Die von Wien aus gelenkte Staatlichkeit verfolgte mit dem Schulwesen insbesondere das Ziel der Erzeugung eines kollektiven Österreichbewusstseins. Verbundenheit zur Dynastie als Personifikation eines übernationalen Staates sollte durch das Erzählen einer gemeinsamen Geschichte, mit Hinweisen auf kulturelle Leistungen dieses Staates sowie durch kollektive Erinnerung geschaffen werden.⁵⁸ Die Erzeugung kollektiver Identität war das Ziel. Eine gemeinsame Sprache stand dabei nicht an erster Stelle. Die Regierung in Wien vertrat die Ansicht, dass Loyalität zum Staat auch in anderen Sprachen zum Ausdruck gebracht werden konnte.⁵⁹

Die Ergebnisse zeigen deutlich, dass Schulen nicht zur Verbreitung deutscher Kultur dienten, sondern vielmehr heranwachsende Generationen durch Schaffung einer kollektiven Identität an das Vaterland binden sollten.

5. Zwischen Darstellung und Realität

Nachdem die beiden Mechanismen zur (angeblichen) Verbreitung des „Deutschthums“ behandelt und relativiert wurden, wird im Folgenden auf ausgewählte Aussagen der Schriftsteller eingegangen.

54 Franzos, *Aus Halb-Asien*, S. 144.

55 Caroline Greiderer/Julia Tanaskovic, *Identität durch Bildung, Bildungseinrichtungen als Kristallisationspunkt von Identität*, in: Gunda Barth-Scalmani/Kurt Scharr (Hrsg.), *Die Gegenwart des Vergangenen im urbanen Raum Czernowitz-Innsbruck. Projektergebnisse eines gemeinsamen Studienprogrammes der Universitäten Czernowitz und Innsbruck über das kulturelle Erbe im öffentlichen Raum*, Innsbruck 2019, S. 31–44, hier S. 37.

56 Ebd.

57 Hugo Weczerka, *Die „Francisco-Josephina“ in Czernowitz. Eine Universität am Ostrand der Habsburgermonarchie*, in: Wolfgang Dahmen/Johannes Kramer/Victoria Popovici (Hrsg.), *Gelebte Multikulturalität. Czernowitz und die Bukowina*, Frankfurt am Main 2010, S. 67–86, hier S. 71.

58 Greiderer/Tanaskovic, *Identität durch Bildung*, S. 33–34.

59 Ebd., S. 44.

5.1 Die Dominanz der deutschen Sprache?

Wie bereits mehrfach darauf hingewiesen, war das „Deutschthum“ für Franzos das „herrschende Element des Landes“.⁶⁰ Besonders ersichtlich sei dieser Umstand an der Dominanz der deutschen Sprache gewesen. Diese sei einerseits die offizielle Amts- und Schulsprache, andererseits aber ebenso die Sprache der Gebildeten sowie jene der Kunst gewesen.⁶¹ Auch Kohl sah in der deutschen Sprache das Kennzeichen für die Verbreitung deutscher Kultur.⁶²

Diese Beschreibungen legen eine tatsächliche Dominanz des Deutschen nahe. Volkszählungen und die damit verbundene Erhebung von Umgangssprachen der Bevölkerung des Kronlandes scheinen diese Vermutung auf den ersten Blick zu bestätigen. Bei der Volkszählung 1880 bekannten sich von den 568.453 Einwohner*innen der Bukowina 19,14 Prozent zur deutschen Sprache, 3,21 Prozent zur polnischen, 42,16 Prozent zur ruthenischen, 33,43 Prozent zur rumänischen und 1,74 Prozent zur magyrischen Sprache. Die restlichen 0,32 Prozent entfielen auf andere.⁶³ Von den 54.171 Einwohner*innen von Czernowitz gaben 52,4 Prozent Deutsch als Umgangssprache an.⁶⁴

Die in den Volkszählungen der cisleithanischen Reichshälfte erhobenen Umgangssprachen sind jedoch nicht mit der Muttersprache und schon gar nicht mit der Nationalität der Bevölkerung gleichzusetzen. Als Umgangssprache konnten die Befragten bei einer Volkszählung nur jene Sprache angeben, mit der sie sich im Moment am meisten identifizierten, unabhängig von der eigentlichen Nationalität. Nach Emil Brix war eine Umgangssprache ein „sozial bedingtes Moment“.⁶⁵

Anhand einer Analyse der Volkszählung von 1910 wird eine weitere Problematik ersichtlich. Von den etwa 800.000 Einwohner*innen der Bukowina gaben circa zwanzig Prozent Deutsch als Umgangssprache an. Dieser Anteil setzte sich aus 72.000 Christ*innen und 96.000 Jüdinnen und Juden zusammen. Jiddisch stand nicht als Umgangssprache zur Wahl. Aufgrund der politischen Verhältnisse wählten große Teile der jüdischen Bevölkerung, egal woher sie kamen, Deutsch als Umgangssprache. Dies sei nach Brix vor allem ein Zeichen der starken politischen Stellung der Deutschsprachigen gewesen.⁶⁶ Dieser Umstand zeigt aber auch, dass deutschsprachig in diesem Zusammenhang nicht zwangsweise mit deutscher Nationalität gleichzusetzen ist.

Die Präsenz der deutschen Sprache, insbesondere ihre Verbreitung im städtischen Milieu, kann nicht geleugnet werden. Besonders die Tatsache, dass Deutsch als offizielle Verwaltungssprache galt, unterstreicht die große Bedeutung. Ländliche Gebiete wiesen aber einen viel geringeren Prozentsatz auf. Im Norden war beispielsweise die ruthenische Sprache vorherrschend.⁶⁷

60 Franzos, *Aus Halb-Asien*, S. 137.

61 Ebd.

62 Kohl, *Reisen im Inneren von Russland und Polen*, S. 18.

63 Brix, *Umgangssprachen*, S. 390.

64 Luttinger/Runggaldier, *Stadtgenese von Czernowitz*, S. 20.

65 Brix, *Umgangssprachen*, S. 14.

66 Ebd., S. 391.

67 Franzos, *Halb-Asien*, S. 390.

5.2 Die Franz-Josephs-Universität als eine Bastion des „Deutschthums“?

Der Czernowitzer Franz-Josephs-Universität wurde in den Ausführungen von Franzos eine besondere Bedeutung zuteil. Die Jubiläumsfeier der hundertjährigen Zugehörigkeit der Bukowina zu Österreich sowie die gleichzeitige Eröffnung der Universität am 4. Oktober 1875 waren die ausschlaggebenden Gründe für dessen Reise gewesen. Dementsprechende Beachtung fand die Hochschule im Kapitel „Ein Culturfest“.

Zwar sei die Hochschule aus einem echten Bedürfnis heraus entstanden, war aber auch eine „friedliche Schutzwehr für das bedrohte deutsche Volksthum im Osten“⁶⁸. Sie galt für Franzos als „Erhalterin und Mehrerin der deutschen Kraft im Osten“⁶⁹. Er schrieb der Hochschule also eine vermittelnde, gar missionarische Rolle zu. Das „Deutschthum“ sollte durch sie erhalten, verbreitet und geschützt werden. Es stellt sich nun die Frage, welche Bedeutung die Franz-Josephs-Universität tatsächlich hatte.

Der Wunsch nach einer Hochschule entstand in der Bukowina aus einer ganz simplen Problematik heraus. Die Distanz zu Universitäten mit im Land geläufiger Bildungssprache war zu groß.⁷⁰ Dem Land fehlte es zudem an guten, mehrsprachigen Fachkräften. Eine Ausbildungsstätte auf hohem wissenschaftlichen Niveau für die orthodoxe Geistlichkeit existierte ebenso nicht. Deswegen wurde 1872 ein Antrag zur Errichtung einer Hochschule, eingebracht von Konstantin Tomaszczuk,⁷¹ im Bukowiner Landtag angenommen und nach Wien weitergeleitet.⁷² Dieser wurde am 20. März 1875 vom österreichischen Parlament angenommen und am 31. März 1875 vom Kaiser gebilligt.⁷³

Bezüglich der Bedeutung dieser Hochschule müssen die Aussagen von Franzos wiederum relativiert werden. Einerseits galt sie als die kleinste Hochschule der Monarchie mit einem damit einhergehenden geringen Einflussbereich. In den ersten 15 Jahren schwankte die Zahl der Studierenden zwischen 177 und 285. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts hatte die Universität nur knapp mehr als fünfhundert Studierende.⁷⁴ Erst 1909/10 übersprang sie die Tausendergrenze.⁷⁵ Andererseits war das Ansehen der „Francisco-Josephina“ im Vergleich zu anderen Hochschulen der cisleithanischen Reichshälfte deutlich geringer.⁷⁶

68 Franzos, *Aus Halb-Asien*, S. 156.

69 Ebd., S. 157.

70 Die nächstgelegenen Universitäten wären in Wien, Graz und die deutschsprachige Universität in Prag gewesen: Weczerka, *Die „Francisco-Josephina“*, S. 67–86.

71 Dr. Konstantin Tomaszczuk (1840–1889): Jurist und Politiker der deutschliberalen Partei aus Czernowitz. Ab 1871 im bukowiner Landtag, ab 1872 im bukowiner Gemeinderat. Ab 1875 erster Rektor der Universität Czernowitz: Österreichisches Biographisches Lexikon, Tomaszczuk (Tomaszok) Konstantin (Constantin), o. D., [https://www.biographien.ac.at/oeb/oebl_T/Tomaszczuk_Konstantin_1840_1889.xml], eingesehen 4.2.2020.

72 Weczerka, *Die „Francisco-Josephina“*, S. 73.

73 Ebd., S. 74.

74 Zum Vergleich Zahlen der Studierenden aus dem Jahr 1899: 6000 Studierende in Wien, 3000 an der tschechischen Universität in Prag, 2000 in Lemberg, 1500 in Graz, 1300 in Krakau, 1300 an der deutschsprachigen Universität in Prag und 1000 in Innsbruck, der zweitkleinsten Universität der Monarchie: Weczerka, *Die „Francisco-Josephina“*, S. 82.

75 Ebd., S. 82.

76 Weczerka, *Die „Francisco-Josephina“*, S. 80.

Nichtsdestotrotz war die Universität stark vom Typus der deutschen Hochschule geprägt. Bei Eröffnung der „Francisco-Josephina“ waren 14 der insgesamt 28 Lehrstuhlinhaber Deutsche, zehn Rumänen und vier Ruthenen.⁷⁷ Während der gesamten österreichischen Zeit waren 86 der 127 Lehrpersonen Deutsche, ebenso 22 der 44 Rektoren.⁷⁸ Die meisten nichtdeutschen Lehrkräfte, darunter Rumänen, Ruthenen, Slowenen oder Tschechen, wurden von anderen Universitäten der cisleithanischen Reichshälfte oder von deutschen Hochschulen rekrutiert.⁷⁹ Zwar kann die deutsche Prägung der Hochschule nicht bestritten werden, Franzos Zuschreibungen erweisen sich bei genauerer Betrachtung aber als nicht haltbar.

5.3 *Ethnische Diversität und friedliches Zusammenleben?*

Franzos betonte an mehreren Stellen seines Reiseberichtes die ethnische und konfessionelle Vielfalt. Das „Deutschthum“ habe diese friedliche Koexistenz erst ermöglicht.⁸⁰ Für Rohrer war ethnische Diversität eher eine Tatsache, die von der Bevölkerung akzeptiert werden musste. Einen expliziten Willen zum friedlichen Zusammenleben erkannte er nicht.⁸¹

In der Forschung herrscht prinzipiell Einigkeit über die friedliche Koexistenz der zahlreichen Ethnien der Bukowina. Brix merkte an, dass das Land über keine Bevölkerungsmehrheiten verfügte.⁸² Peter Rychlo kam zu demselben Ergebnis. Keine Ethnie hätte eine absolute Mehrheit aufweisen können, vielmehr habe es sich um eine Ansammlung von Minderheiten gehandelt.⁸³ Lediglich der Terminus „Zusammenleben“ erwies sich innerhalb der Forschung als umstritten. Kurt Scharr spricht von „Nebeneinanderleben“: Es hätte sich „weniger um [ein] Leben der verschiedenen Nationen miteinander, sondern vielmehr [um] ein weitgehend von Toleranz – trotz aller Konflikte – geprägtes Leben nebeneinander“ gehandelt.⁸⁴

Der Grundstein für die friedliche Koexistenz wurde durch eine tolerante Nationalitätenpolitik gelegt. Die Nationalitätenfrage spielte in der Bukowina deswegen auch nach den Revolutionen von 1848 keine große Rolle. Zwar bildeten sich ab 1849 ein eigenes Landesbewusstsein und nationale Strömungen heraus, die fehlende Dominanz einer Ethnie führte aber weiterhin zu konsensorientierter Zusammenarbeit. Als Beispiel dafür kann der Bukowiner Ausgleich von 1910 genannt werden, welcher von Vertretern aller Ethnien des Landes ausgearbeitet wurde.⁸⁵

77 Weczerka, Die „Francisco-Josephina“, S. 77.

78 Mit „Deutsch“ ist an dieser Stelle stets die Nationalität gemeint.

79 Weczerka, Die „Francisco-Josephina“, S. 80–81.

80 Franzos, Aus Halb-Asien, S. 136–137.

81 Rohrer, Bemerkungen auf einer Reise, S. 43.

82 Brix, Umgangssprachen, S. 389.

83 Peter Rychlo, Czernowitz als geistige Lebensform. Die Stadt und ihre Kultur, in: Helmut Braun (Hrsg.), Die Geschichte einer untergegangenen Kulturmetropole, Berlin 2006, S. 7–30, hier S. 28–29.

84 Scharr, Erkundung einer Kulturlandschaft, S. 120.

85 Politischer Ausgleich zwischen den in der Bukowina lebenden Ethnien in der Frage der Landessebstverwaltungsorgane und der Vertretung im Landtag; Haus der Bayrischen Geschichte, o. D., [http://www.hdbg.de/integration/de/b/gross/h-bukowinatext.htm], eingesehen 6.2.2020.

Trotzdem gab es im 19. Jahrhundert Nationalitätenkonflikte zwischen Rumän*innen und Ruthen*innen. Durch die große Zuwanderung von Ruthen*innen fühlten sich die Bukowiner Rumän*innen als vermeintliche Minderheit im Land gefährdet. Als Konsequenz förderte der griechisch-orthodoxe Religionsfond exklusiv die rumänische Bevölkerung. Die Ruthen*innen reagierten mit privaten Bildungs- und Spracheinrichtungen.⁸⁶ Zu einer Eskalation der Nationalitätenkonflikte kam es in der Bukowina erst mit Ende des Ersten Weltkrieges und dem Zerfall der Monarchie ab 1918.

6. Resümee

Ausgangspunkt war die Frage, wie die Bukowina in Reiseberichten aus dem 19. Jahrhundert beschrieben wurde. Anhand von drei Reiseberichten konnte eine allgemeine Beschreibung des Kronlandes geboten werden. Als wesentliches Merkmal stellte sich die Abgrenzung vom Rest „Halb-Asiens“ heraus. Während der Osten Europas als unkultiviert, ungebildet und fremdartig galt, stellte das östlichste Kronland der Monarchie, insbesondere dessen Hauptstadt Czernowitz, das Abbild des Westens im Osten dar. An mehreren Stellen wurde deutlich, dass ein scheinbar stark spürbarer Einfluss deutscher Kultur, Bildung und Sprache als Ursache für diese Wahrnehmung galt. Die Ansiedlung deutscher Kolonist*innen sowie der Ausbau des Schulwesens unter Kaiser Joseph II. ermöglichten laut Franzos, Rohrer und Kohl die Verbreitung des „Deutschthums“. Es konnte bestätigt werden, dass diese Aktionen zwar stattfanden, deren Relevanz, Bedeutung und Folgen wurden jedoch klar relativiert.

Die Reiseschriftsteller bewiesen die Verbreitung deutscher Kultur wiederholt mit einer scheinbaren Dominanz der deutschen Sprache. Durch eine Analyse der Erhebung der Umgangssprachen konnte diese angebliche Dominanz differenziert betrachtet werden. Auch die Rolle der von Franzos gelobten Franz-Josephs-Universität als Bastion deutscher Kultur und Bildung wurde kritisch diskutiert. Die Universität entstand aus einem realen Bedürfnis und mit dem Ziel, Kultur zu verbreiten.

Die Aussagen über die friedliche Koexistenz aller Ethnien der Bukowina konnten bestätigt werden. Zwar gab es zwischen Ruthen*innen und Rumän*innen immer wieder kleinere Konflikte, eine tolerante Nationalitätenpolitik förderte aber insgesamt die friedliche Gesinnung zwischen den ethnischen Gruppen.

Diese Ergebnisse zeigen, dass es an mehreren Stellen zu einer deutlichen Übertreibung der Reiseschriftsteller bezüglich der tatsächlichen Verbreitung des „Deutschthums“ kam. Die eingangs aufgestellte These kann also zu großen Teilen bestätigt werden. Die aufgezeigte positive Beschreibung der Bukowina beschränkte sich vor allem auf das städtische Milieu. Rumänisch und ruthenisch dominierte ländliche Regionen zählten die Reiseschriftsteller eher zu „Halb-Asien“. Insgesamt hing die Begeisterung der Autoren für die Bukowina stark von der Spürbarkeit des „Deutschthums“ ab.

7. Literatur und Quellen

Brix, Emil, Die Umgangssprachen in Altösterreich zwischen Agitation und Assimilation. Die Sprachenstatistik in den zisleithanischen Volkszählungen 1880 bis 1910, Wien 1982.

CIVITAS, Suceava, o. D., [<https://civitas.eu/city/suceava>], eingesehen 03.04.2020.

Corbea-Hoişie, Andrei, Czernowitz. Der imaginierte „Westen im Osten“, in: Jacques Le Rider/ Moritz Csáky/ Monika Sommer (Hrsg.), Transnationale Gedächtnisorte in Zentraleuropa, Innsbruck 2002, S. 79–98.

Ders., Die Bukowina und Czernowitz. Hybrider Kulturraum und Faszinosum, in: Peter Stachel/Martina Thomsen (Hrsg.), Zwischen Exotik und Vertrautem. Zum Tourismus in der Habsburgermonarchie und ihren Nachfolgestaaten, Bielefeld 2014, S. 113–122.

Crăciun, Arinda, Jassy/Iaşi, in: Online-Lexikon zur Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, 2015, [ome-lexikon.uni-oldenburg.de/p32402], eingesehen 03.04.2020.

Franzos, Karl-Emil, Aus Halb-Asien. Culturbilder aus Galizien, der Bukowina, Südrußland und Rumänien, Bd. 1, Leipzig 1876.

Franzos, Karl-Emil, Mein Erstlingswerk. Die Juden von Barnow, in: Karl-Emil Franzos (Hrsg.) Die Geschichte des Erstlingswerkes, Leipzig 1894, S. 213–284.

Greiderer, Caroline/Tanaskovic, Julia, Identität durch Bildung. Bildungseinrichtungen als Kristallisationspunkt von Identität, in: Gunda Barth-Scalmani/Kurt Scharr (Hrsg.), Die Gegenwart des Vergangenen im urbanen Raum Czernowitz-Innsbruck. Projektergebnisse eines gemeinsamen Studierendenprogrammes der Universitäten Czernowitz und Innsbruck über das kulturelle Erbe im öffentlichen Raum, Innsbruck 2019, S. 31–44.

Grimm, Gerhard, Kaindl Raimund Friedrich, in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 11, Berlin 1977, S. 33.

Haus der Bayrischen Geschichte, o. D., [<http://www.hdbg.de/integration/de/b/gross/h-bukowinatext.htm>], eingesehen 06.02.2020

Hugelmann, Karl, Rohrer Joseph, in: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 29, Leipzig 1889, S. 64–68.

JewishGen, Chortkiv, Ukraine, o. D., [<https://www.jewishgen.org/Communities/community.php?usbg=-1037393>], eingesehen 03.04.2020.

Kämper, Sabine, Lemberg. Die bunte Mitte Europas, in: Geo, o. D., [<https://www.geo.de/reisen/reiseziele/20950-rtkl-leMBERG-die-bunte-mitte-europas>], eingesehen 03.04.2020.

Kohl, Johann Georg, Reisen im Inneren von Russland und Polen, Bd. 3, Dresden-Leipzig 1841.

Luttinger, Stefan/Runggaldier, Ivan, Stadtgenese von Czernowitz mit Blick auf die sozialtopographischen Veränderungen, in: Gunda Barth-Scalmani/Kurt Scharr (Hrsg.), Die

Gegenwart des Vergangenen im urbanen Raum Czernowitz-Innsbruck. Projektergebnisse eines gemeinsamen Studierendenprogrammes der Universitäten Czernowitz und Innsbruck über das kulturelle Erbe im öffentlichen Raum, Innsbruck 2019, S. 15–30.

Maner, Hans-Christian, Moldau, in: Online-Lexikon zur Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, 2013, [ome-lexikon.uni-oldenburg.de/54141.html], eingesehen 03.04.2020.

Mick, Christoph, Reise nach „Halb-Asien“. Galizien als binnenexotisches Reiseziel, in: Peter Stachel/Martina Thomsen (Hrsg.), Zwischen Exotik und Vertrautem. Zum Tourismus in der Habsburgermonarchie und ihren Nachfolgestaaten, Bielefeld 2014, S. 95–112.

Österreichisches Biographisches Lexikon, Franzos Karl Emil, o. D., [https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_F/Franzos_Karl-Emil_1848_1904.xml;internal&action=hilite.action&Parameter=franzos*], eingesehen 5.8.2019.

Österreichisches Biographisches Lexikon, Tomaszczuk (Tomaszuc) Konstantin (Constantin), o. D., [https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_T/Tomaszczuk_Konstantin_1840_1889.xml], eingesehen 04.02.2020.

Polek, Johann, Topographische Beschreibungen der Bukowina mit militärischen Anmerkungen von Major Friedrich von Mieg, in: *Jahrbuch des Bukowiner Landesmuseums* 5, Czernowitz 1897, S. 3–38.

Possar, P. A. Fédor K., Die russischen Ostsee-Provinzen Kurland, Livaland und Esthland, Stuttgart 1843.

Rohrer, Joseph, Bemerkungen auf einer Reise von der türkischen Gränze über die Bukowina durch Ost- und Westgalizien, Schlesien und Mähren nach Wien, Wien 1804.

Rychlo, Peter, Czernowitz als geistige Lebensform. Die Stadt und ihre Kultur, in: Helmut Braun (Hrsg.), Die Geschichte einer untergegangenen Kulturmetropole, Berlin 2006, S. 7–30.

Scharr, Kurt, Die Bukowina: Erkundungen einer Kulturlandschaft. Ein Reiseführer. Wien-Köln-Weimar 2007.

Ders., Die Landschaft Bukowina. Das Werden einer Region an der Peripherie 1774–1918, Wien-Köln-Weimar 2010.

Ders., Die spätneuzeitliche Siedlungstätigkeit in der Bukowina unter österreichischer Herrschaft 1774–1914. Formung einer Kulturlandschaft durch die Wechselwirkung zwischen Siedlung und dem Entstehen eines modernen Staates, in: *17. Innsbrucker Jahresbericht 2003–2007 der Innsbrucker Geographischen Gesellschaft*, Innsbruck 2009, S. 60–77.

Schröer, K. J., Versuch einer Darstellung der deutschen Mundarten des ungarischen Berglandes mit Sprachproben und Erläuterungen, Wien 1864.

Wagner, Hans, Joseph II, in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 10, Berlin 1974, S. 617–622.

Wandruszka, Adam, Leopold II, in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 14, Berlin 1985, S. 260–266.

Weczerka, Hugo, Die „Francisco-Josephina“ in Czernowitz. Eine Universität am Ostrand der Habsburgermonarchie, in: Wolfgang Dahmen/Johannes Kramer/Victoria Popovici (Hrsg.), Gelebte Multikulturalität. Czernowitz und die Bukowina, Frankfurt am Main 2010, S. 67–86.

Alexander Renner ist Student der Geschichtswissenschaften an der Universität Innsbruck. alexander.renner@student.uibk.ac.at

Zitation dieses Beitrages

Alexander Renner, Die Bukowina als eine Insel des „Deutschthums“ im Osten? Deutsche Kulturverbreitung und deren Wahrnehmung in Reiseberichten aus dem 19. Jahrhundert, in: *historia.scribere* 12 (2020), S. 43-58, [<http://historia.scribere.at>], eingesehen 16.6.2020 (=aktuelles Datum).

Dezentrale „Euthanasie“ in der Heil- und Pflegeanstalt Niedernhart. Untersuchung am Beispiel ausgewählter Krankenakten

Anna Kirchgatterer

Kerngebiet: Zeitgeschichte

eingereicht bei: Univ.-Prof. Mag. Dr. Dirk Rupnow

eingereicht im: SoSe 2019

Rubrik: Bachelor-Arbeit (Lehramt)

Abstract

Wild “Euthanasia” in the care and nursing home Niedernhart. An analysis based on medical records

This paper deals with medical records from the Upper Austrian care and nursing home Niedernhart. Under the National Socialist regime, especially after “Aktion T4” was discontinued in August 1941, thousands of people were medically treated in this institution and many of them died. In line with the current state of research, this paper does not question that people were intentionally killed by the director of the institution, Dr. Lonauer, and some of his staff, but rather examines whether targeted killing of patients can be proven by scrutinizing medical records. Twelve of these documents are reviewed in detail.

1. Einleitung

Die Lern- und Gedenkstätte Hartheim ist vielen, vor allem in Oberösterreich, bekannt. An die dort während der „Aktion T4“ des NS-Regimes ermordeten Menschen wird in einer Ausstellung erinnert. Die „Aktion T4“, „die Tötung geistig und körperlich behinderter Menschen, war der erste systematisch geplante, staatlich durchgeführte Massenmord des NS-Regimes.“¹ Weniger bekannt ist hingegen, was nach dem Stopp dieses

1 Wolfgang Neugebauer, Die „Aktion T4“, in: Brigitte Kepplinger u. a. (Hrsg.), Tötungsanstalt Hartheim, Linz 2008, S. 17–34, hier S. 17.

Programms passiert ist: An die in der Heil- und Pflegeanstalt Niedernhart bei Linz, dem heutigen Neuromed Campus, ermordeten Menschen erinnert keine dauerhafte Ausstellung. Trotzdem sind auch hier zahlreiche Menschen unter dem damaligen Direktor der Anstalt, Rudolf Lonauer, getötet worden. Mithilfe der Erstellung von Statistiken wurde versucht, sich an die durchgeführten anzunähern (vgl. Kapitel 2.2), einige Forschungsgruppen behandeln die Thematik aber auch mithilfe der Untersuchung von Krankenakten.² Derartige Akten werden in dieser Bachelorarbeit ebenso, wenn auch in einem kleineren Rahmen, untersucht. Dabei sind gerade zur Heil- und Pflegeanstalt Niedernhart keine vergleichbaren Studien bekannt.

Die Forschungsfrage der vorliegenden Arbeit lautet: Kann in der Heil- und Pflegeanstalt Niedernhart anhand von Krankenakten dezentrale „Euthanasie“ zur Zeit des NS-Regimes rekonstruiert werden? Dazu wird folgende These aufgestellt: Die Ermordung von Patient*innen durch Narkotika, Nahrungsentzug, mangelndes Heizen oder Vorenthaltung wichtiger Medikamente kann indirekt – beispielsweise durch nur sehr kurze Verweildauer in der Heil- und Pflegeanstalt, schnelle Gewichtsreduktion oder fehlende Verlaufseintragungen zu Krankheiten – vermutet werden.

Um diese These zu untersuchen, wird zu Beginn in einem kurzen Abriss dezentrale „Euthanasie“ während des NS-Regimes näher dargestellt und dabei auf zwei für diese Arbeit relevante Studien Bezug genommen. Im Anschluss folgen detaillierte Ausführungen über die Situation in der Heil- und Pflegeanstalt Niedernhart. Dass durch den Leiter der Anstalt, Rudolf Lonauer, Patient*innen getötet wurden, ist in der Literatur nicht umstritten. Gerhart Marckhgott hat dazu unter anderem anhand der Altakten des heutigen Neuromed-Campus einige Statistiken erstellt, die kurz vorstellgestellt werden. Das folgende Kapitel ist schließlich der Kern dieser Arbeit: Dabei wird zunächst erörtert, unter welchen Aspekten das Korpus (bestehend aus zwölf Krankenakten von Patient*innen aus der Heil- und Pflegeanstalt Niedernhart, verstorben zwischen September 1941 und Mai 1943) untersucht wird. Die Quellen werden vorgestellt und die Ergebnisse erläutert. Die Anzahl der Krankenakten ist hinsichtlich der Forschungsfrage eine nur geringe, mit Hinweis auf den geforderten Umfang dieser Bachelorarbeit aber die einzig praktikable Möglichkeit. Eine Erklärung der Auswahl des Samples findet sich in Kapitel 3.2.

Wichtige Literatur für diese Arbeit ist unter anderem ein bereits etwas älterer Aufsatz von Gerhart Marckhgott: „Euthanasie‘ in Oberdonau“, der sich über Statistiken an die Morde in Niedernhart annähert und auch in der Forschungsliteratur immer wieder zitiert wird. Daneben liefert ein Aufsatz von Brigitte Kepplinger, „Regionalisierter Krankenmord. Voraussetzungen und Strukturen der nationalsozialistischen Patiententö-

2 So zum Beispiel: Michael von Cranach u. a. (Hrsg.), Gedenkbuch für die Münchner Opfer der nationalsozialistischen „Euthanasie“-Morde, Göttingen 2018; Felicitas Söhner u. a., Nach der Aktion T4. „regionalisierte Euthanasie“ in der Heil- und Pflegeanstalt Günzburg, in: *Nervenarzt* 88 (2017), Heft 9, S. 1065–1073; Gabriele Caprano-Diehl, Euthanasie-Verdacht in der Heil- und Pflegeanstalt Klingenmünster 1944–1946, Marburg 2012. Insgesamt gebe es, so Söhner, aber gerade zu dezentralisierter „Euthanasie“ in verschiedenen Teilen Deutschlands noch Lücken. Zu Österreich konnte leider keine vergleichbare Studie gefunden werden. In dieser Arbeit wird auf die ersten beiden hier genannten Werke Bezug genommen.

tung außerhalb der zentral gesteuerten Programme“, wichtige Informationen für die ersten beiden Kapitel. Ebenso interessant ist eine Monografie von Tom Matzek, „Das Mordschloss“.³ Für die Auswertung der Krankenakten stützte sich die Arbeit vor allem auf Studien zu diesem Thema – von Michael Cranach u. a. „Gedenkbuch für die Münchner Opfer der nationalsozialistischen ‚Euthanasie‘-Morde“ und von Felicitas Söhner u. a. „Nach der Aktion T4. ‚Regionalisierte Euthanasie‘ in der Heil- und Pflegeanstalt Günzburg“.⁴

Das Quellenkorpus für die vorliegende Bachelorarbeit stammt aus dem Archiv des Gedenschlusses Hartheim, in dem die Krankenakten der Heil- und Pflegeanstalt Niedernhart aufbewahrt werden. Unterstützt wurde die Autorin bei der Quellenrecherche von Peter Eigelsberger, Mitarbeiter der Dokumentationsstelle Hartheim, der mit seinen Einschätzungen zu den Fällen beigetragen hat.

2. Dezentrale „Euthanasie“

2.1 Ein Abriss

Am 24. August 1941 wurde die „Aktion T4“ eingestellt.⁵ Benannt wurde diese nach der Planungs- und Verwaltungsbehörde der „Euthanasie“-Morde, der Tiergartenstraße 4 in Berlin. Auf die zentral organisierte Ermordung von Patient*innen mit Schizophrenie, Epilepsie, seniler Demenz, Enzephalitis, Chorea Huntington oder anderen Diagnosen in dafür eingerichteten Häusern folgten die, teilweise vielleicht auch schon davor durchgeführten, dezentralen Anstaltsmorde. Eberhard Gabriel nennt hier zwei Verfahrensweisen: Zum einen wurde die Sterberate in den Anstalten durch Hunger und Vernachlässigung, zum anderen durch die direkte Tötung der Patient*innen mit Gift und elektrischen Strom erhöht.⁶ Oft wendeten die Verantwortlichen aber auch beides an: Die geschwächten Patient*innen wurden mit überdosierten Medikamentengaben getötet. Zu dieser Zeit gab es, anders als während der „Aktion T4“, kein zentrales Begutachtungsverfahren mehr, über das Leben oder den „Lebenswert“ entschieden nun Ärzt*innen und Pflegepersonal. Ein Fluchtversuch, Aufsässigkeit, Unsauberkeit oder Selbstbefriedigung konnten das Todesurteil für die Patient*innen sein.⁷

3 Brigitte Kepplinger, Regionalisierter Krankenmord. Voraussetzungen und Strukturen der nationalsozialistischen Patiententötung außerhalb der zentral gesteuerten Programme, in: Bertrand Perz u. a. (Hrsg.), Schlussbericht der Kommission zur Untersuchung der Vorgänge um den Anstaltsfriedhof des Psychiatrischen Krankenhauses in Hall in Tirol in den Jahren 1942 bis 1945, Innsbruck 2014, S. 49–82; Gerhart Marckhgott, Euthanasie in Oberdonau, in: *Zeitgeschichte* 21 (1994), Heft 5, S. 165–182; Tom Matzek, Das Mordschloss. Auf den Spuren von NS-Verbrechen in Schloss Hartheim, Wien 2003.

4 Söhner u. a., Nach der Aktion T4, S. 1065–1073; Sibylle von Tiedemann/Geritt Hohendorf, Methodik. Die Ermittlung der Opfer der dezentralen „Euthanasie“, in: Michael von Cranach u. a. (Hrsg.), Gedenkbuch für die Münchner Opfer der nationalsozialistischen „Euthanasie“-Morde, Göttingen 2018, S. 169–192.

5 Matzek, Das Mordschloss, S. 171.

6 Eberhard Gabriel, NS-Euthanasie in Österreich von 1938 bis 1945. Die Ereignisse – eine Rekapitulation, in: *psychopraxis.neuropraxis* 19 (2016), Heft 1, S. 21–24, hier S. 21–23.

7 Hans-Walter Schmuhl, Rassenhygiene, Nationalsozialismus, Euthanasie. Von der Verhütung zur Vernichtung „lebensunwerten Lebens“ 1890–1945 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 75), Göttingen 1987, S. 223.

Das zentrale Büro in der Tiergartenstraße ging von einem vorübergehenden Stopp der „Aktion T4“ aus und führte die Erfassung der Anstaltsinsassen trotzdem fort.⁸ Bei einer Konferenz in Pirna-Sonnenstein im November 1941 wurde, so Hans-Walter Schmuhl, den Ärzt*innen schließlich erklärt, dass Krankentötungen in Zukunft von zuverlässigen Ärzt*innen und Pfleger*innen durchgeführt werden sollten. Es handle sich dabei um Verfahren ohne Norm.⁹ Neugebauer schreibt dazu, dass es nicht klar sei, ob die Euthanasieaktionen tatsächlich aufgrund zentraler Anweisungen durchgeführt wurden. Die Zahl der Toten schätzt er auf jene Zahl an Menschen, die durch die „Aktion T4“ zu Tode gekommen waren.¹⁰ Faulstich schätzt die Zahl der NS-Opfer in staatlichen Anstalten außerhalb der „Aktion T4“ hingegen mit 5.000 geringer ein.¹¹ Die Schätzung der Opferzahlen dezentraler „Euthanasie“ ist schwierig, festzuhalten ist aber: Obwohl auch während und nach dem Ersten Weltkrieg die Sterblichkeitsrate wegen Unterernährung hoch war, zeigt „doch ein Vergleich der Prozentzahlen [...] den verbrecherischen Eingriff: 1918 starben 15,5% der Kranken in Eglfing, 1945 waren es 28,6%“.¹² Im Folgenden werden zwei Studien zu dezentraler Euthanasie vorgestellt: Erstere befasst sich hauptsächlich mit den Vorgängen in der Pflegeanstalt Eglfing-Haar, sie ist für die Arbeit vor allem durch ihre Vorgehensweise in diesem Kontext interessant. In einer weiteren Studie wurden Krankenakten aus der Pflegeanstalt Günzburg untersucht (erschienen 2017 und 2018). Diese Untersuchung weist eine ähnliche Vorgehensweise auf, besticht aber durch die vorsichtigeren Herangehensweise, welche für diese Arbeit als Vorbild gilt.

2.2 *Versuche zur Erfassung der Opfer dezentraler „Euthanasie“*

Sibylle von Tiedemann u. a. untersuchten in ihrer Forschungsarbeit, ob es sich bei den Verstorbenen mit Münchner Wohnsitz der Anstalt Eglfing-Haar um natürliche Tode oder um Morde handelte. Beurteilt wurden alle Krankenakten der Patient*innen, die zwischen 1. September 1939 und 31. Juli 1945 verstorben sind. Begründet wurde dieser Zeitraum mit den Nachwirkungen der Behandlung während der NS-Zeit. Die als „nicht natürlich“ kategorisierten Tode wurden in das Gedenkbuch aufgenommen.¹³ Diese Untersuchung ist vor allem aufgrund der Kriterien zur Unterscheidung zwischen natürlichem und nicht-natürlichem Tod interessant.

Die Forschungsgruppe definiert dezentrale „Euthanasie“ als:

„Tod infolge von Mangel an Nahrung, Kleidung, Heizung, medizinischer und pflegerischer Versorgung (strukturelle Vernachlässigung) ebenso wie der bewusste Verzicht auf pflegerische und medizinische Behandlungen, um einen

8 Winfried Süß, *Der „Volkskörper“ im Krieg. Gesundheitspolitik, Gesundheitsverhältnisse und Krankenmord im nationalsozialistischen Deutschland 1939–1945*, München 2003, S. 314–315.

9 Schmuhl, *Rassenhygiene*, S. 220–222.

10 Wolfgang Neugebauer, *NS-Euthanasieaktionen in Österreich. Ein Überblick*, in: Bertrand Perz u. a. (Hrsg.), *Schlussbericht der Kommission zur Untersuchung der Vorgänge um den Anstaltsfriedhof des Psychiatrischen Krankenhauses in Hall in Tirol in den Jahren 1942 bis 1945*, Innsbruck 2014, S. 35–48, hier S. 43.

11 Heinz Faulstich, *Hungersterben in der Psychiatrie. Mit einer Topographie der NS-Psychiatrie*, Freiburg im Breisgau 1998, S. 582.

12 Schmuhl, *Rassenhygiene*, S. 222.

13 von Tiedemann/Hohendorf, *Methodik*, S. 172–173.

bestimmten Patienten sterben zu lassen (individuelle Formen der Vernachlässigung), der systematische Nahrungsmittelentzug (Hungerkost) und die gezielte Tötung durch Medikamente“.¹⁴

Anhand der Selektionskriterien der „Aktion T4“ wurde dann versucht, die Todesursachen der Verstorbenen festzulegen. Kategorisiert wurden die Todesursachen in natürlichen Tod, Tod durch Nahrungsentzug, Tod durch Vernachlässigung, Tod durch überdosierte Medikamente und Tod in Therapie sowie Grenzfälle zwischen den Todesursachen. „Tod durch Nahrungsentzug“ ließ sich aufgrund der Unterbringung der Patient*innen – in Eglfing gab es Hungerhäuser, in denen die Patient*innen fettlos ernährt wurden – leicht zuordnen. Außerdem sind in den untersuchten Akten meist Gewichtstabellen zu finden, die in jenen von Niedernhart fehlen. Zur Kategorie „Tod durch Vernachlässigung“ zählen die Autor*innen Fälle, in denen aufgrund langer Krankheit von einer lebensrettenden Operation abgesehen wurde. Daneben wurden die 28 Opfer der Ruhrepidemie erfasst, da diese Zahl ohne den herrschenden Platzmangel und die fehlenden Isolationsmöglichkeiten geringer hätte sein können. Auch die Auswirkungen der schwierigen Versorgungslage wurden eingerechnet. „Tod durch überdosierte Medikamente“ wird, so die Studienautor*innen, zum Beispiel durch erst spät niedergeschriebene Symptome festgestellt. So wurde zum Beispiel immer wieder eine Diskrepanz zwischen dem Aufscheinen der Symptome in den Akten und dem üblichen Krankheitsverlauf, beispielsweise bei Lungenerkrankungen, entdeckt. Hilfreich waren hier auch die Sektionsbefunde. Die vorletzte Kategorie wird verwendet, wenn ein „nicht intendierter Tod im Rahmen der Therapiemaßnahmen“ eintritt. Darunter verstehen die Studienautor*innen den Tod durch eine dokumentierte medizinische Maßnahme wie Elektroschocktherapie oder Medikamente.¹⁵ Um die Todesursachen zu klären, orientierten sich die Verantwortlichen zunächst an den Selektionskriterien der „Aktion T4“ – Arbeitsfähigkeit, Pflegeaufwand, Kontakte zu Angehörigen, unerwünschtes, störendes Verhalten in der Anstalt – und legten so Kriterien zur Einordnung von natürlichem und nicht natürlichem Tod der Patient*innen fest. Zu diesen zählen Verhaltensbeschreibungen, Pflegeaufwand, familiäre Kontakte, Sprache in den Krankenakten, Gewicht und Verlaufseintragungen der Krankengeschichte.

Wurde das Verhalten in den Akten als „störend“ oder gar „gefährlich“ beschrieben, ist dies, so die Studienautor*innen, ein Indiz für einen „nicht natürlichen“ Tod, ebenso, wenn Patient*innen als „unrein“ oder mit hohem „Überwachungsaufwand“ beschrieben wurden. Familiäre Kontakte sind letztendlich nur schwer nachzuvollziehen, selbst wenn Briefe oder Eintragungen zu Besuchen erhalten sind. Abwertende oder entwürdigende Sprache sei ein Indiz für einen unnatürlichen Tod. Zur Verlaufseintragung in der Krankengeschichte wird festgehalten: „Das Auftreten einer schwerwiegenden Erkrankung wurde üblicherweise wie auch die diagnostischen und therapeutischen Maßnahmen und in kurzen Abständen der Krankheitsverlauf in der Krankengeschichte dokumentiert.“¹⁶

14 Ebd., S. 172.

15 von Tiedemann/Hohendorf, Methodik, S. 182–188.

16 Ebd., S. 180.

Daher wäre auch die fehlende Dokumentation vom Krankheitsverlauf und die darauf folgenden Maßnahmen ein Indiz für einen unnatürlichen Tod.¹⁷ Insgesamt kam die Studie zu dem Ergebnis, dass mindestens 850 Patient*innen (64,3% der zwischen 1. September 1939 und 31. Juli 1945 verstorbenen Münchner Patient*innen) „infolge von Vernachlässigung, Nahrungsentzug und überdosierten Medikamenten gestorben“¹⁸ sind. Die Studienautor*innen halten aber fest, dass eine Unterscheidung zwischen natürlichem und nicht-natürlichem Tod nicht immer zweifelsfrei zu treffen sei.¹⁹

Felicitas Söhner u. a. schätzen die Zahl der zwischen 1939 und 1945 ermordeten körperlich oder geistig behinderten Menschen auf 220.000. Dazu zählen auch jene Morde, die in den „Kinderfachabteilungen“ und während der „Aktion T4“ passiert sind. Die Autor*innen gehen im Zuge der Untersuchung der Frage nach, ob es in der Zeit zwischen 1941 und 1944 in der Pflegeanstalt Günzburg in den Patient*innenakten Hinweise auf Patient*innentötungen gibt. Dafür verwendet wurden Personenstandsbücher, Ein- und Ausgangsbücher, Dokumente des Standesamts Günzburg und Jahresberichte der Pflegeanstalt Günzburg. Untersucht wurden 265 Patient*innenakten, wobei die tatsächliche Todesursache in den meisten Fällen nur vermutet werden kann.²⁰

Die Studienersteller*innen definieren eine Reihe von Todesursachen, diese überschneiden sich zum Teil mit jenen von Cranach u. a.: natürlicher Tod, Opfer von Vernachlässigung, Opfer durch Medikamentenüberdosierung und kombinierte Todesursachen. Als Indizien, die gegen einen natürlichen Tod sprechen, nennen die Studienautor*innen das Fehlen einer Dokumentation des Krankheitsverlaufs, plötzlicher Eintritt des Todes, negativ-wertende Beurteilung des Patient*innenverhaltens oder typische Zeichen und Folgen einer Medikamentenüberdosierung und Hungerdiät. Vor dem Tod der Patient*innen wurde oft „zunehmende Hinfälligkeit“ dokumentiert, aber nicht näher erörtert.²¹ Insgesamt kamen die Autor*innen der Studie zu dem Ergebnis, dass in der Pflegeanstalt Günzburg

„45 Patienten wahrscheinlich durch Hungerkost (dokumentiert durch rapide Gewichtsabnahme), Vernachlässigung, die Überdosierung von Medikamenten oder durch eine Kombination dieser Handlungen mit unmittelbarer oder mittelbarer Tötungsabsicht verstarben, d. h. getötet wurden.“²²

3. Die Heil- und Pflegeanstalt Niedernhart zur Zeit des NS-Regimes

3.1 Die Vorgänge um Direktor Rudolf Lonauer

Im September 1867 wurde die Heil- und Pflegeanstalt Niedernhart eröffnet. Insgesamt acht Abteilungen im Frauentrakt und sechs im Männertrakt sollten zur „Heilung von heilbaren und zur Verwahrung von gemeinschädlichen unheilbaren Geisteskranken

17 von Tiedemann/Hohendorf, Methodik, S. 175–181.

18 Ebd., S. 190.

19 Ebd.

20 Söhner u. a., Nach der Aktion T4, S. 1065–1066.

21 Ebd., S. 1066–1072.

22 Ebd., S. 1072.

beiderlei Geschlechtes, welche nach Oberösterreich zuständig²³ waren, zur Verfügung stehen. Einige Jahre später wurde außerdem das Schloss Gschwendt in Neuhofen an der Krems, in welches Patient*innen aus Niedernhart transferiert werden sollten, gekauft. In beiden Anstalten pflegten die Schwestern vom Orden des heiligen Vinzenz von Paul.²⁴

1938 wurde Rudolf Lonauer Direktor der Heil- und Pflegeanstalt Niedernhart. Er leitete aber nicht nur diese, sondern ebenso die Tötungsanstalt Hartheim, in der er in den Jahren 1940 und 1941 viel Zeit verbrachte.²⁵ Niedernhart wurde aber, so Matzek, schließlich eine Drehscheibe für dezentrale „Euthanasie“. Immer wieder kamen Patient*innen nach Linz – vor allem aus den Pflegeanstalten Gschwendt, Baumgartenberg und Hardt – und wurden teilweise auch wieder in diese zurückgeschickt.²⁶ Wann und wie genau der Leiter der Anstalt Niedernhart mit der Ermordung von Patient*innen begann ist unklar. Einig ist sich die Forschungsliteratur aber über den ungefähren Zeitraum: Heinz Faulstich hält in seinem Werk „Hungersterben in der Psychiatrie 1914–1949“ fest, dass Lonauer bereits während der „Aktion T4“ Menschen mit Giftspritzen getötet haben soll.²⁷ Dies schreibt auch Marckhgott, der sich auf die Aussage eines Pflegers bezieht, und auch Brigitte Kepplinger, merkt an, dass die Tötung von Patient*innen mit in Wasser aufgelösten Medikamenten bereits 1940 begann.²⁸

Die Morde geschahen in vorwiegend zwei Abteilungen, die für diesen Zweck abgeschottet waren. Nach Aussage eines Pflegers wurde zunächst Abteilung VIII, dann auch Abteilung V Lonauer direkt unterstellt. In diesen sollten „bestimmte Kranke“ untergebracht werden.²⁹ Erstere war ursprünglich eine Männerabteilung, im März 1940 wurde diese geräumt und die Pflegelinge aus der Anstalt Hartheim untergebracht.³⁰ Betreten durften die entsprechenden Abteilungen nur noch Lonauer selbst, sein Stellvertreter Georg Renno, Oberpfleger Karl Harrer und Oberschwester Gertrude Blanke.³¹ Die Patient*innen wurden mit einer langsamen Überdosierung des Narkotikums Luminal getötet, unzureichende Nahrung und offene Fenster im Winter sollten den Prozess beschleunigen.³² Die Verantwortlichen gingen bei der Vergiftung mit Luminal nach einem von Paul Nitsche (Direktor der Heil- und Pflegeanstalten Leipzig-Dösen und Pirna-Sonnenstein sowie Gutachter der „Aktion T4“) und Georg Renno ausgearbeitetem Verfahren vor. Nach diesem sollten die geschwächten Anstaltsinsass*innen mit einer eigentlich nicht tödlichen Dosis von Narkotika getötet werden. Die Opfer zeigten Läh-

23 Markus Rachbauer, Vom Verwahungsort zur Heilanstalt? Die psychiatrische Anstalt Niedernhart 1918–1938, in: Oberösterreichisches Landesarchiv (Hrsg.), Oberösterreich 1918–1938 (4), Linz 2016, S. 66–67.

24 Ebd.

25 Marckhgott, „Euthanasie“, S. 176.

26 Matzek, Mordschloss, S. 182–183.

27 Faulstich, Hungersterben, S. 566.

28 Kepplinger, Krankenmord, S. 70; Marckhgott, „Euthanasie“, S. 176.

29 Christina Altenstrasser u. a., Niedernhart. Juni 1946. Ein Bericht, in: Justiz und Erinnerung (2003), Heft 8, S. 6–13, hier S. 8.

30 Brigitte Kepplinger, Die Tötungsanstalt Hartheim 1940–1945, in: Brigitte Kepplinger u. a. (Hrsg.), Tötungsanstalt Hartheim, Linz 2008, S. 63–116, hier S. 70.

31 Matzek, Mordschloss, S. 180–181.

32 Ebd.

mungs- und Erstickungserscheinungen, der Tod sollte, so Walter Schmuhl, möglichst natürlich aussehen.³³

In kurzen Abständen soll Lonauer außerdem große Mengen von Luminaltabletten bestellt haben.³⁴ Dies gab auch der Apotheker Ferdinand Glecher an.³⁵ Dass an das Pflegepersonal tatsächlich keine Gabe von Injektionen delegiert worden war, ist, so Kepplinger, unwahrscheinlich. Alle im Zuge der gerichtlichen Aufarbeitung befragten Zeug*innen hielten aber an dieser Version fest. Im September 1943 sank die Sterberate schließlich rapide – Lonauer musste zur Waffen-SS.³⁶ Während im Dezember 1939 1.128 Patient*innen in Niedernhart untergebracht waren, waren es im August 1943 nur mehr 323. Die restlichen Betten wurden mit Verwundeten belegt. Die letzte Tötung Lonauers fand, so Kepplingers Theorie, nach seiner Rückkehr von der Front im April 1945 statt. Wahrscheinlich wollte er die Dosierung für seinen Suizid testen – kurz vor Kriegsende töteten er und seine Frau ihre zwei Töchter und sich selbst.³⁷

Die Vorgänge in der Anstalt wurden bereits im Juni 1945 vom interimistischen Leiter der Heil- und Pflegeanstalt Niedernhart, Dr. Wiesinger, festgehalten. In einem Schreiben an die Gesundheitsabteilung der oberösterreichischen Landeshauptmannschaft lassen sich die Vorgänge bereits klar nachzeichnen. So schreibt er, dass er den suspendierten Pfleger Leopold Lang vernommen habe. Dieser gab an, eine Verschwiegenheitserklärung unterschrieben zu haben, dessen Bruch die Todesstrafe bedeutet hätte.³⁸ Der Pfleger zeichnet ein deutliches Bild:

„Nach diesen großen Transporten [nach Hartheim bis August 1941], von denen Steubl [ein Pfleger] nicht mehr in die Anstalt zurückkehrte, wurde zuerst Abteilung VIII, später Abteilung V von Dir. Lonauer als eigene Abteilung bestimmt, wo von ihm bestimmte Kranke unterzubringen waren. Bei männlichen Kranken machten ich und Harrer [ein Pfleger], zeitweise auch mir fremde Pfleger aus Österreich und dem Altreich Dienst, bei weiblichen eine gewisse Gertrude Blanke aus Berlin und andere mir nicht bekannte Pflegerinnen. Meine Aufgabe blieb nach wie vor die gleiche. Dir. Lonauer kam öfters und verabreichte den Kranken Injektionen, die nach 1/4 h den Tod der Patienten herbeiführten. Auch Harrer und die erwähnte Blanke verabreichten Injektionen mit dem gleichen Erfolg, besonders bei Verhinderung Dr. Lonauers. Ich musste dabei öfters assistieren, habe aber nie eine Injektion gegeben. Die Verstorbenen musste ich dann ins Leichenhaus abtragen. Anderen Kranken mussten von Dir. Lonauer bestimmte Medikamente verabfolgt werden, solch behandelte Kranke starben meist erst in einigen Tagen.“³⁹

33 Schmuhl, Rassenhygiene, S. 223.

34 Florian Schwanninger, Hartheim und Niedernhart. Zwei Stätten der NS-Euthanasie in Oberösterreich, in: Waltraud Häupl (Hrsg.), Der organisierte Massenmord an Kindern und Jugendlichen in der Ostmark 1940–1945. Gedenkdokumentation für die Opfer der NS-Euthanasie, Wien u. a. 2008, S. 161–172, hier S. 166.

35 Gabriella Hauch, Frauen. Leben. Linz. Eine Frauen- und Geschlechtergeschichte im 19. und 20. Jahrhundert, Linz 2013, S. 509.

36 Kepplinger, Krankenmord, S. 70–72; Marckhgott, „Euthanasie“, S. 175.

37 Kepplinger, Krankenmord, S. 70–72.

38 Altenstrasser u. a., Niedernhart, S. 7.

39 Ebd., S. 8.

3.2 Die statistische Aufarbeitung dezentraler „Euthanasie“ in Niedernhart

Gerhart Marckhgott hat eine große Menge an Daten zu Niedernhart untersucht und seine Ergebnisse bereits 1994 in einem Aufsatz festgehalten. Befasst hat er sich mit Anhaltungsakten des Amtsgerichts Linz, mit Zeug*innenaussagen, die er in den Akten des Volksgerichts Linz gefunden hatte, und mit Altakten des heutigen Neuromed-Campus. Erstere zeigen auf, dass Geistesranke für die Dauer ihrer Krankheit entmündigt werden sollten. Ein Richter sollte in regelmäßigen Abständen die Voraussetzungen für eine Anhaltung in der Anstalt Niedernhart prüfen, doch dies war meist nicht notwendig. Viele der Patient*innen starben wenige Tage nach ihrer Ankunft. Marckhgott schließt aus dieser Beobachtung, dass die Todesursachen dieser Menschen keine natürlichen sein können. Letzteres genanntes Quellenmaterial, die Altakten des Neuromed-Campus, ist fast vollständig erhalten. In den Hauptbüchern, die Marckhgott verwendet hat, finden sich die wesentlichen Daten zu jeder Person, die in Niedernhart behandelt wurde.⁴⁰ „Die Euthanasieaktionen sind hier als lange Kolonne von roten Kreuzen oft schon auf den ersten Blick zu erkennen.“⁴¹ Erschwert werde die Forschung aber durch den Umstand, dass die Tötungen als natürliche Tode getarnt wurden. Daher kam es zu keiner Zerstörung der Akten – dafür hätte niemand einen Grund gesehen.⁴²

Die Ergebnisse der Untersuchungen wurden von Marckhgott in Graphiken festgehalten. Er hat vor allem in seiner Aufzeichnung über die Transporte von und nach Niedernhart die vielen schubweisen Aufnahmen und Entlassungen deutlich gemacht.⁴³ Mit dem Stopp der „Aktion T4“ stiegen die wöchentlichen Todeszahlen sowie die Anzahl der Transporte aus den Pflegeheimen Baumgartenberg und Gschwendt nach Niedernhart. Der Höhepunkt der dezentralen Euthanasie findet sich im Frühsommer 1943, dann musste Lonauer zur Waffen-SS an die Front. Hier endet die Graphik, und Marckhgott hält fest: „Mit diesem Zeitpunkt hatte das Morden im großen Stil in Niedernhart ein Ende.“⁴⁴

Marckhgott dokumentiert ebenso die monatlichen Todesfälle von 1939 bis 1943. Hier wird der Anstieg der Todesmeldungen ab August 1942 und die sehr hohe Sterblichkeitsrate im Jahr 1943 noch einmal sehr deutlich. Der Autor ist außerdem der Meinung, dass bis Sommer 1941 nur gelegentlich Patient*innen getötet wurden; den Beginn der systematischen dezentralen „Euthanasie“ in Niedernhart datiert er auf Ende 1941. Auch die durchschnittliche Aufenthaltsdauer der Verstorbenen in Niedernhart zeigt er auf. Langzeitpatient*innen waren, so Marckhgott, bereits zu einem sehr großen Teil nach Hartheim gebracht und dort ermordet worden. Nach dem Einstellen der „Aktion T4“ im August 1941 fanden sich in Niedernhart fast nur mehr Patient*innen, die erst wenige Wochen zuvor aufgenommen worden waren, und 1943 betrug die durchschnittliche Aufenthaltsdauer nur mehr 38 Tage.⁴⁵

40 Marckhgott, „Euthanasie“, S. 168–169.

41 Ebd., S. 169.

42 Ebd., S. 174.

43 Ebd., S. 173–175.

44 Ebd., S. 175.

45 Ebd., S. 178–180.

Insgesamt hält Gerhart Marckhgott fest, dass Lonauer nicht wahllos Patient*innen getötet hat. Vielmehr hat er sich in seinen Taten an eine Ermächtigung Hitlers von 1939 gehalten. Nach dieser sollte „unheilbar Kranken bei kritischster Beurteilung ihres Krankheitszustandes“ der „Gnadentod gewährt“ werden.⁴⁶ Die Zahl der Toten kann letztendlich aber nicht festgesetzt werden, da nicht alle Quellen genau ausgewertet worden sind, „sicher ist nach dem derzeitigen Kenntnisstand nur, daß in Niedernhart in großem Umfang von Dr. Lonauer und vermutlich einigen Helfern mehrere Hundert Patienten zwischen 1939 und 1945 getötet wurden.“⁴⁷

Andere Autor*innen haben sich ebenso mit einer statistischen Auswertung der Vorgänge in Niedernhart befasst, dabei aber unterschiedliche Aspekte untersucht: In ihrer Diplomarbeit hat sich Gisa Starzengruber mit Todesfällen von Kindern und Jugendlichen in Niedernhart beschäftigt und festgestellt, dass 87% der Untersuchten die Diagnose „Schwachsinn“ trugen. Offizielle Todesursache war meist Lungenentzündung, Herzversagen, Tod bei epileptischem Anfall oder Darmkatarrh, und die Patient*innen blieben höchstens wenige Wochen in der Anstalt. Quellen für diese Untersuchung waren Hauptbücher, Totenscheine und Krankenakten.⁴⁸

4. Untersuchung der Krankenakten

4.1 Methode

Die Untersuchung orientiert sich an der von Cranach u. a. vorgestellten Methode. Anhand der von Tiedemann u. a. vorgestellten Definition (vgl. Kapitel 1.2) wurde für diese Arbeit eine eigene Herangehensweise entwickelt. Hierbei wird die Todesursache „strukturelle Vernachlässigung“ ausgeklammert. Diese war nicht nur ein Phänomen der nationalsozialistischen Zeit, sondern trat bereits im Ersten Weltkrieg schlicht aufgrund schlechter Versorgung in der gesamten Bevölkerung auf.⁴⁹ Daher lautet die in dieser Arbeit verwendete Definition, angelehnt an die Forschungsgruppe für das Münchner Gedenkbuch, wie folgt: Zu dezentraler „Euthanasie“ zählt Tod infolge von bewusstem Verzicht pflegerischer und medizinischer Unterstützung, systematischem Nahrungsmittelentzug oder von bewusster Überdosierung von Medikamenten.

In der vorliegenden Arbeit wird außerdem nicht zwischen den verschiedenen Todesursachen unterschieden, sondern schlicht versucht, den Tod der Patient*innen als natürlich oder nicht-natürlich einzuordnen. Letztere Bezeichnung wird verwendet, wenn die hier aufgestellte Definition von „Euthanasie“ zutrifft, erstere, wenn die angeführte Todesursache, wie Lungenentzündung oder ein epileptischer Anfall, anhand der Vorgeschichte und der angeführten Symptome glaubwürdig erscheint. Eine weitere Unterscheidung ist aufgrund des vorhandenen Materials nicht möglich, beziehungsweise

46 von Tiedemann/Hohendorf, *Methodik*, S. 175–181.

47 Ebd., S. 182.

48 Gisa Starzengruber, „Zum Heile der Irren“, *Ermordung von Kindern und Jugendlichen in der Heil- und Pflegeanstalt Niedernhart im Nationalsozialismus*, Dipl. Wien 2007, zit. nach Schwanninger, Hartheim und Niedernhart, S. 167–168.

49 Faulstich, *Hungersterben*, S. 41–48.

wäre sie schlicht nicht mehr treffsicher. Wie Söhner u. a. zu ihrer Forschung zur Pflegeanstalt Günzburg schreiben, liegt die

„Schwierigkeit einer sicheren historischen Bearbeitung der ‚dezentralen Euthanasie‘ [...] u. a. darin, dass die gezielte Ermordung in den Akten nicht dokumentiert wurde. Die Ermordung ist auf Grundlage des Aktenstudiums in der Regel allenfalls als höchst wahrscheinlich anzunehmen.“⁵⁰

Hilfreich bei der Einordnung der Akten sind die von Cranach u. a. festgelegten Kriterien. Aufgrund des vorhandenen Datenmaterials sind für diese Arbeit die Verhaltensbeschreibungen, der Pflegeaufwand, die Sprache in den Krankenakten sowie die Verlaufseintragungen der Krankengeschichte relevant. Daneben ist, wenn genannt, die Unterbringung in die Abteilung von Interesse, da die zwei Abteilungen V und VIII als „Lonauers Abteilungen“ gelten.⁵¹ Werden zudem die Selektionskriterien der „Aktion T4“ beachtet, kann auch die Diagnose ein Indiz darstellen. Schizophrenie zum Beispiel galt als unheilbar, und hieran erkrankte Patient*innen überlebten die „Aktion T4“ oft nicht.⁵²

4.2 *Das Quellenkorpus*

Für die Untersuchung der These wurden Krankenakten aus dem Archiv des Gedenkortes Hartheim, in dem gleichzeitig die Akten der Heil- und Pflegeanstalt Niedernhart untergebracht sind, herangezogen. Insgesamt zwölf Patient*innenakten, alle aus dem Raum Vöcklabruck stammend, wurden für die Untersuchung ausgewählt. Wie bereits in der Einleitung erwähnt, ist die geringe Zahl dem begrenzten Umfang der Arbeit zuzuschreiben. Die Auswahl der einzelnen Akten erfolgte nach den räumlichen Gegebenheiten: Alle angeführten Patient*innen stehen auf unterschiedliche Weise (Geburtsort, Verwandte, etc.) in Verbindung zum Heimatort der Verfasserin. Zeitlich wurde das Sample außerdem auf Todesdaten zwischen September 1942 und Mai 1943 festgelegt, da, wie bereits erläutert, in diesem Zeitraum dezentrale „Euthanasie“ sicher stattgefunden hat.

Das auf den Akten angegebene Geburtsjahr liegt zwischen 1863 und 1909. Alle Originalakten sind mithilfe ihrer Stammnummer, die mit dem ersten Aufenthalt in Niedernhart vergeben und dann immer wieder verwendet wurde, im Hartheimer Archiv zu finden. Zur Ergänzung einiger Informationen wurden aber auch teilweise die Sterbescheine der Personen herangezogen – so wurde jede der zwölf Krankenakten vom Leiter der Anstalt, Rudolf Lonauer, unterzeichnet.⁵³

Die untersuchten Krankenakten haben alle einen ähnlichen Vordruck als Deckblatt. Dieser wurde handschriftlich oder mithilfe einer Schreibmaschine ausgefüllt und beinhaltet die wichtigsten Daten zu den Patient*innen. Vermerkt wurden:

50 Söhner u. a., Nach der Aktion T4, S. 1066.

51 Schwanninger, Hartheim und Niedernhart, S. 165–166.

52 Maike Rotzoll, Krankheit schreiben in der Psychiatrie um 1900? Diagnosen, Kranken- und Patientengeschichten von Opfern der nationalsozialistischen „Euthanasie“-Aktion „T4“, in: Yvonne Wübben/Carsten Zelle (Hrsg.), Krankheit schreiben. Aufzeichnungsverfahren in Medizin und Literatur, Göttingen 2013, S. 109–128, hier S. 111–113.

53 Dokumentationsstelle Hartheim, Sterbescheine Anstalt Niedernhart 1938-1945 – digitales Verzeichnis.

- Vor- und Zuname⁵⁴
- Tag der Aufnahme
- Tag der Entlassung
- Art der Entlassung
- die Stammnummer
- die Anzahl der Aufnahmen in Heil- und Pflegeanstalten

Zur Person wurde ausgefüllt:

- das Geburtsdatum
- die Konfession
- der Familienstand
- der Beruf
- der Geburtsort mit Landkreis und Gau
- die Heimatgemeinde mit Landkreis und Gau
- der ständige Wohnsitz
- der letzte Aufenthalt

Daneben bleibt auf den Deckblättern auch Platz für:

- die Zulässigkeit der Anhaltung
- die Kuratelsbehörde
- den Kurator
- die Postanschrift der Angehörigen

Diese Punkte wurden aber nicht immer ausgefüllt. Zur Diagnostik wird vermerkt:

- die Diagnose des Jahresberichtes
- die klinische Diagnose (angegeben mithilfe des Würzburger Schlüssels)
- die Ätiologie (Allgemeine und Heredität)
- frühere Anstaltsbehandlungen
- der Beginn der Erkrankung
- kam vom Militär aus der Untersuchung oder Strafhaft

In einem Feld rechts unten befindet sich auf den Vordrucken außerdem ein kleines Kästchen, dessen leerer Platz mit den Worten „Zwilling:“ und „Erbärztliche Maßnahme:“

54 In dieser Arbeit wird der Zuname mit dem ersten Buchstaben abgekürzt. In den letzten Jahren gibt es vermehrt Debatten zur Namensnennung von Opfern: Befürworter*innen wollen den Opfern ein Stück Identität wiedergeben, Angehörige hingegen wollen die Namen oft nicht lesen. Eine Anonymisierung wird in diesem Fall von der Dokumentationsstelle Hartheim gewünscht.

überschrieben ist.⁵⁵ Dieser ist aber in allen Akten leer und fehlt in den älteren Vordrucken (zum Beispiel in jenem von Karl K., 2. Mai 1939)⁵⁶ völlig.

Gefüllt sind die Akten der sieben Patienten und fünf Patientinnen sehr unterschiedlich: In manchen finden sich sehr viele Informationen, auch zu früheren Erkrankungen und Aufhalten; ebenso gibt es eine umfassende Anamnese, wie zum Beispiel in der Akte von Maria B.,⁵⁷ Entmündigungsverfahren wurden ebenso festgehalten, wie im Fall von Maria K.⁵⁸ Andere Akten sind wiederum nur wenig gefüllt. So lassen sich zu Franziska E. und Johanna H. nur das Deckblatt finden.⁵⁹ Hieraus Schlussfolgerungen zu ziehen ist nur schwer und verbunden mit einigen Spekulationen möglich. Die folgende Tabelle soll einen ersten Überblick über die untersuchten Patient*innenakten, sortiert nach der Stammnummer, geben:

| Name | Stammnr. | Geburtsdatum | Datum der Aufnahme | Sterbedatum | Todesursache laut Krankenakte |
|--------------|----------|--------------------|--------------------|--------------------|---|
| Maria K. | 9.834 | 7. Mai 1883 | 10. April 1941 | 18. Dezember 1941 | Herzmuskelentartung |
| Ludwig G. | 10.609 | 19. Juli 1885 | 6. Mai 1942 | 9. Juli 1942 | Apoplexia cerebri |
| Maria B. | 12.730 | 6. April 1883 | 4. April 1943 | 8. Mai 1943 | Herzmuskelentartung |
| Karl K. | 15.316 | 2. Dezember 1919 | 2. Mai 1939 | 28. Oktober 1941 | laut Sterbeschein: Lungenentzündung ⁶⁰ |
| Karl H. | 15.518 | 28. September 1900 | 18. November 1939 | 18. September 1941 | Herzmuskelentartung |
| Josef B. | 16.240 | 21. August 1902 | 19. Jänner 1942 | 29. Jänner 1942 | epileptischer Anfall |
| Günther K. | 16.266 | 3. August 1863 | 9. Februar 1942 | 13. Februar 1942 | Kachexie |
| Katharina H. | 16.334 | 8. März 1885 | 13. März 1942 | 16. März 1942 | Apoplexia cerebri |
| Franz A. | 16.600 | 10. Februar 1909 | 25. Juli 1942 | 28. August 1942 | Lungenentzündung |
| Franziska E. | 16.613 | 12. März 1874 | 27. Juli 1942 | 25. August 1942 | Altersschwäche |
| Josef S. | 16.895 | 12. Februar 1870 | 13. Jänner 1943 | 26. Jänner 1943 | Nephrosclerosis |
| Johanna H. | 17.149 | 12. Dezember 1904 | 4. Mai 1943 | 6. Mai 1943 | Knochenkaries |

55 Ein Beispiel: Krankenakt von Maria B., 8.4.1943. Opferdatenbank der Dokumentationsstelle Hartheim des Oö. Landesarchivs, Stammnummer 12.730.

56 Krankenakt von Karl K., 6.9.1939. Opferdatenbank der Dokumentationsstelle Hartheim des Oö. Landesarchivs, Stammnummer 15.316.

57 Krankenakt von Maria B., 8.4.1943. Opferdatenbank der Dokumentationsstelle Hartheim des Oö. Landesarchivs, Stammnummer 12.730.

58 Krankenakt von Maria K., 18.12.1941. Opferdatenbank der Dokumentationsstelle Hartheim des Oö. Landesarchivs, Stammnummer 9.834.

59 Krankenakt von Franziska E., 25.8.1942. Opferdatenbank der Dokumentationsstelle Hartheim des Oö. Landesarchivs, Stammnummer 16.613 und Krankenakt von Johanna H., 6.5.1943. Opferdatenbank der Dokumentationsstelle Hartheim des Oö. Landesarchivs, Stammnummer 17.149.

60 Dokumentationsstelle Hartheim, Sterbescheine Anstalt Niedernhart 1938-1945 – digitales Verzeichnis.

4.3 *Bewertung der einzelnen Krankenakten*

Es folgt eine Bewertung der Krankenakten nach den angegebenen Kriterien (vgl. Kapitel 3.1). Genannt werden die wichtigsten Aspekte, bevor eine Einschätzung gemacht wird.

Maria K.

Maria K. ist am 18. Dezember 1941 im 58. Lebensjahr in Niedernhart verstorben. Sie war bereits das zweite Mal in der Heil- und Pflegeanstalt. Der erste Aufenthalt dauerte drei Monate im Jahr 1920. Als Diagnose wurde „Schizophrenie“ auf der Akte vermerkt. Am 20. August 1941 wurde Maria voll entmündigt, Kurator wurde ihr Gatte Franz K. Die Patientin wurde bei ihrer Einlieferung am 10. April 1941 als „geistig recht zerfahren“ und „über und über mit Ungeziefer bedeckt“ beschrieben. Der Pflegeaufwand war folglich zunächst groß, außer der „Säuberung von Ungeziefer“, deren Dokumentation ca. eine halbe Seite einnimmt, wurden aber bis zu ihrem Tod einige Monate später keine weiteren Aufzeichnungen gemacht. Die Sprache ist neutral gehalten. Die Diagnose und die fehlenden Verlaufseintragungen können ein Indiz für einen nicht-natürlichen Tod sein. Letztendlich kann aber keine genaue Zuordnung getroffen werden, da die Todesursache, „Herzmuskelentartung“;⁶¹ ein heute nicht mehr verwendeter Begriff, sowohl langsam auftretende Herzschwäche, als auch akutes Herzversagen bedeuten kann.⁶² Außerdem ist anzumerken, dass die „Aktion T4“ noch ein paar Monate andauerte, als Maria K. in die Anstalt kam.

Ludwig G.

Ludwig G. ist am 9. Juli 1942 im 57. Lebensjahr in Niedernhart verstorben. Ein früherer Aufenthalt im Jahr 1923 dauerte vier Monate und von 23. Jänner bis 12. März 1942 wurde er erneut in Niedernhart behandelt. Als Diagnose wurde „Schizophrenie“ (Nr. 14), „Paranoia querulatur“ und „Alkoholismus“ auf der Akte vermerkt. Eingeliefert wurde er als Gefangener „wegen Hochverratsache“, wie aus einem Transportschein hervorgeht, der ebenfalls dem Krankenakt beiliegt. In einem Gutachten, geschrieben von Lonauer am 27. Februar 1942, steht ohne weitere Begründung, dass er Kontakt zu Kommunist*innen hatte.⁶³ Aufmerken lässt hier der Umstand, dass sich ein Arzt, noch dazu der Direktor von Niedernhart, mit der politischen Einstellung eines seiner Patienten befasst hat.

Bei der Aufnahme wurde er als „gemeingefährlicher Geisteskranker“ laut gerichtsarztlichem Gutachten beschrieben. Er sei außerdem, so die Eintragungen in den Krankenakt, „lästig und zudringlich“. In den letzten zwanzig Tagen seines Aufenthaltes wurden

61 Krankenakt von Maria K., 18.12.1941. Opferdatenbank der Dokumentationsstelle Hartheim des Oö. Landesarchivs, Stammnummer 9.834.

62 Richard Geigel, Lehrbuch der Herzkrankheiten, München-Wiesbaden 1920, S. 245–147.

63 ganzer Absatz: Krankenakt von Ludwig G., 9.7.1942. Opferdatenbank der Dokumentationsstelle Hartheim des Oö. Landesarchivs, Stammnummer 10.609.

keine Eintragungen mehr gemacht. Ebenso ist in der Akte ein Brief der Ehefrau enthalten, die das Verhalten ihres Mannes beschreibt und schlussfolgert, er könne nicht normal sein. Ludwig G. war in Abteilung V untergebracht. All dies sind Indizien, die auf einen unnatürlichen Tod hindeuten. Ein weiterer Hinweis ist hierbei noch ein Brief aus dem Jahr 1954 vom damaligen Direktor von Niedernhart. Diese Mitteilung wurde ohne weiteren Zusammenhang in die Akte eingelegt: „Aus einem Zeichen auf der letzten Krankengeschichte ist zu entnehmen, daß [G.] Ludwig der sogenannten ‚Euthanasie‘ zum Opfer gefallen ist. Die angegebene Todesursache – Apoplexia (Herzstillstand) – dürfte fingiert sein [...]“⁶⁴ Welches Zeichen auf dem Krankenakt der Direktor als Beweis für „Euthanasie“ angesehen hat, lässt sich allerdings nicht mehr nachvollziehen, da im Vergleich zu den anderen Akten keines zu passen scheint. Die Todesursache von Ludwig G. kann aufgrund der hier angeführten Indizien als nicht-natürlich angenommen werden.

Maria B.

Maria B. ist am 8. Mai 1943 im 60. Lebensjahr in Niedernhart verstorben. Insgesamt sind in ihrer Akte vier Aufenthalte in Anstalten verzeichnet, die letzten beiden in Niedernhart werden mit der Diagnose 14 nach dem Würzburger Schlüssel, „Schizophrenie“, begründet. Dazwischen war sie in der Fürsorgeanstalt Baumgartenberg.⁶⁵ Aus den Akten lässt sich schließen, dass Maria wahrscheinlich eine Langzeitpatientin war, um die sich die Geschwister oder auch verschiedene Einrichtungen gekümmert haben. Die lange Pflegebedürftigkeit und die Diagnose sprechen für eine Tötung durch den Direktor oder das Pflegepersonal. Hier aber lassen sich keine Aussagen treffen, da von Baumgartenberg keine Aufzeichnungen vorhanden sind – auch vom letzten Aufenthalt in Niedernhart nicht. Daher kann über den Gesundheitszustand der Maria B. keine Aussage gemacht werden. Die Todesursache („Herzmuskelentartung“⁶⁶) ist für das Alter von Maria B nicht ungewöhnlich, die Dokumentation des Krankheitsverlaufs, Medikation oder sonstiger Maßnahmen fehlt aber. Insgesamt kann hier von einer wahrscheinlich nicht-natürlichen Todesursache ausgegangen werden.

Karl K.

Der Krankenakt von Karl K. ist unvollständig, laut Verzeichnis der Sterbescheine ist er am 28. Oktober 1941 im 22. Lebensjahr an „Lungenentzündung“ verstorben. Da zum letzten Aufenthalt in Niedernhart keine Aufzeichnungen vorhanden sind,⁶⁷ lässt sich keine Aussage über die Todesursache treffen.

64 Krankenakt von Ludwig G., 9.7.1942. Opferdatenbank der Dokumentationsstelle Hartheim des Oö. Landesarchivs, Stammnummer 10.609.

65 Krankenakt von Maria B., 8.4.1943. Opferdatenbank der Dokumentationsstelle Hartheim des Oö. Landesarchivs, Stammnummer 12.730.

66 Ebd.

67 Krankenakt von Karl K., 6.9.1939. Opferdatenbank der Dokumentationsstelle Hartheim des Oö. Landesarchivs, Stammnummer 15.316.

Karl H.

Karl H. ist am 18. September 1941 im 41. Lebensjahr in Niedernhart verstorben. Er wurde als „geistesgestörter Angestellter“ in die Heil- und Pflegeanstalt Niedernhart überstellt. Hier verbrachte er über zwei Jahre, bis er schließlich mit 41 Jahren an „Herzmuskelentartung“ starb. Krankheitsverlauf findet sich keiner in der Akte, die Todesursache wurde außerdem gemeinsam mit der Diagnose („Schizophrenie im Endzustand“) eingetragen, wie an Tinte und Handschrift deutlich wird. Er sei „faselig“ gewesen und hätte Pfleger beschimpft, in der letzten Eintragung eine Woche vor seinem Tod wurde vermerkt, dass Karl H. in Abteilung VIII verlegt werden solle.⁶⁸ Diese Punkte lassen den Schluss zu, dass die Todesursache am Krankenakt des Patienten fingiert wurde.

Josef B.

Josef B. ist am 19. Jänner 1942 im 41. Lebensjahr in Niedernhart verstorben. Laut seinem Krankenakt litt er seit seinem 15. oder 16. Lebensjahr an „Epilepsie infolge eines Sturzes“. Er hätte sich verwirrt und störend gezeigt, bereits nach einigen Tagen wurde er „wegen Platzmangel“ auf Abteilung VIII gebracht, dort starb er an einem epileptischen Anfall.⁶⁹ Aufgrund der Angabe der Abteilung kann die Todesursache als nicht-natürlich angenommen werden.

Günther K.

Günther K. ist am 13. Februar 1942 im 79. Lebensjahr in Niedernhart verstorben. Er verbrachte nur fünf Tage dort, die Todesursache „Kachexie“ passt zu dem Notierten. Die Diagnose lautete „senile Form psychischer Störung des höheren Lebensalters“.⁷⁰ Es kann angenommen werden, dass Günther K. tatsächlich an einer natürlichen Todesursache starb.

Katharina H.

Katharina H. ist am 16. März. 1942 im 58. Lebensjahr in Niedernhart verstorben. Sie war nur vier Tage dort, bevor sie laut Deckblatt an einem „Schlaganfall“ starb. Im Krankheitsverlauf wird „Marasmus bei Herzschwäche (fortschreitender Verfall)“ als Todesursache angeführt. Aufgrund der wenigen Informationen lassen sich aber keine Aussagen zur Todesursache treffen.⁷¹

68 Krankenakt von Karl H., 18.9.1941. Opferdatenbank der Dokumentationsstelle Hartheim des Oö. Landesarchivs, Stammnummer 15.518.

69 Krankenakt von Josef B., 29.1.1942. Opferdatenbank der Dokumentationsstelle Hartheim des Oö. Landesarchivs, Stammnummer 16.240.

70 Krankenakt von Günther K., 13.2.1942. Opferdatenbank der Dokumentationsstelle Hartheim des Oö. Landesarchivs, Stammnummer 16266.

71 Krankenakt von Katharina H., 16.3.1942. Opferdatenbank der Dokumentationsstelle Hartheim des Oö. Landesarchivs, Stammnummer 16.334.

Franz A.

Franz A. ist am 28. August 1942 im 34. Lebensjahr in Niedernhart an „Lungenentzündung“ verstorben. Einen Monat war der Patient in der Heil- und Pflegeanstalt. Aus Verlaufseintragungen geht hervor, dass Franz an „Verkrüppelung der Arme und Füße“ litt, außerdem komme er aus einer „asozialen Familie“. Im Zuge der Anamnese wurde festgestellt, dass der Patient einen „ausgesprochen schwachsinnigen“ Eindruck machte. In einem Schreiben von 1954, ähnlich jenem aus Ludwig Gs. Akte, unterzeichnet vom damaligen Direktor, wird vermerkt: „Vermutlich wurde er euthanasiert.“⁷² Die Durchsicht der Akte bestätigt den Eindruck.

Franziska E.

Franziska E. ist am 15. August 1942 im 68. Lebensjahr in Niedernhart an „Altersschwäche“ verstorben. Sie hat einen Monat dort verbracht. Bei der Angabe der Todesursache scheint es, als wäre diese noch einmal ausgebessert worden, unter dem Begriff „Altersschwäche“ finden sich andere Buchstaben, die allerdings nicht mehr lesbar sind.⁷³ Insgesamt kann zu diesem Krankenakt aber keine Aussage getroffen werden, da Verhaltensbeschreibungen, Hinweise zum Pflegeaufwand, die Sprache über die Patientin, Verlaufseintragungen zur Krankheit und die Abteilung schlicht fehlen.

Josef S.

Josef S. ist am 26. Jänner 1943 im 73. Lebensjahr in Niedernhart an „Nephrosklerose“, einer Nierenkrankheit, verstorben. Der Krankheitsverlauf ist ausführlich dokumentiert, auch Therapiemaßnahmen, die bereits im Allgemeinen Krankenhaus in Linz durchgeführt worden waren, wurden festgehalten.⁷⁴ Die angeführte Todesursache scheint zu stimmen, es gibt keine Hinweise auf Fremdeinwirken.

Johanna H.

Johanna H. ist am 6. Mai 1943 im 40. Lebensjahr in Niedernhart an „Knochencaries“ verstorben. Die Todesursache passt zur Diagnose: „angeborener Schwachsinn (Taubstumm)“.⁷⁵ Ihr Krankenakt besteht nur aus dem Deckblatt, auf diesem wird der „Beruf“ „Fürsorgepfling“ angegeben.⁷⁶ Die Patientin war sehr jung und die Tatsache, dass sie Langzeitpatientin war, als auch der kurze Aufenthalt in Niedernhart – wäre sie

72 Krankenakt von Franz A., 28.8.1942. Opferdatenbank der Dokumentationsstelle Hartheim des Oö. Landesarchivs, Stammnummer 16.600.

73 Krankenakt von Franziska E., 25.8.1942. Opferdatenbank der Dokumentationsstelle Hartheim des Oö. Landesarchivs, Stammnummer 16.613.

74 Krankenakt von Josef S., 26.1.1943. Opferdatenbank der Dokumentationsstelle Hartheim des Oö. Landesarchivs, Stammnummer 16.895.

75 S. Bisdas u. a., Ohr, in: Facharztwissen HNO-Heilkunde. Differenzierte Diagnostik und Therapie, Heidelberg 2009, S. 139–289, hier S. 235–236.

76 Krankenakt von Johanna H., 6.5.1943. Opferdatenbank der Dokumentationsstelle Hartheim des Oö. Landesarchivs, Stammnummer 17.149.

hierhin von Baumgartenberg gekommen, weil sie sehr krank war und besserer Pflege bedurfte, hätte es Aufzeichnungen geben müssen – lassen den Schluss zu, dass Franziska E. wahrscheinlich an keiner natürlichen Todesursache starb.

4.4 Ergebnisse

Insgesamt kann also festgehalten werden, dass aus keinem Krankenakt explizit eine Tötung von Patient*innen hervorgeht, allerdings lassen sich Indizien finden, die gegen eine natürliche Todesursache sprechen. Bei insgesamt sechs Patient*innen kann von einer wahrscheinlich nicht-natürlichen Todesursache gesprochen werden. Diese sind Maria B., Karl H., Johanna H., Ludwig G., Josef B. und Franz A. Aus zwei Krankenakten lässt sich schließen, dass die Todesursache tatsächlich stimmt: In den Fällen von Günther K. und Josef S. kann Fremdverschulden nahezu ausgeschlossen werden. Die restlichen Krankenakten sind aus verschiedenen Gründen schwer zu beurteilen und konnten daher keiner der beiden festgelegten Kategorien zugeordnet werden. Gründe dafür sind fehlendes Material (Franziska E., Karl K. und Katharina H.) oder widersprüchliche Indizien (Maria K.).

5. Fazit

Letztendlich kann in keiner der untersuchten Patient*innenakten „Euthanasie“ definitiv nachgewiesen werden, es gibt aber durchaus Fälle, in denen die Verdachtsmomente größer sind. Erschwert wird die Untersuchung im Vergleich zur Gedenkdokumentation der Münchner Patient*innen von Eglfing-Haar durch den geringen Umfang des zur Verfügung stehenden Materials. Es fehlen Gewichtskurven, Temperaturtabellen und in manchen Fällen sogar die Anamnese. Sektionsberichte standen im Gegensatz zur Münchner Forschungsgruppe ebenfalls nicht zur Verfügung und Aufzeichnungen zur Medikation oder pathologische Befunde wurden ebenfalls nicht aufgefunden. Über den Grund für die Lückenhaftigkeit der Krankenakten – wie bereits erwähnt fehlen auch häufig Aufzeichnungen zum Krankheitsverlauf – kann heute nur spekuliert werden: Geschah dies aus Personalmangel, Gleichgültigkeit gegenüber den Patient*innen oder der Tatsache, dass das Personal ohnehin vorhatte, die Person zu töten? Diese Frage kann nicht beantwortet werden, sollte aber gerade bei der Untersuchung von Krankenakten immer mitbedacht werden, die Gründe dafür können vielfältig sein.

Dass in der Heil- und Pflegeanstalt Niedernhart Patient*innen durch Luminalspritzen getötet worden sind, wird, wie in Kapitel 2 angeführt, in der Literatur nicht bestritten. Die Arbeiten stützen sich auf Gerichtsprotokolle oder statistische Auswertungen. Dass in den Krankenakten so wenig nachgewiesen werden kann, ist sicherlich auch auf das angewendete Luminalschema zurückzuführen. Gerade dieses sollte Symptome hervorrufen, die einer natürlichen Todesursache ähnlich waren. Nicht nachvollziehbar ist außerdem, welche Auswirkungen die – mutwillige oder durch den Krieg bedingte – schlechte Versorgung auf die Gesundheit der Patient*innen hatte.

Ausgangspunkt der Arbeit war die Forschungsfrage: Kann in der Heil- und Pflegeanstalt Niedernhart anhand von Krankenakten dezentrale „Euthanasie“ zur Zeit des NS-Regimes rekonstruiert werden? Die Frage ist nicht mit einem eindeutigen „Ja“ oder „Nein“ zu beantworten, vielmehr sollte die These ergänzt werden. So könnte die Antwort auf die Forschungsfrage lauten: Die Ermordung von Patient*innen durch Narkotika, Nahrungsentzug, mangelndes Heizen oder Vorenthaltung wichtiger Medikamente kann anhand ausgewählter Akten aus der Heil- und Pflegeanstalt Niedernhart aufgrund von Indizien – beispielsweise den Pflegeaufwand, die Sprache über die Patient*innen, Verhaltensbeschreibungen, die behandelnde Abteilung oder fehlende Verlaufseintragungen zu Krankheiten – vermutet werden, dies wird aber durch das Fehlen wichtiger Eintragungen, wie zum Beispiel der Medikation, erschwert.

6. Literatur

Altenstrasser, Christina u. a., Niedernhart. Juni 1946. Ein Bericht, in: Justiz und Erinnerung (2003), Heft 8, S. 6–13.

Bisdas, S. u. a., Ohr, in: Facharztwissen HNO-Heilkunde. Differenzierte Diagnostik und Therapie, Heidelberg 2009, S. 139–289.

von Cranach, Michael u. a. (Hrsg.), Gedenkbuch für die Münchner Opfer der nationalsozialistischen „Euthanasie“-Morde, Göttingen 2018.

Faulstich, Heinz, Hungersterben in der Psychiatrie. Mit einer Topographie der NS-Psychiatrie, Freiburg im Breisgau 1998.

Gabriel, Eberhard, NS-Euthanasie in Österreich von 1938 bis 1945. Die Ereignisse – eine Rekapitulation, in: psychopraxis.neuropraxis 19 (2016), Heft 1, S. 21–24.

Geigel, Richard, Lehrbuch der Herzkrankheiten, München-Wiesbaden 1920.

Hauch, Gabriella, Frauen. Leben. Linz. Eine Frauen- und Geschlechtergeschichte im 19. und 20. Jahrhundert, Linz 2013.

Kepplinger, Brigitte, Regionalisierter Krankenmord. Voraussetzungen und Strukturen der nationalsozialistischen Patiententötung außerhalb der zentral gesteuerten Programme, in: Bertrand Perz u. a. (Hrsg.), Schlussbericht der Kommission zur Untersuchung der Vorgänge um den Anstaltsfriedhof des Psychiatrischen Krankenhauses in Hall in Tirol in den Jahren 1942 bis 1945, Innsbruck 2014, S. 49–82.

Dies., Die Tötungsanstalt Hartheim 1940–1945, in: Brigitte Kepplinger u. a. (Hrsg.), Tötungsanstalt Hartheim, Linz 2008, S. 63–116.

Marckhgott, Gerhart, Euthanasie in Oberdonau, in: Zeitgeschichte 21 (1994), Heft 5, S. 165–182.

Matzek, Tom, Das Mordschloss. Auf den Spuren von NS-Verbrechen in Schloss Hartheim, Wien 2003.

Neugebauer, Wolfgang, NS-Euthanasieaktionen in Österreich. Ein Überblick, in: Bertrand Perz u. a. (Hrsg.), Schlussbericht der Kommission zur Untersuchung der Vorgänge um den Anstaltsfriedhof des Psychiatrischen Krankenhauses in Hall in Tirol in den Jahren 1942 bis 1945, Innsbruck 2014, S. 35–48.

Ders., Die „Aktion T4“, in: Brigitte Kepplinger u. a. (Hrsg.), Tötungsanstalt Hartheim, Linz 2008, S. 17–34.

Rachbauer, Markus, Vom Verwahrungsort zur Heilanstalt? Die psychiatrische Anstalt Niedernhart 1918–1938, in: Oberösterreichisches Landesarchiv (Hrsg.), Oberösterreich 1918–1938 (4), Linz 2016.

Rotzoll, Maïke, Krankheit schreiben in der Psychiatrie um 1900? Diagnosen, Kranken- und Patientengeschichten von Opfern der nationalsozialistischen „Euthanasie“-Aktion „T4“, in: Yvonne Wübben/Carsten Zelle (Hrsg.), Krankheit schreiben. Aufzeichnungsverfahren in Medizin und Literatur, Göttingen 2013, S. 109–128.

Schmuhl, Hans-Walter, Rassenhygiene, Nationalsozialismus, Euthanasie. Von der Verhütung zur Vernichtung „lebensunwerten Lebens“ 1890–1945 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 75), Göttingen 1987.

Schwanninger, Florian, Hartheim und Niedernhart. Zwei Stätten der NS-Euthanasie in Oberösterreich, in: Waltraud Häupl (Hrsg.), Der organisierte Massenmord an Kindern und Jugendlichen in der Ostmark 1940–1945. Gedenkdokumentation für die Opfer der NS-Euthanasie, Wien u. a. 2008, S. 161–172.

Söhner, Felicitas u. a., Nach der Aktion T4. „regionalisierte Euthanasie“ in der Heil- und Pflegeanstalt Günzburg, in: Nervenarzt 88 (2017), Heft 9, S. 1065–1073.

Süß, Winfried, Der „Volkskörper“ im Krieg. Gesundheitspolitik, Gesundheitsverhältnisse und Krankenmord im nationalsozialistischen Deutschland 1939–1945, München 2003.

von Tiedemann, Sibylle/Hohendorf, Geritt, Methodik. Die Ermittlung der Opfer der dezentralen „Euthanasie“, in: Michael von Cranach u. a. (Hrsg.), Gedenkbuch für die Münchner Opfer der nationalsozialistischen „Euthanasie“-Morde, Göttingen 2018, S. 169–192.

7. Quellen

Dokumentationsstelle Hartheim, Sterbescheine Anstalt Niedernhart 1938–1945 – digitales Verzeichnis.

Krankenakten aus der Opferdatenbank der Dokumentationsstelle Hartheim des Oö. Landesarchivs, Stammmummern 16.600, 16.613, 16.266, 17.149, 16.240, 16.895, 15.518, 15.316, 16.334, 10.609, 12.730, 9.834.

Anna Kirchgatterer ist Studentin des Lehramtsstudiums in den Fächern Deutsch und Geschichte und der Geschichtswissenschaften an der Universität Innsbruck. anna.kirchgatterer@student.uibk.ac.at

Zitation dieses Beitrages

Anna Kirchgatterer, Dezentrale „Euthanasie“ in der Heil- und Pflegeanstalt Niedernhart. Untersuchung am Beispiel ausgewählter Krankenakten, in: *historia.scribere* 12 (2020), S. 59–79, [<http://historia.scribere.at>], eingesehen 25.5.2020 (=aktuelles Datum).

Von militärischer Notwendigkeit zu individueller Verantwortlichkeit – Der Fall „Al Mahdi“ als Zäsur in der strafrechtlichen Ahndung von Kulturgutzerstörung auf internationaler Ebene

Maximilian Gröber

Kerngebiet: Zeitgeschichte

eingereicht bei: assoz. Prof. Mag. Dr. Eva Pfanzelter, MA

eingereicht im: WiSe 2018/19

Rubrik: Seminar-Arbeit

Abstract

From military necessity to individual responsibility – the “Al Mahdi” case as a caesura in the criminal punishment of the destruction of cultural property on an international level

In April 2012, the Islamist group *Ansar Dine* launched an attack on the UNESCO World Heritage sites in Timbuktu, Mali. Besides illustrating the political and religious backgrounds that led to this action, the purpose of this paper is to highlight the historical development of the international legal framework for the protection of cultural heritage, including the trial against Ahmad Al Faqi Al Mahdi, who was in charge of the Timbuktu attacks. As will be shown, the case has the potential to set a precedent.

1. Einleitung

„Let us be clear: what is at stake here is not just walls and stones. The destroyed mausoleums were important, from a religious point of view, from an historical point of view, and from an identity point of view. Such an attack against buildings dedicated to religion and historic monuments falls into the category of crimes that destroy the roots of an entire people.“¹

1 International Criminal Court (Hrsg.), Statement of the Prosecutor of the International Criminal Court, Fatou Bensouda, at the opening of the confirmation of charges hearing in the case against Mr Ahmad Al-Faqi Al Mahdi,

Der vor dem Internationalen Strafgerichtshof (IStGH) geführte Prozess gegen Ahmad Al Faqi Al Mahdi, der 2012 als ideologischer Rädelsführer einer islamistischen Terrorgruppe maßgeblich für die Zerstörung der in Timbuktu, Mali, angesiedelten Welterbestätten verantwortlich war, stellte nur den Gipfel einer jahrzehntelangen Entwicklung dar. Während die weltweite Staatengemeinschaft unter dem Eindruck zweier Weltkriege zunächst versuchte, ihre Militärs durch international festgelegte Richtlinien im Umgang mit Kulturgütern zu sensibilisieren, bahnte sich mit der Bildung von Terrororganisationen im ausgehenden 20. Jahrhundert eine neue Form der Bedrohung für das kulturelle Erbe der Menschheit an. Beide Aspekte, also sowohl die historische Entwicklung von überstaatlichen Abkommen zugunsten des Kulturgüterschutzes als auch die Hintergründe der modernen Bedrohungslage durch radikale, bewaffnete Gruppierungen, sollen in dieser Arbeit beleuchtet werden. Illustriert am Verfahren gegen Ahmad Al Mahdi steht die Frage im Zentrum, welche rechtlichen Mittel der internationalen Gemeinschaft und ihren Institutionen bzw. Organisationen gegen die absichtliche Zerstörung von Kulturgütern durch nichtstaatliche Akteur*innen zur Verfügung stehen. Dabei wird von der These ausgegangen, dass das Urteil gegen Al Mahdi eine Zäsur in der strafrechtlichen Ahnung der Zerstörung von Kulturgütern auf internationaler Ebene darstellt.

Um den Tathergang, der später zum Prozess führte, nachvollziehen zu können, soll zunächst auf die Entstehung und Bedeutung der Kulturstätten Timbuktus sowie die politischen Umwälzungen seit der Unabhängigkeit Malis 1960 eingegangen werden. Der daraus erwachsene ethnisch-kulturelle Konflikt zwischen den nomadisierenden Tuareg-Stämmen im Norden des Landes und der Staatsgewalt bildete den Nährboden für die Entstehung militanter Gruppen in der Region, die später den Angriff auf die Mausoleen Timbuktus leiteten. Parallel zur Beschreibung dieser Ereignisse werden im dritten Abschnitt der Arbeit die seit dem 19. Jahrhundert aufkommenden Versuche zum rechtlich verankerten Schutz von Kulturgütern skizziert.

Bedingt durch die Aktualität des Themas konnte zur Bearbeitung der oben dargelegten Fragestellungen nicht im gewohnten Umfang auf historische Fachliteratur zurückgegriffen werden. Unter Anbetracht dieser Tatsache bildet die umfangreiche Monografie Sabine von Schorlemers eine wertvolle Stütze der Arbeit.² Von Schorlemer charakterisiert darin nicht nur die Motive von Zerstörungsakten gegen Kulturstätten im 21. Jahrhundert, sondern stellt auch stets den Bezug zur zeitgenössischen internationalen Rechtsprechung und ihren Grundlagen her. Was den historischen Kulturgüterschutz betrifft, sei der Aufsatz von Berenika Drazewska erwähnt,³ der eine kompakte Übersicht zu den wichtigsten Dokumenten und ihrer Weiterentwicklung bietet. Ein auch für Nicht-Jurist*innen gut verständliches Werk, welches das Völkerstrafrecht – in

1.3.2016, [<https://www.icc-cpi.int/Pages/item.aspx?name=otp-stat-01-03-16>], eingesehen 20.2.2019.

2 Sabine von Schorlemer, Kulturgüterzerstörung. Die Auslöschung von Kulturerbe in Krisenländern als Herausforderung für die Vereinten Nationen (The United Nations and Global Change 11), Baden-Baden 2016.

3 Berenika Drazewska, The Human Dimension of the Protection of the Cultural Heritage from Destruction during Armed Conflicts, in: *International Journal of Cultural Property* 22 (2015), Heft 2–3, S. 205–228.

erster Linie rechtlich, aber ebenso historisch – behandelt, stammt von Gerhard Werle.⁴ Es bildet das Fundament des rechtlichen Teils der Arbeit, der im dritten Abschnitt dargestellt wird. Für die abschließende juristische Bewertung des Falles Al Mahdi wurden vor allem aktuelle Aufsätze aus rechtswissenschaftlichen Fachzeitschriften verwendet. Abseits der großen (rechts-)historischen Entwicklungslinien erfolgte die Rekonstruktion der Geschehnisse in Mali und des darauffolgenden Prozesses fast gänzlich anhand von Artikeln verschiedener Zeitungen, die zumeist online erschienen, sowie durch die Beiträge aus dem Webauftritt der UNESCO und den für die Öffentlichkeit anschaulich aufbereiteten Unterlagen des IStGH.⁵

Um eine einheitliche Schreibweise zu gewährleisten, wurde bei den die Kulturstätten Timbuktu betreffenden Eigennamen nach der Schreibart des Informationsmaterials des Internationalen Strafgerichtshofes zitiert.⁶

2. Mali & Timbuktu

2.1 *Die Stadt Timbuktu und ihre Kulturgüter – Ursprung und Bedeutung*

Geografisch befindet sich Timbuktu im Norden Malis respektive am Südrand der Sahara sowie am nördlichen Scheitelpunkt des Flusses Niger. Dies ist insofern relevant, da sich der kulturelle Reichtum der Siedlung erst durch ihre geografische Lage, die sie zu einem bedeutenden Verkehrsknotenpunkt im Transsaharahandel machte, nachvollziehen lässt. Die mit den Karawanen eintreffenden Waren konnten von Timbuktu aus eingeschifft und weitertransportiert werden.⁷ Während die Stadt selbst bereits im 5. Jahrhundert gegründet wurde, lag ihre Blütezeit im 15. und 16. Jahrhundert.⁸ Zusammen mit anderen Orten der Region wie Djenné oder Gao belegen die Siedlungsstrukturen der Sahel-Sudan-Zone insgesamt eine hoch entwickelte präkoloniale Stadtkultur, welche mediterrane, nordafrikanische und islamische Strukturelemente beinhaltet, denn neben der Bedeutung als Handelszentrum diente Timbuktu seit dem 12. Jahrhundert als Ausgangsbasis für die Verbreitung des Islams im Westsudan.⁹ Die ansässige Universität von Sankore sowie zahlreiche Koranschulen sollen dabei bis zu 25.000 Studierenden die islamische Religion und Kultur vermittelt haben. Des Weiteren bezeugen drei große Moscheen die damalige Bedeutung Timbuktus. Sultan Kankan Moussa erbaute 1325, nachdem er von einer Pilgerreise nach Mekka zurückkehrte, die Djingareyber-Moschee, die zwischen 1570 und 1583 restauriert und erweitert wurde. Ihr zentrales Minarett dominiert das Stadtbild bis heute und stellt ein von weitem sichtbares Wahrzeichen dar. In einem ähnlichen Zeitraum, zwischen 1578 und 1582, entstand die

4 Gerhard Werle, *Völkerstrafrecht*, Tübingen 2012³.

5 International Criminal Court (Hrsg.), *Case Information Sheet. The Prosecutor v. Ahmad Al Faqi Al Mahdi*, 20.3.2018, [<https://www.icc-cpi.int/CaseInformationSheets/Al-MahdiEng.pdf>], eingesehen 5.1.2019.

6 Ebd.

7 Thomas Krings, *Sahelländer. Mauretanien, Senegal, Gambia, Mali, Burkina Faso, Niger*, Darmstadt 2006, S. 85.

8 United Nations Educational, Scientific and Cultural Organization (Hrsg.), *Timbuktu*, o. D., [<https://whc.unesco.org/en/list/119/>], eingesehen 5.1.2019.

9 Krings, *Sahelländer*, S. 83–85.

Moschee von Sankore. Südlich von ihr befindet sich die Sidi-Yahia-Moschee, die sich auf die Zeit um 1400 zurückdatieren lässt.¹⁰

Außer den Gotteshäusern umfasste das ursprüngliche UNESCO-Weltkulturerbe von Timbuktu vor den Zerstörungen 2012 noch 16 Grabstätten und Mausoleen, die in der Geschichte des religiösen Brauchtums eine essentielle Rolle einnahmen. Bei ihnen handelte es sich um eine Art von Heiligengräbern, wobei die kleiner dimensionierten und schlicht gestalteten Mausoleen als *Marabuts* bezeichnet werden. Sie dienten als Grablegen für Gelehrte des Sufismus, einer mystischen Strömung innerhalb des Islams, die sich in allen maghrebischen und westafrikanischen Ländern über die Jahrhunderte verbreitete, und besaßen einen festen Platz in der Volksfrömmigkeit. Im Verständnis der gläubigen Personen geht von ihnen eine segensvolle Kraft (*Baraka*) aus. Männer sowie Frauen beten daher aus verschiedensten Anlässen an den Stätten.¹¹ Wie sich auch in ihrer Architektur zeigt, stellten die Mausoleen in Timbuktu eine Art Schutzwall dar, welcher die Stadt vor allem Unheil behüten sollte. Das älteste Mausoleum stammt aus dem Jahr 1529 und liegt 150 Meter westlich der Innenstadt. Es beherbergte den Leichnam von Scheich Abdul Kassim Attoutaty sowie von fünfzig Ulemas¹² und anderen als heilig erachteten Personen. Die in den Mausoleen begrabenen Scheichs leiteten oft Sufi-Bruderschaften, die bis in die Gegenwart das soziale und gesellschaftliche Leben in der Region beeinflussen.¹³ In einem weiteren Bauwerk dieser Epoche wurde der Restaurator der Djingareyber-Moschee, Imam Qadi Al Aqib, beigesetzt.¹⁴

Nach einer Begutachtung durch die International Council on Monuments and Sites (ICOMOS) 1987 wurde die Altstadt von Timbuktu auf Basis der Selektionskriterien (ii), (iv) und (v) für die UNESCO-Welterbeliste nominiert.¹⁵ Im Allgemeinen unterscheidet die UNESCO innerhalb des Terminus der „Welterbestätten“ zwischen einem „Weltkulturerbe“ und einem „Weltnaturerbe“, das anhand von zehn Kriterien ausgewählt werden kann, wobei mindestens eines davon erfüllt sein muss, um den Status eines Welterbes zu erlangen. Die drei für die Kulturstätten Timbuktus attestierten Kriterien definieren sich wie folgt:

„(ii) to exhibit an important interchange of human values, over a span of time or within a cultural area of the world, on developments in architecture or technology, monumental arts, town-planning or landscape design; [...]

10 International Council on Monuments and Sites (Hrsg.), Advisory Body Evaluation, The Old Town of Timbuktu, No. 119 Rev., 22.12.1987, S. 2, [<https://whc.unesco.org/document/152016>], eingesehen 5.1.2019.

11 Wolfgang Günter Lerch, Zerstörungen in Mali. Steinzeit-Islam, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 2.7.2012, [<https://www.faz.net/aktuell/politik/ausland/zerstoerungen-in-mali-steinzeit-islam-11807372.html>], eingesehen 23.2.2019.

12 Als Ulema (auch: Ulamā) wird ein religiöser Gelehrter in islamischen Gemeinschaften bezeichnet. Vor allem zur Zeit des frühen Islams waren die Ulemas eine einflussreiche Gesellschaftsschicht, die über theologische und juristische Problemstellungen entschieden und ihre Gemeinden somit über Generationen prägen konnten: Asma Afsaruddin, ulamā, in: *Encyclopædia Britannica*, 27.3.2018, [<https://www.britannica.com/topic/ulama>], eingesehen 16.2.2019.

13 Lerch, Zerstörungen in Mali.

14 International Council on Monuments and Sites, Advisory Body Evaluation, S. 2.

15 Ebd., S. 3.

(iv) to be an outstanding example of a type of building, architectural or technological ensemble or landscape which illustrates (a) significant stage(s) in human history;
 (v) to be an outstanding example of a traditional human settlement, land-use, or sea-use which is representative of a culture (or cultures), or human interaction with the environment especially when it has become vulnerable under the impact of irreversible change“¹⁶

Im Bericht der ICOMOS trifft dabei das Kriterium (ii) zu, da die Moscheen und heiligen Stätten von Timbuktu eine essentielle Rolle bei der frühen Verbreitung des Islam in Afrika spielten. Das vierte Selektionsmerkmal legitimiert sich durch die drei großen Moscheen, in denen sich zum Zeitpunkt ihrer Restauration im 16. Jahrhundert die Bedeutung der Stadt als intellektuelles und spirituelles Zentrum widerspiegelte. Das letztgenannte, fünfte Kriterium nimmt auf die traditionelle Bauweise der Mausoleen und Moscheen Bezug, welche einen repräsentativen Charakter besitzen.¹⁷ Dieser im Binnendelta des Niger verbreitete städtische Lehmbaustil (oder auch „sudanische Baustil“) entwickelte sich über Jahrhunderte in Handelsstädten wie Djenné oder Timbuktu. Er wurde sowohl von animistischen Völkern im Süden des heutigen Malis sowie später von islamisch-nordafrikanischen Strukturelementen beeinflusst.¹⁸ Im Kontrast zu Bauweisen auf dem Lande unterscheidet sich die städtische Architektur durch Auffälligkeiten in ihrer Dimension sowie in der dekorativen Gestaltung der Fassaden. Der aus dem großen Sedimentationsbecken des Niger gewonnene Lehm war reichlich verfügbar und diente somit als günstiges Baumaterial. Nach der Vermengung mit Wasser, Stroh und Dung konnte der Lehm entweder händisch oder mittels Holzformen zu Ziegeln modelliert werden, die anschließend durch die Sonne getrocknet wurden.¹⁹

Vor den Attacken 2012 bestand eine Bedrohung der Kulturstätten in der Veränderung ihrer Umgebung. Durch die rasante Urbanisierung der Region wurde die traditionelle Architektur, wobei auch Ensembles wie größere Plätze und Märkte betroffen waren, gefährdet. Die Errichtung moderner Bauten führte unweigerlich zum Bruch mit dem charakteristischen Siedlungsbild. Neben den allgemein zu geringen Wartungs- und Restaurationsmaßnahmen, die vor allem die weniger beachteten Mausoleen in Mitleidenschaft zogen, erwiesen sich starke Regenfälle und die damit einhergehenden Überflutungen als großes Problem. Daher befand sich Timbuktu von 1990 bis 2005 auf der „Roten Liste“ des gefährdeten Erbes der Welt.²⁰ Seit 2005 präsentierte die UNESCO mehrere Maßnahmenkataloge, welche die Sanierung und Erhaltung der Kulturgüter,

16 United Nations Educational, Scientific and Cultural Organization (Hrsg.), *The Criteria for Selection*, o. D., [<https://whc.unesco.org/en/criteria/>], eingesehen 16.2.2019.

17 International Council on Monuments and Sites, *Advisory Body Evaluation*, S. 3.

18 Thomas Krings, *Die Tradition der urbanen Lehmarchitektur im Oberraingebiet von Mali. Kulturgeographische Beobachtungen zum „sudanischen Baustil“ in der Stadt Djenné (Mali)*, in: *Die Erde* 115 (1984), Heft 1, S. 123–144, hier S. 123.

19 Ebd., S. 126.

20 Welche Welterbestätten als gefährdet gelten, entscheiden die in dem 1972 verabschiedeten „Übereinkommen zum Schutz des Kultur- und Naturerbes der Menschheit“ (oder auch „Welterbekonvention“) festgelegten Kriterien: Österreichische UNESCO-Kommission (Hrsg.), *Die Konvention. Übereinkommen zum Schutz des Kultur- und Naturerbes der Welt*, o. D., [<https://www.unesco.at/kultur/welterbe/die-konvention/>], eingesehen 16.2.2019.

mit besonderer Berücksichtigung der Altstadt Timbuktus, in Angriff nahmen.²¹ Neben den von der ICOMOS bzw. UNESCO beachteten Welterbestätten befanden sich schätzungsweise noch 700.000 Manuskripte, verteilt auf sechzig private Bibliotheken,²² in Timbuktu, die bei den Angriffen 2012 ebenfalls beschädigt wurden.²³

Zuletzt anzumerken ist, dass die Kulturdenkmäler der Stadt nicht erst mit den Untersuchungen der ICOMOS in den Blick westlicher Forscher*innen gerieten. Bereits der aus Hamburg stammende Geograf, Historiker und Philologe Heinrich Barth verbrachte um die Mitte des 19. Jahrhunderts über ein halbes Jahr in Timbuktu, das er ausführlich in seinen „Reisen und Entdeckungen“ schilderte. Abseits des üblichen kolonialen Überlegenheitshabitus seiner Zeit geht aus Barths Werk eine überaus große Wertschätzung für den west- und zentralafrikanischen Kulturraum hervor.²⁴

2.2 Politische Entwicklung Malis seit 1960

Wie eine Vielzahl anderer afrikanischer Staaten konnte Mali in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts seine Unabhängigkeit von der französischen Kolonialmacht erlangen. Mit Mali entstand 1960 ein ethnisch und kulturell pluraler Staat, in dem insgesamt – wenn die verschiedenen Tuareg-Clans als ein homogenes Kollektiv gewertet werden – elf unterschiedliche Bevölkerungsgruppen leben.²⁵ Von Beginn an standen die nomadisierenden Tuareg-Stämme, die etwa zwei Prozent der Population des westafrikanischen Binnenstaats ausmachen,²⁶ in einem besonderen Spannungsverhältnis zur Regierung. Bereits 1962 kam es zu einem ersten Aufstand der Tuareg gegen die Zentralgewalt, welche versuchte, in ihre nomadische Lebensweise einzugreifen. Die damalige Regierung unter Präsident Modibo Keita hatte nach dem Abrücken Frankreichs die Viehbestände mit hohen Steuern belegt, was in den nördlichen Regionen als Affront empfunden wurde. Hintergründig schwelte außerdem ein ethnischer Konflikt zwischen den sesshaften, afrikanischen Bevölkerungsteilen und den Tuareg-Clans, die in sich geschlossene, streng hierarchisierte Gesellschaften darstellten. Zu ihrer von der politischen Führung des Landes angestrebten Assimilation war es daher kaum gekommen. Der in der Umgebung von Timbuktu und Gao ausgehende Aufstand der Tuareg konnte vom dem malischen Militär mit brutalsten Mitteln innerhalb von zwei Jahren niedergeschlagen werden und endete 1964. Als Folge kam es zur Flucht vieler Tuareg nach Algerien sowie zu öffentlichen Hinrichtungen der Rebellenführer*innen.²⁷ Während der folgenden Jahre verfolgte Keita mit der Verstaatlichung von Produktionsmitteln eine sozialistische Agenda, die bei den Nomadenstämmen ebenfalls auf wenig Verständnis stieß. Seine

21 United Nations Educational, Scientific and Cultural Organization, Timbuktu.

22 Timbuktu shrines damaged by Mali Ansar Dine Islamists, in: *BBC News*, 30.6.2012, [https://www.bbc.com/news/world-africa-18657463], eingesehen 19.2.2019.

23 Schorlemer, Kulturgutzerstörung, S. 662.

24 Rainer Tetzlaff, *Afrika. Eine Einführung in Geschichte, Politik und Gesellschaft*, Wiesbaden 2018, S. 74.

25 Laut den von Tetzlaff angegebenen Zahlen aus dem Jahr 2016 stellte die ethnische Gruppe der Bambara mit einem Anteil von 37 % den größten Anteil der Bevölkerung, gefolgt von den Fulbe (14 %), Senufo (9,5 %), Soninke (9 %), Dogon (8 %), Songhai (7 %), Malinke (7 %), Diola (3 %), Bobo, Oule und Tuareg (jeweils 2 %): ebd., S. 273.

26 Ebd.

27 Stefan Brüne, Problemregion Mali Nord. Ein entwicklungspolitischer Rückblick, in: *Sicherheit und Frieden* 32 (2014), Heft 2, S. 86–90, hier S. 87.

Amtszeit wurde durch einen Putsch von Seiten des Militärs 1968 beendet.²⁸

Unter seinem Nachfolger, Moussa Traoré, der das Land bis 1991 regierte, verbesserte sich die Situation der Tuareg ebenso wenig. Erneut kam es zu Fluchtbewegungen ins Ausland, die dieses Mal aber nicht primär den politischen, sondern vielmehr ökologischen Umständen geschuldet waren. Zwei große Dürreperioden (1973/74 sowie 1983–86)²⁹ verursachten einen massiven Niedergang des Viehbestandes, bei dem schätzungsweise vierzig bis fünfzig Prozent der Tiere zugrunde gingen und wodurch erneut Migrationsbewegungen nach Algerien und Libyen ausgelöst wurden.³⁰ Der dortige Machthaber Muammar al-Gaddafi verschaffte den Flüchtenden Arbeit auf den libyschen Ölfeldern und arrangierte eine militärische Ausbildung innerhalb seiner „Islamischen Legion“.³¹ Ab 1980 sprach er sich für eine unabhängige Tuareg-Republik aus.³²

Die weitgehend stagnierende Wirtschaftsleistung sowie die steigende Verschuldung des Landes provozierten Anfang der 1990er-Jahre zivilgesellschaftliche Proteste von Schüler*innen, Studierenden und Gewerkschafter*innen, die schließlich in der Absetzung Traorés am 26. März 1991 durch sein Offizierskorps mündeten. Bereits mit Juli des vorhergehenden Jahres war abermals ein Tuareg-Aufstand entbrannt – diesmal im Zeichen der Forderung nach Autonomie. Durch ein in Tamanrasset (Algerien) unterzeichnetes Waffenstillstandsabkommen, das noch zwei Monate vor dem Sturz von Traoré verhandelt wurde, versuchte die Zentralregierung mit mehreren Maßnahmen die innenpolitische Situation zu entspannen. Neben einem teilweisen Abzug der malischen Armee sollten den drei nördlichen Provinzen des Landes – Timbuktu, Kidal und Gao – ein Autonomiestatus gewährt sowie ein Investitionsprogramm in Aussicht gestellt werden. Nach dem 26. März bestätigte die neue Übergangsregierung diesen Sonderstatus, den sie allerdings nur unklar definierte, forderte im Gegenzug aber die Eingliederung einer gewissen Anzahl von Tuareg-Soldat*innen in die nationalen Streitkräfte. Des Weiteren waren Programme zur Reintegration von geflüchteten Personen geplant. Wegen der mangelhaften Umsetzung des Vereinbarten kam es in den nächsten Jahren weiterhin zu Auseinandersetzungen, die offiziell erst im März 1997 mit einer Versöhnungszeremonie und der feierlichen Auflösung mehrerer Rebellengruppen ihren Abschluss fanden – ein Frieden auf Zeit.³³

Nach einer relativ gewaltfreien Periode eskalierte die Lage erneut nach den Erhebungen in Libyen 2011 und dem daraus resultierenden Fall Gaddafis. Am Konflikt beteiligte Tuareg-Kämpfer*innen, welche für Gaddafi als Söldner*innen tätig waren, kehrten in ihre Heimatregionen zurück, was ein Wiederaufflammen der alten Spannungen zur

28 Tetzlaff, Afrika, S. 273.

29 Brüne, Problemregion Mali Nord, S. 87.

30 Tetzlaff, Afrika, S. 273–274.

31 Die „Islamische Legion“ wurde 1972 von Gaddafi, mit dem erklärten Ziel, einen großen islamischen Staat in der Sahel-Zone errichten zu wollen, gegründet. Ihre Söldner stammten aus dem Sudan, Mali, Tunesien, Ägypten und dem Tschad: Christoph Ehrhardt/Thomas Gutschker, Libyen. Loyal zum Stamm, nicht zum Regime, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 23.2.2011, [<https://www.faz.net/-gq9-y4l8>], eingesehen 17.2.2019.

32 Brüne, Problemregion Mali Nord, S. 87.

33 Tetzlaff, Afrika, S. 274.

Folge hatte. Die Heimkehrer*innen formierten unter der Führung des ehemaligen libyschen Armeeeoffiziers und gebürtigen Maliers Mohamed Ag Najem die *Mouvement national de libération de l’Azawad (MNLA)*, die als erste Gruppe öffentlich die Gründung eines komplett unabhängigen Staates Azawad³⁴ zum Ziel hatte.³⁵ Zur Vertreibung des malischen Militärs aus den nördlichen Landesteilen schloss die MNLA ein Zweckbündnis mit den drei islamistischen Gruppierungen *al-Qaïda au Maghreb islamique (AQMI)*, *Mouvement pour l’Unité et le Djihad en Afrique de l’Ouest (MUJAO)* sowie *Ansar Dine*, das allerdings schon bald wieder zerbrechen sollte. Während die Rebellierenden im Norden immer weiter Fuß fassten, kam es zeitgleich zu einem neuerlichen Militärputsch gegen den Staatspräsidenten, dem vorgeworfen wurde, die Lage nicht mehr unter Kontrolle zu haben. Das sich daraus ergebende Machtvakuum förderte allerdings den Erfolg der MNLA und ihrer Verbündeten, wodurch sie im April 2012 den Staat Azawad ausrufen konnten, der allerdings keine internationale Anerkennung fand.³⁶

2.3 Zerstörungen durch islamistische Gruppierungen 2012

Dass das Bündnis zwischen der MNLA und den islamistischen Terrorgruppen nicht auf Dauer bestehen würde, war angesichts ihrer divergenten Zielsetzungen vorhersehbar. Mit der Proklamation Azawads endete die Zusammenarbeit zwischen den drei Organisationen noch im April 2012. Ideologisch stand die MNLA mit ihrem Ziel, einen säkulären, unabhängigen Staat in Nord-Mali zu gründen, in starkem Kontrast zu den Vorstellungen der Islamist*innen, welche das gesamte Staatsgebiet beanspruchten und die Einführung der Scharia forderten.³⁷ Unter dieser versteht ein Großteil der Muslim*innen die „Gesamtheit der von Gott durch den Koran und durch den Propheten Muḥammad übermittelten Normen für Glauben, Ethik und Recht des Islam“.³⁸ Im Folgenden soll nun vor allem die Rolle von *Ansar Dine*, als der Organisation, welche im Wesentlichen für die Beschädigung und Zerstörung der kulturellen Stätten Timbuktus verantwortlich gemacht wird, näher beleuchtet werden.

Übersetzt bedeutet *Ansar Dine* so viel wie „Verteidiger des Glaubens“. Die Organisation wurde im Dezember 2011 von Iyad Ag Ghali ins Leben gerufen. Zunächst hatte Ghali mit der malischen Regierung als Verhandlungsführer bei Geiselnahmen, die mit AQMI in Verbindung standen, zusammengearbeitet, bevor er in den 1990er-Jahren einen gescheiterten Aufstand der Tuareg anführte. Auch strebte er im Oktober 2011 eine Position an der Spitze der MNLA an, wobei er aufgrund seines Vorhabens, die Scharia einführen zu wollen, abgelehnt wurde. Daraufhin gründete er *Ansar Dine*. Nach der

34 Als Territorium, welches den Azawad umfassen sollte, werden in der Literatur die drei nordmalischen Provinzen Gao, Kidal und Timbuktu genannt.

35 Thomas Scheen, Al Qaida beteiligt? Tuareg richten Massaker im Norden Malis an, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 14.2.2012, [https://www.faz.net/-gg5-6xose], eingesehen 18.2.2019.

36 Tetzlaff, Afrika, S. 275.

37 Stanford University (Hrsg.), *Ansar Dine. Mapping Militant Organizations*, 8.8.2016, [http://web.stanford.edu/group/mappingmilitants/cgi-bin/groups/view/437#note25], eingesehen 21.2.2019.

38 Stefan Reichmuth, Scharia, in: *Enzyklopädie der Neuzeit Online*, o. D., [https://referenceworks.brillonline.com/entries/enzyklopaedie-der-neuzeit/scharia-a3747000?s.num=0&s.f.s2_parent=s.f.book.enzyklopaedie-der-neuzeit&s.q=sharia], eingesehen 17.3.2019.

späteren militärischen Intervention Frankreichs im Januar 2013 tauchte er schließlich unter.³⁹

Ideologisch orientierte sich *Ansar Dine* an der im 18. Jahrhundert von Muhammad Ibn Abdal Wahhab begründeten Lehre des Wahhabismus, welche in den oben erläuterten sufistischen Praktiken eine Überformung und Entartung des Islam sah. Die Verehrung der Mausoleen sowie den bei ihnen bestatteten Heiligen deutete Wahhab als Götzendienst, der bekämpft werden müsse – ein Auftrag, den die Terrororganisation nach dem Bruch mit der MNLA sogleich umzusetzen versuchte.⁴⁰

Nachdem es *Ansar Dine* im April 2012 gelang, Timbuktu vollständig unter seine Kontrolle zu bringen, begannen am 4. Mai mit einem Brandanschlag auf das Grab des Sufi-Gelehrten Sidi Mahamoud Ben Omar Mohamed Aquit⁴¹ die ersten Beschädigungen. Ende Juni setzte eine größere Zerstörungswelle ein, welche die Grundlage der späteren Anklage des Internationalen Strafgerichtshofs bildete.⁴² Am 30. Juni 2012 zerstörten Mitglieder der Terrororganisation drei weitere Sufi-Schreine, darunter das komplette Mausoleum von Sidi Mahamoud. Am nächsten Tag erfolgten Angriffe auf die restlichen Mausoleen der Altstadt Timbuktus, die unter anderem mit Spitzhacken und anderen primitiven Werkzeugen, aber auch mit Sturmgewehren vom Typ AK-47 durchgeführt wurden. Dabei kündigte *Ansar Dine* bereits an, alle Mausoleen ausnahmslos ausradieren zu wollen.⁴³

Letztendlich betrafen die Aktionen der Islamist*innen neun Mausoleen sowie eine Moschee,⁴⁴ wobei das Spektrum der Schäden von verhältnismäßig geringen Beschädigungen bis zur kompletten Auslöschung von Mausoleen reichte. Unter den betroffenen Objekten befanden sich neben dem bereits erwähnten Mausoleum von Sidi Mahamoud Ben Omar Mohamed Aquit noch die Mausoleen von Scheich Mohamed Mahmoud Al Arawani, Scheich Sidi Mokhtar Ben Sidi Muhammad Ben Scheich Alkabir, Scheich Sidi Ahmed Ben Amar Arragadi, Scheich Muhammad El Mikki, Scheich Abdoul Kassim Attouaty, die Mausoleen von Alpha Moya, Ahmed Fulane, Bahaber Babadié und die Tür der Sidi-Yahia-Moschee.⁴⁵

Was die Reaktionen der internationalen Gemeinschaft betrifft, so wurde die UNESCO schon vor den konkreten Attacken auf die Bedrohung der Welterbestätten aufmerksam. Bereits kurz nach der Einnahme Timbuktus durch die noch bestehende Rebellenallianz forderte die damalige Generaldirektorin der UNESCO, Irina Bokova, alle Kriegs-

39 Stanford University, *Ansar Dine*.

40 Lerch, *Zerstörungen in Mali*.

41 Kristy Campion, *Blast through the Past. Terrorist Attacks on Art and Antiquities as a Reconquest of the Modern Jihadi Identity*, in: *Perspectives on Terrorism* 11 (2017), Heft 1, S. 26–39, hier S. 33.

42 Vgl. International Criminal Court, *Case Information Sheet*.

43 Campion, *Blast through the Past*, S. 33.

44 Dabei handelte es sich um ein versiegeltes Tor der Sidi-Yahia-Moschee, welches durch *Ansar Dine* aufgebrochen wurde, womit sich die Angreifer*innen Zugang zu weiteren Heiligengräbern verschaffen konnten. Dies stellte für die ansässige Bevölkerung einen erneuten Schock dar, da die Öffnung des Tores nach den lokalen Glaubensvorstellungen Unheil heraufbeschwören würde: *Timbuktu's Sidi Yahia Mosque 'Attacked' by Mali Militants*, in: *BBC News*, 2.7.2012, [<https://www.bbc.com/news/world-africa-18675539>], eingesehen 27.2.2019.

45 International Criminal Court, *Case Information Sheet*.

teilnehmenden zum Schutz der Kulturgüter auf.⁴⁶ Angesichts der sich immer weiter zuspitzenden Lage akzeptierte das Welterbekomitee bei einer Sitzung in St. Petersburg am 28. Juni 2012 – also nur zwei Tage vor den einsetzenden Zerstörungen – die Anfrage der malischen Regierung, Timbuktu auf die „Rote Liste“ des gefährdeten Welterbes zu setzen.⁴⁷ In Anbetracht dieser Tatsachen dürfte davon auszugehen sein, dass der Zeitpunkt des Angriffs auf die Mausoleen nicht zufällig gewählt wurde, sondern eine bewusste Reaktion auf die Handlung des Welterbekomitees respektive auf die durch sie repräsentierte internationale Gemeinschaft darstellte. Die Aussage eines Sprechers von *Ansar Dine* („God is unique. All of this is haram [or forbidden in Islam]. We are all Muslims. UNESCO is what?“⁴⁸) legt diesen Verdacht besonders nahe.

Gezielte Angriffe wie dieser passen auch in die Charakterisierung der Ursachen und Motive für Kulturgüterzerstörung im 21. Jahrhundert, die Sabine von Schorlemer in ihrer Monografie darlegt. Trotz – oder gerade wegen – der Bemühungen der Weltgemeinschaft und des von ihr ausgeübten internationalen Drucks kommt es regelmäßig zu Attacken solcher Art, um einen Herrschaftsanspruch nach außen zu demonstrieren. Die vordergründig postulierten religiösen Motive dienen hingegen zur inneren Machtkonsolidierung der Angreifer*innen. Sie zeigen der Zivilbevölkerung, dass neben der Ideologie ihres Regimes kein Spielraum für andere als Häresie empfundene Vorstellungen besteht.⁴⁹ Als berüchtigtes Beispiel wäre hierbei die Vernichtung der Buddha-Statuen von Bamiyan durch Al Qaida im Jahr 2001 zu nennen, welche zum Ziel hatte, die Spuren der buddhistischen Vergangenheit Afghanistans auszulöschen.⁵⁰ In der Literatur ist dabei unter anderem von einem (kulturellen) Ikonoklasmus die Rede.⁵¹

Zerstörungen, die sich wie jene in Nordmali gegen das eigene kulturelle Erbe der Täter*innen wandten, heben sich hingegen vom Großteil der historischen Zerstörungsakte ab, die gegen Kulturgüter von Feinden gerichtet waren. Schorlemer spricht diesbezüglich von einer subjektiven Fehl-Wahrnehmung von Kultur als etwas „Fremdes“ und damit auch Zerstörbares.⁵² Ähnliche Tendenzen zeigte auch der in Syrien tätige sogenannte „Islamische Staat“ (IS) mit der Sprengung des Nabi-Junus-Schreins – das im Judentum, Christentum und Islam verehrte Grab des Propheten Jonah – und der Vernichtung von sunnitischen theologischen Büchern aus der Bibliothek von Mossul.⁵³

46 United Nations Educational, Scientific and Cultural Organization (Hrsg.), UNESCO Director-General Expresses Concern about the Situation in Mali, 2.4.2012, [https://whc.unesco.org/en/news/865/], eingesehen 26.2.2019.

47 United Nations Educational, Scientific and Cultural Organization (Hrsg.), Director-General of UNESCO Calls for a Halt to Destruction of Cultural Heritage Site in Timbuktu, 30.6.2012, [https://whc.unesco.org/en/news/901/], eingesehen 26.2.2019.

48 Zit. nach Ansar Dine Fighters Destroy Timbuktu Shrines, in: *Al Jazeera English*, 1.7.2012, [https://www.aljazeera.com/news/africa/2012/06/2012630101748795606.html], eingesehen 26.2.2019.

49 Schorlemer, Kulturgüterzerstörung, S. 150.

50 Ebd., S.131.

51 Der Begriff „Ikonoklasmus“ meint dabei die Ablehnung und Zerstörung kultischer Bilder: Uta Wiggermann, Ikonoklasmus, in: Enzyklopädie der Neuzeit Online, o. D., [http://dx.doi.org/10.1163/2352-0248_edn_a1790000], eingesehen 7.2.2019.

52 Schorlemer, Kulturgüterzerstörung, S. 151.

53 Ebd., S. 131–133.

Dass aber Zerstörungsakte dieser Art ausschließlich aus religiösen Motivationen heraus geschehen, darf natürlich angezweifelt werden. Obwohl sie den Anschein erwecken, spontane Aktionen darzustellen, gehen ihnen meist systematische Planungen voraus, um sie anschließend möglichst öffentlichkeitswirksam verbreiten zu können. Diese öffentliche Inszenierung dient dann nicht nur als Machtdemonstration gegenüber bestimmten Wertesystemen, Staaten(-gemeinschaften) sowie ihren Institutionen, sondern hat auch den Zweck, eine propagandistische Wirkung für die Rekrutierung neuer Mitglieder zu entfalten. Von zunehmender Wichtigkeit ist dabei die Nutzung des Mediums Internet.⁵⁴ Ebenfalls erwähnt sei – neben der Zerstörung – die Plünderung gewisser Stätten zur Finanzierung der jeweiligen Terrororganisation. Allerdings würde eine detaillierte Beleuchtung all dieser Faktoren den Rahmen der vorliegenden Arbeit bei weitem sprengen, sodass im Folgenden der Fokus auf die rechtlichen Aspekte des Kulturgüterschutzes gelegt werden soll.

3. Über die strafrechtliche Verfolgung von Kulturgutzerstörung

3.1 Historischer Abriss

Während die Plünderung, Beschädigung und Vernichtung von Kulturgütern die gewaltvollen Konflikte der Menschheit seit jeher begleitet haben dürften, begann erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein Verrechtlichungsprozess dieses Bereiches, der zunächst auf der nationalen Ebene einsetzte. Eine der ersten nationalen Verordnungen respektive Empfehlungen dieser Art stellten die 1863 vor dem Hintergrund des Amerikanischen Bürgerkrieges entstandenen *Instructions for the Government of Armies of the United States in the Field*, auch *Lieber Code* genannt, dar. In ihnen wurden Plünderungen zwar nicht per se geächtet, jedoch wurden die Streitkräfte der Vereinigten Staaten angewiesen, das Eigentum von Kirchen, Krankenhäusern oder anderen Einrichtungen, die einen ausschließlich gemeinnützigen Charakter aufwiesen, aber auch von Museen und Bildungseinrichtungen jeglicher Art davon auszunehmen. Kunstwerke, Bibliotheken und wissenschaftliche Sammlungen sollten unter allen Umständen vor Schaden behütet werden. Sie durften im Falle einer Entwendung nach dem Artikel 36 des Codes weder verkauft, beschädigt noch zerstört werden.⁵⁵

Wenig später untersagte auch die Brüsseler Deklaration von 1874 die Zerstörung von feindlichem Eigentum, wenn dies aus militärischer Sicht nicht zwingend notwendig sei. Artikel 17 der Deklaration hob auch dezidiert die Schonung von Gebäuden, die der Religion, Kunst, Wissenschaft oder gemeinnützigen Zwecken gewidmet waren, hervor. Sie spiegelt somit einen ersten internationalen Versuch bezüglich des Schutzes von Kulturgut wider, der allerdings nie zum verbindlichen Recht wurde.⁵⁶ Ähnliche Intentionen verfolgten die Haager Abkommen von 1899 und 1907. Ergänzend zu den bisherigen Forderungen legte die Haager Landkriegsordnung fest, dass Gebäude und Monumente von kulturellem, historischem, künstlerischem oder religiösem Wert

54 Schorlemer, *Kulturgutzerstörung*, S. 151.

55 Drazewska, *The Human Dimension*, S. 207.

56 Ebd.

– unter der Voraussetzung, dass sie nicht militärisch genutzt wurden – unangetastet bleiben sollten. Diese Bedingung der militärischen Notwendigkeit als Voraussetzung für den Angriff auf eigentlich geschützte Kulturgüter sollte auch in zukünftigen Abkommen erhalten bleiben. Die mit der Landkriegsordnung verbundenen Hoffnungen wurden allerdings durch die Schrecken des Ersten Weltkrieges zerstreut.⁵⁷ In der Zwischenkriegszeit unternahm der russische Maler, Schriftsteller und Archäologe Nikolai Roerich daher einen erneuten Versuch, das kulturelle Erbe der Menschheit juristisch zu bewahren. Der Entwurf geht dabei im Speziellen auf die unbeweglichen Objekte ein (wie historische Monumente, Museen, wissenschaftliche, kulturelle oder künstlerische Institutionen sowie Bildungsinstitutionen) und legte ebenfalls fest, dass der Schutz bei der militärischen Nutzung der jeweiligen Gebäude verloren ging. Allerdings fand auch der „Roerich-Pakt“ außerhalb des amerikanischen Kontinents kaum Beachtung.⁵⁸

Aufmerksamen Leser*innen wird nicht entgangen sein, dass bis zu dieser Stelle von einer strafrechtlichen Verfolgung noch keine Rede war. Die bislang präsentierten Abkommen beinhalteten zwar Vorstellungen, welche Güter und Einrichtungen als schützenswert empfunden wurden, gaben aber keinerlei Auskunft über etwaige Sanktionierungen, die im Falle ihres Bruchs in Kraft treten könnten. Diesbezüglich stellten die Prozesse des Nürnberger Strafgerichtshofes 1945/46 einen ersten bedeutenden Einschnitt dar. Die sich an der Haager Landkriegsordnung von 1907 sowie dem bereits bestehenden Völkergewohnheitsrecht orientierende *Charter of the International Military Tribunal*⁵⁹ legt in ihrem sechsten Artikel die Plünderung von öffentlichen und privaten Besitztümern sowie die militärisch nicht gerechtfertigte Zerstörung von Ortschaften – und folglich auch den in ihnen vorhandenen kulturellen Stätten – als Strafbestand fest. Wesentlich waren hierbei zwei Aspekte, welche die Weichen für eine künftige internationale Strafgerichtsbarkeit stellen sollten:

Erstens konnte das Nürnberger Tribunal mit den anschließend durchgeführten Prozessen und Verurteilungen das in den Statuten festgelegte Recht tatsächlich durchsetzen, wodurch die in den letzten Jahrzehnten gewachsenen internationalen Konventionen maßgeblich berücksichtigt wurden.⁶⁰ Gerhard Werle spricht dem Nürnberger Statut in diesem Zusammenhang sogar den Status einer „Geburtsurkunde des Völkerstrafrechts“⁶¹ zu. Zweitens hoben die Verhandlungen die individuelle Verantwortlichkeit der Täter*innen hervor. Im Urteil vom 1. Oktober 1946 wird dabei explizit erwähnt, dass dem Völkerrecht nur durch die Bestrafung von einzelnen Personen Geltung verschafft werden kann.⁶² Obgleich niemand in Nürnberg allein wegen der Zer-

57 Zu den berüchtigtsten Beispielen bewusster Vernichtungsakte wären hier die Zerstörung der im Hochmittelalter erbauten flandrischen Tuchhallen in Ypern, die schwere Beschädigung der Kathedrale von Reims sowie der Verlust der Universitätsbibliothek von Löwen zu nennen: Elena Syssoeva, *Kunst im Krieg. Eine völkerrechtliche Betrachtung der deutsch-russischen Kontroverse um kriegsbedingt verbrachte Kulturgüter* (Schriften zum Völkerrecht 152), Berlin 2004, S. 246–247.

58 Drazewska, *The Human Dimension*, S. 208–209.

59 Die im Deutschen geläufige Bezeichnungen wären „Statut des Internationalen Militärgerichtshofs von Nürnberg“ bzw. „IMG-Statut“: Werle, *Völkerstrafrecht*, S. 8.

60 Schorlemer, *Kulturgutzerstörung*, S. 631–632.

61 Werle, *Völkerstrafrecht*, S. 8.

62 Ebd., S. 9.

störung von Kulturgütern⁶³ auf der Anklagebank saß, lässt sich in dem Verfahren gegen Alfred Rosenberg ein verwandtes Beispiel finden. Er wurde neben zahlreichen anderen Straftaten vom Gericht auch aufgrund der gewaltsamen Plünderung von knapp 22.000 Kunstobjekten als schuldig befunden.⁶⁴

Als weitere Nachwirkung des Zweiten Weltkrieges kam es zur Ausfertigung der Haager Konvention von 1954. Diese war weitaus weniger idealistisch als ihre Vorgängerabkommen und enthielt weiterhin die oben erwähnte „Bedingung der militärischen Notwendigkeit“. Allerdings kamen nun zahlreiche Verpflichtungen hinzu, die von den Streitkräften beachtet werden mussten: Die Entwendung oder Requirierung von Kulturgütern wurde untersagt. Ebenso durften sie keinerlei Schäden ausgesetzt werden. Die Unterzeichnerstaaten willigten ein, absichtliche Beschädigungen, die nicht aus militärischen Zwecken notwendig waren, abzuwenden sowie Diebstähle zu unterbinden. Insgesamt ist die Konvention eine pragmatische Lösung für die Militärs und als Minimumkonsens der damaligen Staatengemeinschaft zu deuten. Trotz allem spiegelt sie ein wachsendes Bewusstsein in Bezug auf die Bedeutung von Kulturgütern als gemeinsames Erbe der Menschheit wider. Ihre Präambel beleuchtet diesbezüglich, dass die Vernichtung von Kulturgut – unabhängig von welcher Bevölkerungsgruppe es stammt – einen Schaden für die Gesamtheit aller Menschen nach sich zieht.

Das 1999 verabschiedete zweite Protokoll brachte eine Abschwächung des Grundsatzes der militärischen Notwendigkeit. Ein Grund war neben der fortschreitenden Entwicklung des humanitären Völkerrechts paradoxerweise auch der technologische Fortschritt bei der Entwicklung von Waffen, die zunehmend präziser arbeiteten und damit die Hoffnung weckten, dass Kollateralschäden vermieden werden und Kulturstätten innerhalb von Kampfgebieten verschont bleiben könnten.⁶⁵ Nach dem vierten Artikel des Protokolls dürfen feindselige Handlungen gegen ein Kulturgut nur durchgeführt werden, wenn dieses vorher durch seine Nutzung zu einem militärischen Ziel gemacht wurde und zudem „keine andere durchführbare Möglichkeit besteht, einen ähnlichen militärischen Vorteil zu erlangen, wie er sich bietet, wenn eine feindselige Handlung gegen dieses Ziel gerichtet wird“⁶⁶. Die endgültige Befehlsgewalt über einen Angriff auf derartige Ziele liegt nach der Konvention bei hochrangigen Offizierspersönlichkeiten. Falls die Entscheidung positiv ausfällt, sollte eine Warnung vorausgeschickt werden.⁶⁷

Es ist an dieser Stelle anzumerken, dass bei den in allen Abkommen angesprochenen militärischen Konflikten die Verfasser*innen von kriegerischen Handlungen zwischen Staaten und ihren nationalen Streitkräften ausgingen – eine Annahme, die nicht mehr

63 Da eine genauere Behandlung der beispiellosen Schäden des Zweiten Weltkriegs den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde, sei an dieser Stelle auf andere, zahlreich vorhandene Einzelstudien, welche die Vernichtung und den Raub von Kulturgütern durch alle Kriegsparteien thematisieren, verwiesen. Als Beispiel wäre hier die Monografie von Elena Syssoeva zu nennen: Syssoeva, *Kunst im Krieg*.

64 Schorlemer, *Kulturgutzerstörung*, S. 631–633.

65 Drazewska, *The Human Dimension*, S. 209–210.

66 Rechtsinformationssystem des Bundes (Hrsg.), *Gesamte Rechtsvorschrift für Konvention zum Schutz von Kulturgut bei bewaffneten Konflikten. 2. Protokoll*, 26.3.1999, [<https://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Gesetzesnummer=20003628>], eingesehen 9.3.2019.

67 Drazewska, *The Human Dimension*, S. 211.

auf die Zustände der jüngeren Vergangenheit zutrifft. Die sich während den vergangenen Jahrzehnten entwickelnde asymmetrische Kriegsführung, bei der (inter-)nationale Truppen meist nichtstaatlichen Terror- oder Rebellenorganisationen gegenüberstehen, schuf neue Rahmenbedingungen und Herausforderungen für die juristische Durchsetzung des Kulturgüterschutzes. Hinzu kommt, dass sich diese nichtstaatlichen Gruppierungen neuer Zerstörungsmuster bedienen, die sich von früheren bewaffneten Konflikten unterscheiden, auf welche die vorgestellten Konventionen ausgelegt sind. Gerade die vieldiskutierten Regelungen zur militärischen Notwendigkeit von Zerstörungen werden hierbei untergraben, denn die Angriffe von Gruppen (wie *Ansar Dine* oder dem „Islamischen Staat“) gegen Kulturgüter hatten nie den Zweck, einen militärischen Vorteil zu erringen. Sie fanden vielmehr nach den Kampfhandlungen und während der Okkupation der betroffenen Gebiete statt. Klassische militärische Rechtsfertigungen – wie die Betrachtung eines zerstörten Objekts als Kollateralschaden – spielen keine Rolle mehr.⁶⁸

Als ein erster Versuch, auf diese Entwicklungen einzugehen, kann die *UNESCO Declaration concerning the Intentional Destruction of Cultural Heritage* vom Oktober 2003 gesehen werden. Sie stellt eine direkte Reaktion der UNESCO auf die Vernichtung der Buddhas von Bamiyan durch die Taliban dar. Ihr Inhalt thematisiert – ganz allgemein – die absichtliche Zerstörung von Kulturgütern auf nationaler sowie internationaler Ebene während militärischer Konflikte sowie in Perioden des Friedens und unabhängig davon, ob die betroffenen Objekte in einem speziellen Register aufgelistet sind, wie es unter anderem das zweite Protokoll von 1999 vorsieht.⁶⁹ Dabei wird in Artikel VII nicht nur die Verantwortlichkeit der einzelnen Staaten, sondern auch die strafrechtliche Verfolgung von Individuen betont. Explizit fordert die UNESCO die Etablierung einer dementsprechenden Gerichtsbarkeit auf der Grundlage des bestehenden internationalen Rechts.

„States should take all appropriate measures, in accordance with international law, to establish jurisdiction over, and provide effective criminal sanctions against, those persons who commit, or order to be committed, acts of intentional destruction of cultural heritage of great importance for humanity, whether or not it is inscribed on a list maintained by UNESCO or another international organization.“⁷⁰

Es scheint also, dass die juristische Einforderung dieser individuellen Verantwortlichkeit als ein Schlüsselbaustein zur effizienteren Bekämpfung der jüngeren Angriffe gegen Kulturgüter wahrgenommen wurde. Ihre historische Entwicklung und konkrete Umsetzung im Prozess gegen Ahmad Al Mahdi wird nun genauer beleuchtet.

68 Schorlemer, Kulturgutzerstörung, S. 150.

69 Drazewska, *The Human Dimension*, S. 211.

70 United Nations Educational, Scientific and Cultural Organization (Hrsg.), *UNESCO Declaration concerning the Intentional Destruction of Cultural Heritage*, 17.10.2003, [http://portal.unesco.org/en/ev.php_URL_ID=17718&URL_DO=DO_TOPIC&URL_SECTION=201.html], eingesehen 12.3.2019.

3.2 Entwicklungen seit 1990 und die Einrichtung des Internationalen Strafgerichtshofs

Trotz der Grundsteinlegung für eine internationale Strafgerichtsbarkeit 1946 schienen die Nürnberger Prozesse vorerst nur ein Zwischenspiel zu sein. Erneut folgte die Verabschiedung von Konventionen, deren Missachtung keine klar geregelte strafrechtliche Verfolgung nach sich zog. Die Spannungen des Kalten Krieges erschufen diesbezüglich eine zwiespältige Situation, in der zwar die Grundlagen des Völkerstrafrechts größtenteils gesichert waren, eine konsequente Anwendung aber scheiterte. Erst der Fall des Eisernen Vorhangs brachte hier eine erneute Dynamik ein. Konkrete Anlässe zur Reaktivierung der in Nürnberg erprobten Praxis ergaben sich durch die schweren Verletzungen des humanitären Völkerrechts im Jugoslawienkrieg sowie durch den Völkermord in Ruanda. Die Stellung, welche die Alliierten in Nürnberg eingenommen hatten, wurde nun durch die Vereinten Nationen (UN) vertreten. Auf Grundlage des Kapitels VII der UN-Charta, das Maßnahmen bezüglich der Wahrung respektive der Wiederherstellung des internationalen Friedens zum Inhalt hat, schuf der UN-Sicherheitsrat durch eine Resolution zwei internationale Strafgerichtshöfe. In der Literatur werden sie aufgrund dieses Vorgehens als „Ad-hoc-Strafgerichtshöfe“ bezeichnet. Ebenfalls zwingt die Einrichtung der Strafgerichtshöfe durch eine Resolution jeden Staat der UN zur Zusammenarbeit mit diesen und räumt ihnen eine vorrangige Zuständigkeit – auch gegenüber den nationalen Gerichtshöfen – ein.⁷¹

Von besonderer Bedeutung für die Ausführungen dieser Arbeit ist das Statut für den Jugoslawien-Strafgerichtshof. Dieses *Statute of the International Criminal Tribunal for the Former Yugoslavia* oder ICTY-Statut,⁷² das der Sicherheitsrat durch die Resolution 827 vom 27. Mai 1993 verabschiedete, bezieht sich vor allem in seinem dritten Artikel auf die strafrechtliche Ahndung von Verbrechen gegen Kulturgüter. Erstmals können einzelne Personen nicht nur wegen der Inbesitznahme oder der Beschädigung dieser, sondern auch wegen ihrer Zerstörung sanktioniert werden.⁷³

„The International Tribunal shall have the power to prosecute persons violating the laws or customs of war. Such violations shall include, but not be limited to: [...] d) seizure of, destruction [sic!] or wilful damage done to institutions dedicated to religion, charity and education, the arts and sciences, historic monuments and works of art and science“⁷⁴

Unter diesen Eindrücken verstetigte sich immer mehr der Gedanke, einen ständigen internationalen Strafgerichtshof einzurichten. Bereits vor dem Zweiten Weltkrieg gab es erste Versuche dieser Art, die aber letztendlich scheiterten.⁷⁵ Nun war mit der Neu-

71 Werle, Völkerstrafrecht, S. 18–19.

72 International Tribunal for the Prosecution of Persons Responsible for Serious Violations of International Humanitarian Law Committed in the Territory of the Former Yugoslavia since 1991 (Hrsg.), Updated Statute of the International Criminal Tribunal for the Former Yugoslavia, September 2009, [http://www.icty.org/x/file/Legal%20Library/Statute/statute_sept09_en.pdf], eingesehen 17.3.2019.

73 Schorlemer, Kulturgutzerstörung, S. 642.

74 International Tribunal for the Prosecution of Persons Responsible for Serious Violations of International Humanitarian Law Committed in the Territory of the Former Yugoslavia since 1991, Updated Statute, S. 5.

75 Werle, Völkerstrafrecht, S. 23–24.

ordnung der geopolitischen Verhältnisse in den 1990er-Jahren ein günstiger Zeitpunkt gekommen, um ein solches Vorhaben tatsächlich umzusetzen. Auf Grundlage der Ad-hoc-Gerichtshöfe konnte die Völkerrechtskommission der Vereinten Nationen bereits 1994 einen ersten Entwurf für ein Statut eines internationalen Strafgerichtshofes präsentieren. Nach einer weiteren Überarbeitungsperiode tagte ab dem 16. Juni 1998 eine von den Vereinten Nationen in Rom einberufene internationale Konferenz, bestehend aus Vertreter*innen von Staaten, zwischenstaatlichen Organisationen sowie Nichtregierungsorganisationen. Nach Werle standen sich von Beginn an ein gerichtshoffreundliches sowie ein skeptisches Lager gegenüber. Letzterem gehörten Staaten an, die aus Sorge um ihre nationale Souveränität keinen ständigen Gerichtshof wünschten,⁷⁶ sondern eine Art Ad-hoc-Gerichtshof, der aber nur vom Sicherheitsrat der Vereinten Nationen in konkreten Krisensituationen aktiviert werden sollte.⁷⁷

Letztendlich konnte sich die Mehrheit der Konferenzteilnehmer*innen auf einen Entwurf einigen und nahm das *Rome Statute of the International Criminal Court* am 17. Juli 1998 mit 120 Stimmen an. Sieben Staaten, nämlich die USA, China, Israel, Irak, Libyen, Jemen sowie Katar lehnten das Statut ab, während sich 21 Staaten der Abstimmung enthielten. Als Voraussetzung für das Inkrafttreten des Statuts mussten über sechzig Nationen das Dokument ratifizieren, was im April 2002 der Fall war, sodass das IStGH-Statut mit dem 1. Juli 2002 wirksam wurde. Am 11. März 2003 nahm der Internationale Strafgerichtshof, mit Sitz in Den Haag, seine Arbeit auf.⁷⁸ Im März 2019 hatte das Statut 122 Vertragsstaaten, wobei die Mehrheit der ständigen Mitglieder des UN-Sicherheitsrates (China, Russland und die USA) nicht hinzuzählte.⁷⁹

Was die Funktionsweise des IStGH betrifft, so ist zu sagen, dass dieser komplementär zur Gerichtsbarkeit seiner Mitgliedsstaaten arbeitet. Nach seinem Statut kann er immer dann eingreifen, wenn es einem Staat nicht gelingen sollte, seiner strafrechtlichen Verantwortung nachzukommen. Zur Einleitung eines Verfahrens gibt es zwei Möglichkeiten: Entweder wendet sich ein Mitgliedsstaat des Statuts von Rom an die Anklagebehörde des Gerichtshofes oder ein*e Ankläger*in beginnt selbstständig mit den Ermittlungen. Falls aber ein Staat das IStGH-Statut noch nicht unterzeichnet respektive ratifiziert hat, besteht auch die Möglichkeit der Überweisung von Straffällen durch den Sicherheitsrat der Vereinten Nationen. Dies war bereits bei Libyen der Fall. Verbrechen, die sich im Zuge des Syrien-Konflikts ereigneten, kamen bisher durch die innere Uneinigkeit des Sicherheitsrates in dieser Frage noch nicht zur Anklage.⁸⁰ Ansonsten könnte sich auch hier ein ähnlicher Prozess wie der von Ahmad Al Mahdi ergeben.

Inwiefern kann nun der IStGH bei Verbrechen gegen Kulturgüter eingreifen? Zunächst kann ein rechtlicher Schutz aus dem Artikel 8 des Römischen Statuts, welcher den Tat-

76 Werle nennt hier beispielsweise die Vereinigten Staaten, Indien und China: ebd., S. 25.

77 Ebd.

78 Ebd., S. 27–28.

79 International Criminal Court – Secretariat of the Assembly of States Parties (Hrsg.), *The States Parties to the Rome Statute*, o. D., [https://asp.icc-cpi.int/en_menus/asp/states%20parties/pages/the_%20states%20parties%20to%20the%20rome%20statute.aspx], eingesehen 18.3.2019.

80 Schorlemer, *Kulturgutzerstörung*, S. 643.

bestand der Kriegsverbrechen definiert, abgeleitet werden. Dieser behandelt zwar nicht explizit Angriffe gegen Kulturgüter, ächtet jedoch die Zerstörung, Plünderung oder Requirierung von zivilem Eigentum. Dabei ist anzumerken, dass die beiden letzten Maßnahmen erneut von der militärischen Notwendigkeit abhängig sind. Etwas konkreter sind hingegen die ebenfalls in Artikel 8 dargelegten Strafbestände, die sich an der Haager Landkriegsordnung orientieren, aber nun auch erstmals Angriffe gegen unbewegliche geschützte Objekte innerhalb von nicht-internationalen bewaffneten Konflikten als Kriegsverbrechen bewerten.⁸¹ Dazu zählen „attacks against buildings dedicated to religion, education, art, science or charitable purposes, historic monuments, hospitals and places where the sick and wounded are collected, provided they are not military objectives“⁸².

Entscheidend für die Verurteilung Al Mahdis ist neben diesen Definitionen der bereits angesprochene Aspekt der individuellen strafrechtlichen Verantwortlichkeit, der in Artikel 25 des IStGH-Statuts formuliert ist. Sabine von Schorlemer erwähnt diesen Artikel in ihrer – ansonsten sehr ausführlichen – Monografie nicht, da diese wohl vor dem endgültigen Urteilsspruch im September 2016⁸³ erschien. Al Mahdi machte sich demnach in insgesamt vier Punkten, die sich alle auf die Gesamtheit der im Statut definierten Straftaten beziehen, nach Artikel 25 strafbar.

„[A] person shall be criminally responsible and liable for punishment for a crime within the jurisdiction of the Court if that person:

- (a) Commits such a crime, whether as an individual, jointly with another or through another person, regardless of whether that other person is criminally responsible;
- (b) Orders, solicits or induces the commission of such a crime which in fact occurs or is attempted;
- (c) For the purpose of facilitating the commission of such a crime, aids, abets or otherwise assists in its commission or its attempted commission, including providing the means for its commission;
- (d) In any other way contributes to the commission or attempted commission of such a crime by a group of persons acting with a common purpose.“⁸⁴

4. The Prosecutor v. Ahmad Al Faqi Al Mahdi

4.1 Ermittlungen, Inhaftierung und Prozess

Nachdem nun die rechtlichen Grundlagen für die Verurteilung Al Mahdis erläutert wurden, soll abschließend die Person des Verurteilten, der Ablauf des Prozesses sowie dessen Rezeption genauer beleuchtet werden. Ahmad Al Faqi Al Mahdi wurde laut

81 Schorlemer, Kulturgutzerstörung, S. 644–646.

82 International Criminal Court (Hrsg.), Rome Statute of the International Criminal Court, 16.1.2002, S. 9, [https://www.icc-cpi.int/nr/rdonlyres/ea9aef77-5752-4f84-be94-0a655eb30e16/0/rome_statute_english.pdf], eingesehen 19.3.2019.

83 International Criminal Court, Case Information Sheet.

84 International Criminal Court, Rome Statute, S. 17.

eigenen Angaben in einem Dorf in der Umgebung von Timbuktu geboren und sieht sich als Angehöriger der Tuareg. Zum Zeitpunkt der Anklage 2016 dürfte er in etwa vierzig Jahre alt gewesen sein. Nach der Einnahme von Timbuktu war Al Mahdi als Kopf der sogenannten *Hesba*, einer der *Ansar Dine* zugehörigen Sittenpolizei, tätig.⁸⁵ Diese Funktion übte Al Mahdi ab dem Zeitpunkt seiner Ankunft in Timbuktu im April 2012 bis zum September desselben Jahres aus, wobei er als Experte in religiösen Fragen konsultiert wurde. Im Auftrag von *Ansar Dine* überwachte er die Mausoleen und Ruhestätten der Stadt und setzte das Verbot der bisherigen religiösen Praktiken um. Ende Juni 2012 entschied sich die Führung der Gruppe schließlich zur Zerstörung der Mausoleen, was sie an Al Mahdi, der dies umsetzen sollte, weiterleiteten. Nach anfänglichen Einwänden folgte Ahmad Al Mahdi schließlich diesen Instruktionen und machte sich nach den oben aufgezählten Tatbeständen strafbar. Er sorgte nicht nur für die Heranschaffung der notwendigen Werkzeuge und bereitete logistische Maßnahmen vor, sondern legte über dies hinaus die Reihenfolge der Aktionen fest, beaufsichtigte deren Ausführung und nahm an der Zerstörung der Mausoleen in mindestens fünf Fällen teil. Außerdem rechtfertigte er die zwischen dem 30. Juni und 11. Juli 2012 erfolgten Angriffe vor der Öffentlichkeit in einer vorausgehenden Predigt sowie vor Journalist*innen.⁸⁶

Die Eröffnung der (Vor-)Untersuchungen geschah auf Initiative der malischen Regierung, die sich am 13. Juli 2012 an den Internationalen Strafgerichtshof wandte.⁸⁷ Im Januar 2013 verkündete die Chefanklägerin des IStGH, Fatou Bensouda, das Eingreifen des Gerichtshofes, da sie in den Taten Kriegsverbrechen nach Artikel 8 des Römischen Statuts sah.⁸⁸ Daraufhin begannen am 13. Januar 2013 die offiziellen Ermittlungen. Am 18. September 2015 erging aufgrund des Kriegsverbrechens der absichtlichen Angriffe gegen historische Monumente sowie Gebäude, welche der Religionsausübung gewidmet sind, ein Haftbefehl gegen Al Mahdi. Die Auslieferung des Angeklagten, der sich zu diesem Zeitpunkt in Gewahrsam von nigerianischen Sicherheitskräften befand, erfolgte bereits am 26. September. Nach dem darauffolgenden Transfer in die Niederlande wurde Al Mahdi am 30. September erstmals den Richter*innen vorgeführt und über seine Rechte in einer Sprache informiert, welche er einwandfrei beherrscht und spricht – in diesem Fall Arabisch. Ein knappes Jahr darauf fand der Prozess innerhalb weniger Tage, vom 22. bis 24. August 2016, statt. Außer dem Angeklagten selbst wurden noch neun weitere Zeug*innen respektive Opfer angehört. Das Gericht befand Ahmad Al Faqi Al Mahdi am 27. Dezember 2016 gemäß Artikel 25 (3) (a) bis (d) des IStGH-Statuts für schuldig und verurteilte ihn neben einer neunjährigen Freiheitsstrafe zu Reparationszahlungen in Höhe von 2,7 Millionen Euro.⁸⁹

85 Charlotte Louise Joy, Crimes against Cultural Heritage in Timbuktu, in: *Anthropology Today* 34 (2018), Heft 1, S. 15–17, hier S. 15.

86 Uzma S. Bishop-Burney, Prosecutor v. Ahmad Al Faqi Al Mahdi, in: *American Journal of International Law* 111 (2017), Heft 1, S. 126–132, hier S. 16–17.

87 International Criminal Court, Case Information Sheet.

88 Schorlemer, Kulturgut zerstört, S. 662.

89 International Criminal Court, Case Information Sheet.

4.2 Bewertung des Prozesses

Neben der Kürze des Verfahrens sind noch zwei weitere Sachverhalte bemerkenswert: Ahmad Al Mahdi war nicht nur der erste Angeklagte, der wegen der Zerstörung von Kulturgut vor dem IStGH angeklagt wurde, sondern auch der erste, welcher auch ein Geständnis bezüglich seiner Taten ablegte.⁹⁰ Dieses stellte eines von insgesamt fünf mildernden Umständen dar (neben dem anfänglichen Widerstreben zur Durchführung der Straftat, seinem guten Verhalten während der Haft, der Kooperation mit dem Tribunal sowie der von ihm an den Tag gelegten Reue und Empathie für die Opfer), aus denen sich die Höhe des Urteils ergab.⁹¹ Beobachter*innen hegten diesbezüglich auch die Hoffnung, dass sich das Geständnis Al Mahdis positiv auf die laufenden Verfahren gegen andere Kriegsverbrechen in Mali seit 2012⁹² auswirken könnte.⁹³

Im Vergleich zur Rechtsprechung des Internationalen Strafgerichtshofes für das ehemalige Jugoslawien, welche zwar die Zerstörung und vorsätzliche Beschädigung von Kulturgütern, nicht aber die Angriffe auf diese berücksichtigte, schaffte das Urteil des IStGH den Rahmen für die weitere Entwicklung des rechtlichen Kulturgüterschutzes innerhalb bewaffneter Konflikte. Auch ist zu erwähnen, dass es sich bei den in Jugoslawien zerstörten Objekten – wie die Brücke von Mostar, die diesen Status erst 2005 erhielt – nicht ausschließlich um Weltkulturerbestätten handelte. Die Mausoleen von Timbuktu waren zwar als solche von der UNESCO aufgelistet, was jedoch in Bezug auf Artikel acht des IStGH-Statutes keine Rolle spielte. Letztendlich bestätigte das Urteil gegen Al Mahdi also den allgemeinen Wert von Kulturgütern – unabhängig von der Bewertung durch die UNESCO. Allerdings ist zu erwähnen, dass die UNESCO-Expertise – auch wenn diese formal-rechtlich keine Relevanz besitzt – als Indikator dient, welche Güter als schützenswert gelten. Diese Grauzone bleibt also auch nach dem Fall Al Mahdis erhalten.⁹⁴

Was die Bedeutung des Prozesses als Präzedenzfall betrifft, existieren gegensätzliche Meinungen. Einerseits erhoben skeptische Stimmen den Vorwurf, dass die Schwere der Straftaten Al Mahdis nach der Definition des Römischen Statuts nicht ausreichen würde, um überhaupt einen Prozess auf internationaler Ebene zu rechtfertigen.⁹⁵ Das Festhalten an solchen Positionen würde weitere Prozesse dieser Art erschweren. Andererseits könnte das Al Mahdi Urteil als Ausgangsbasis für vergleichbare Verfahren, betreffend der Straftaten gegen das kulturelle Erbe Syriens, Afghanistans und des Iraks, dienen.⁹⁶

90 Joy, Crimes, S. 15.

91 Bishop-Burney, Prosecutor, S. 129.

92 International Criminal Court (Hrsg.), Mali, o. D., [<https://www.icc-cpi.int/mali>], eingesehen 23.3.2019.

93 Milena Sterio, Individual Criminal Responsibility for the Destruction of Religious and Historic Buildings. The Al Mahdi Case, in: *Case Western Reserve Journal of International Law* 49 (2017), Heft 1, S. 63–73, hier S. 68.

94 Bishop-Burney, Prosecutor v. Ahmad, S. 130–132.

95 Sterio, Individual Criminal Responsibility, S. 70–73.

96 Juan-Pablo Pérez-León-Acevedo, International Criminal Justice Rendered Concerning the Attack Against Timbuktu Mausoleums and Mosque. Focus on Religion-Related Considerations, in: *Oxford Journal of Law and Religion* 6 (2017), Heft 1, S. 180–186, hier S. 186.

5. Fazit

Wie die vorliegenden Ausführungen zeigten, konnte der juristische Kulturgüterschutz über die letzten 150 Jahre stetig weiterentwickelt werden. Während die vor 1945 ausgearbeiteten Entwürfe zwar grundlegende Ideen einbrachten, fanden sie in konkreten Kriegssituationen aufgrund ihrer fehlenden strafrechtlichen Konsequenzen nur wenig Beachtung. Dennoch spielten sie für die Folgeabkommen, denen sie als Rechtsgrundlagen dienten, eine tragende Rolle. Wegweisende Einschnitte brachten die Erfahrungen des Zweiten Weltkriegs, in dessen Folge die transnationale Zusammenarbeit ausgebaut wurde. Die daraus resultierenden Nürnberger Prozesse leisteten mit einer ersten Definition von Kriegsverbrechen sowie dem Prinzip der individuellen strafrechtlichen Verantwortlichkeit einen essentiellen Beitrag zur Arbeitsweise der Ad-hoc Gerichte der 1990er und des aus ihnen entstandenen Internationalen Strafgerichtshofes. Gerade die Fokussierung auf Einzelpersonen ist eine wichtige Voraussetzung, um strafrechtlich gegen nichtstaatliche Streitkräfte respektive Terrororganisationen vorgehen zu können. Vor allem der Artikel 25 des IStGHs, auf dessen Grundlage Ahmad Al Mahdi verurteilt wurde, stellt in dieser Hinsicht ein wertvolles Werkzeug dar.

Die Frage, ob die Verurteilung Al Mahdis letztendlich einen nachhaltigen Einschnitt in die strafrechtliche Ahndung der Zerstörung von Kulturgütern bringt, kann nicht vollends beantwortet werden, da durch den kurzen zeitlichen Abstand noch kein ähnlicher Fall am IStGH verhandelt wurde. Allerdings gehen aus den dargelegten Ausführungen einige Argumente für die Bedeutung des Prozesses hervor. So stellt das Zustandekommen eines solchen Verfahrens eine gewichtige symbolische Geste dar und spiegelt ein wachsendes Bewusstsein für die Bedeutung des kulturellen Erbes der Menschheit wider. Das vom Gericht als glaubwürdig eingeschätzte Schuldeingeständnis von Al Mahdi stützt diese Feststellung zusätzlich. Des Weiteren verschärfte das Urteil des IStGH die allgemeine Gangart gegen Verbrechen an Kulturgütern. Erstmals wurde nicht nur die Beschädigung oder Zerstörung, sondern bereits der Angriff auf Kulturgüter als Straftat gewertet. Drei der insgesamt vier Anklagepunkte bezogen sich nicht allein auf die Durchführung der Zerstörungen, sondern auch auf deren Unterstützung und die Aufforderung zu diesem Verbrechen.

Schlussendlich ergibt sich das Bild, dass nur ein internationaler Gerichtshof der strafrechtlichen Verfolgung von modernen Terrororganisationen gewachsen zu sein scheint, wobei die Anklage gegen Al Mahdi einen Vorbildcharakter entwickeln könnte. Mit der Unterstützung des UN-Sicherheitsrates – vorausgesetzt er erteilt diese – wäre es dem IStGH möglich, angemessene Maßnahmen gegenüber den jüngsten Verbrechen an Kulturgütern im Nahen Osten zu ergreifen.

6. Literatur und Quellen

Afsaruddin, Asma, ulamā, in: Encyclopædia Britannica, 27.3.2018, [<https://www.britannica.com/topic/ulama>], eingesehen 16.2.2019.

Ansar Dine Fighters Destroy Timbuktu Shrines, in: *Al Jazeera English* 1.7.2012, [<https://www.aljazeera.com/news/africa/2012/06/2012630101748795606.html>], eingesehen 26.2.2019.

Bishop-Burney, Uzma S., Prosecutor v. Ahmad Al Faqi Al Mahdi, in: *American Journal of International Law* 111 (2017), Heft 1, S. 126–132.

Brüne, Stefan, Problemregion Mali Nord – ein developmentspolitischer Rückblick, in: *Sicherheit und Frieden* 32 (2014), Heft 2, S. 86–90.

Campion, Kristy, Blast through the Past. Terrorist Attacks on Art and Antiquities as a Reconquest of the Modern Jihadi Identity, in: *Perspectives on Terrorism* 11 (2017), Heft 1, S. 26–39.

Drazewska, Berenika, The Human Dimension of the Protection of the Cultural Heritage from Destruction during Armed Conflicts, in: *International Journal of Cultural Property* 22 (2015), Heft 2–3, S. 205–228.

Ehrhardt, Christoph/Gutschker, Thomas, Libyen. Loyal zum Stamm, nicht zum Regime, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 23.2.2011, [<https://www.faz.net/-ggq9-y4l8>], eingesehen 17.2.2019.

International Council on Monuments and Sites (Hrsg.), Advisory Body Evaluation, The Old Town of Timbuktu, No. 119 Rev., 22.12.1987, [<https://whc.unesco.org/document/152016>], eingesehen 5.1.2019.

International Criminal Court – Secretariat of the Assembly of States Parties (Hrsg.), The States Parties to the Rome Statute, o. D., [https://asp.icc-cpi.int/en_menus/asp/states%20parties/pages/the%20states%20parties%20to%20the%20rome%20statute.aspx], eingesehen 18.3.2019.

International Criminal Court (Hrsg.), Case Information Sheet. The Prosecutor v. Ahmad Al Faqi Al Mahdi, 20.3.2018, [[https://www.icc-cpi.int/CaseInformation Sheets/Al-MahdiEng.pdf](https://www.icc-cpi.int/CaseInformation%20Sheets/Al-MahdiEng.pdf)], eingesehen 5.1.2019.

International Criminal Court (Hrsg.), Mali, o. D., [<https://www.icc-cpi.int/mali>], eingesehen 23.3.2019.

International Criminal Court (Hrsg.), Rome Statute of the International Criminal Court, 16.1.2002, [https://www.icc-cpi.int/nr/rdonlyres/ea9aeff7-5752-4f84-be94-0a655eb30e16/0/rome_statute_english.pdf], eingesehen 19.3.2019.

International Criminal Court (Hrsg.), Statement of the Prosecutor of the International Criminal Court, Fatou Bensouda, at the Opening of the Confirmation of Charges Hearing in the Case against Mr Ahmad Al-Faqi Al Mahdi, 1.3.2016, [<https://www.icc-cpi.int/Pages/item.aspx?name=otp-stat-01-03-16>], eingesehen 20.2.2019.

International Tribunal for the Prosecution of Persons Responsible for Serious Violations of International Humanitarian Law Committed in the Territory of the Former Yugoslavia since 1991 (Hrsg.), Updated Statute of the International Criminal Tribunal for the For-

mer Yugoslavia, September 2009, [http://www.icty.org/x/file/Legal%20Library/Statute/statute_sept09_en.pdf], eingesehen 17.3.2019.

Joy, Charlotte Louise, Crimes against Cultural Heritage in Timbuktu, in: *Anthropology Today* 34 (2018), Heft 1, S. 15–17.

Krings, Thomas, Die Tradition der urbanen Lehmarchitektur im Oberraingebiet von Mali. Kulturgeographische Beobachtungen zum „sudanischen Baustil“ in der Stadt Djenné (Mali), in: *Die Erde* 115 (1984), Heft 1, S. 123–144.

Ders., Sahelländer. Mauretanien, Senegal, Gambia, Mali, Burkina Faso, Niger, Darmstadt 2006.

Lerch, Wolfgang Günter, Zerstörungen in Mali. Steinzeit-Islam, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 2.7.2012, [<https://www.faz.net/aktuell/politik/ausland/zerstoerungen-in-mali-steinzeit-islam-11807372.html>], eingesehen 23.2.2019.

Österreichische UNESCO-Kommission (Hrsg.), Die Konvention. Übereinkommen zum Schutz des Kultur- und Naturerbes der Welt, o. D., [<https://www.unesco.at/kultur/welterbe/die-konvention/>], eingesehen 16.2.2019.

Pérez-León-Acevedo, Juan-Pablo, International Criminal Justice Rendered Concerning the Attack Against Timbuktu Mausoleums and Mosque. Focus on Religion-Related Considerations, in: *Oxford Journal of Law and Religion* 6 (2017), Heft 1, S. 180–186.

Rechtsinformationssystem des Bundes (Hrsg.), Gesamte Rechtsvorschrift für Konvention zum Schutz von Kulturgut bei bewaffneten Konflikten. 2. Protokoll, 26.3.1999, [<https://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Gesetzesnummer=20003628>], eingesehen 9.3.2019.

Reichmuth, Stefan, Scharia, in: *Enzyklopädie der Neuzeit Online*, o. D., [https://referenceworks.brillonline.com/entries/enzyklopaedie-der-neuzeit/scharia-a3747000?num=0&s.f.s2_parent=s.f.book.enzyklopaedie-der-neuzeit&s.q=sharia], eingesehen 17.3.2019

Scheen, Thomas, Al Qaida beteiligt? Tuareg richten Massaker im Norden Malis an, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 14.2.2012, [<https://www.faz.net/-gq5-6xose>], eingesehen 18.2.2019.

Schorlemer, Sabine von, Kulturgutzerstörung. Die Auslöschung von Kulturerbe in Krisenländern als Herausforderung für die Vereinten Nationen (The United Nations and Global Change 11), Baden-Baden 2016.

Stanford University (Hrsg.), Ansar Dine. Mapping Militant Organizations, 8.8.2016, [<http://web.stanford.edu/group/mappingmilitants/cgi-bin/groups/view/437#note25>], eingesehen 21.2.2019.

Sterio, Milena, Individual Criminal Responsibility for the Destruction of Religious and Historic Buildings: The Al Mahdi Case, in: *Case Western Reserve Journal of International Law* 49 (2017), Heft 1, S. 63–73.

Syssoeva, Elena, *Kunst im Krieg. Eine völkerrechtliche Betrachtung der deutsch-russischen Kontroverse um kriegsbedingt verbrachte Kulturgüter* (Schriften zum Völkerrecht 152), Berlin 2004.

Tetzlaff, Rainer, *Afrika. Eine Einführung in Geschichte, Politik und Gesellschaft*, Wiesbaden 2018.

Timbuktu Shrines Damaged by Mali Ansar Dine Islamists, in: *BBC News*, 30.6.2012, [<https://www.bbc.com/news/world-africa-18657463>], eingesehen 19.2.2019.

Timbuktu's Sidi Yahia Mosque 'Attacked by Mali Militants', in: *BBC News*, 2.7.2012, [<https://www.bbc.com/news/world-africa-18675539>], eingesehen 27.2.2019.

United Nations Educational, Scientific and Cultural Organization (Hrsg.), Director-General of UNESCO Calls for a Halt to Destruction of Cultural Heritage Site in Timbuktu, 30.6.2012, [<https://whc.unesco.org/en/news/901/>], eingesehen 26.2.2019.

United Nations Educational, Scientific and Cultural Organization (Hrsg.), *The Criteria for Selection*, o. D., [<https://whc.unesco.org/en/criteria/>], eingesehen 16.2.2019.

United Nations Educational, Scientific and Cultural Organization (Hrsg.), *Timbuktu*, o. D., [<https://whc.unesco.org/en/list/119/>], eingesehen 5.1.2019.

United Nations Educational, Scientific and Cultural Organization (Hrsg.), *UNESCO Declaration Concerning the Intentional Destruction of Cultural Heritage*, 17.10.2003, [http://portal.unesco.org/en/ev.php-URL_ID=17718&URL_DO=DO_TOPIC&URL_SECTION=201.html], eingesehen 12.3.2019.

United Nations Educational, Scientific and Cultural Organization (Hrsg.), *UNESCO Director-General Expresses Concern about the Situation in Mali*, 2.4.2012, [<https://whc.unesco.org/en/news/865/>], eingesehen 26.2.2019.

Werle, Gerhard, *Völkerstrafrecht*, Tübingen 2012³.

Wiggermann, Uta, *Ikonoklasmus*, in: *Enzyklopädie der Neuzeit Online*, o. D., [http://dx.doi.org/10.1163/2352-0248_edn_a1790000], eingesehen 7.2.2019.

Maximilian Gröber studiert Geschichte sowie Katholische Fachtheologie an der Universität Innsbruck. maximilian.groeber@student.uibk.ac.at

Zitation dieses Beitrages

Maximilian Gröber, *Von militärischer Notwendigkeit zu individueller Verantwortlichkeit – Der Fall „Al Mahdi“ als Zäsur in der strafrechtlichen Ahndung von Kulturgutzerstörung auf internationaler Ebene*, in: *historia.scribere* 12 (2020), S. 83–103, [<http://historia.scribere.at>], eingesehen 15.6.2020 (=aktuelles Datum).

Runner-Up-Awards 2020

Thomas-Albrich-Preis 2020

Helmut-Alexander-Preis 2020

Hermann-Kuprian-Preis 2020

& gesponsert von der Philosophisch-Historischen Fakultät der Universität
Innsbruck sowie der Wagner'schen Buchhandlung

Winfried „Mustapha“ Müller und der algerische Unabhängigkeitskrieg

Moritz Oberhollenzer

Kerngebiet: Zeitgeschichte

eingereicht bei: Ass.-Prof. Mag. Dr. Eric Burton

eingereicht im: SoSe 2019

Rubrik: Proseminar-Arbeit

Abstract

Winfried „Mustapha“ Müller and the Algerian War of Independence

This paper is about the involvement of Winfried “Mustapha” Müller in the Algerian War of Independence from 1954 to 1962. It will focus on how his work for the FLN (*Front de Libération Nationale*) helped in the struggle for Algerian independence from the French motherland. In this context it incorporates a transnational perspective on how the war could be won not only by the fighters of the FLN, but also by people fuelling the international discussion talking about the war.

1. Einleitung

Im November des Jahres 1954 brach der algerische Unabhängigkeitskrieg aus.¹ Es sollte acht Jahre dauern, bis Algerien schließlich die politische Unabhängigkeit vom französischen Mutterland errang.² Je nach Quelle kamen in diesem Krieg zwischen 150.000

1 Daniel Panagiotopoulos, *Das Leben in der Fremdenlegion nach 1945. Ein Oral-History-Projekt mit Ex-Legionären aus Nordtirol, Südtirol und Vorarlberg*, Dipl. Innsbruck 2012, S. 43; Hartmut Elsenhans, *Frankreichs Algerienkrieg 1954–1962. Entkolonialisierungsversuch einer kapitalistischen Metropole. Zum Zusammenbruch der Kolonialreiche*, München 1974, S. 1; Andreas Feichter, *Österreich und der algerische Unabhängigkeitskrieg. Aspekte der Diskussion über „Nationale Befreiung“ im Österreich der fünfziger Jahre*, Diss. Innsbruck 1988, S. 67; Mathias Günther Ritzl, Richard Christmann, *Nachrichtendienstliche Auseinandersetzung zwischen Deutschland und Frankreich in den Jahren von 1936 bis 1961*, Diss. Innsbruck 2010, S. 239.

2 Ritzl, Richard Christmann, S. 235; Feichter, *Österreich und der algerische Unabhängigkeitskrieg*, S. 67.

und 1 Million Menschen ums Leben, den größeren Teil der Verluste erlitt die algerische Bevölkerung.³

Einer der algerischen Befreiungskämpfer war ab 1956 Winfried „Mustapha“ Müller.⁴ Bereits seit 1955 war er der FLN (*Front de Libération Nationale*) in Paris zur Hand gegangen.⁵ Durch den von ihm erdachten und geleiteten „Rückführungsdienst“ verhalf Müller zwischen den Jahren 1956 und 1962 etwa 4.000 in Algerien stationierten Fremdenlegionären zur Desertation und oft auch zurück in ihre Herkunftsländer.⁶

Über den Algerienkrieg selbst wurde bereits viel und ausführlich geschrieben. Als Beispiel soll hier nur das zweiteilige Werk von Hartmut Elsenhans angeführt werden, das sich genauestens mit der gesellschaftlichen, ökonomischen und politischen Situation in Algerien beschäftigt, mit der Bedeutung Algeriens für das französische Vaterland, mit den einzelnen Kampfhandlungen während des Krieges, mit den französischen Mitteln zur Wiederherstellung des Friedens, mit den Verhandlungen, die am Ende zur Unabhängigkeit Algeriens führten, und mit den Auswirkungen dieses Krieges auf das innere Frankreich.⁷ Vergleichsweise wenig wurde über die Rolle Winfried „Mustapha“ Müllers in diesem Krieg geschrieben, so wird er auch in Hartmut Elsenhans' Werk mit keinem Wort erwähnt. Dennoch hat sich die Zahl der über Winfried Müller verfassten Zeilen mit den Jahren auf ein doch ansehnliches Maß erhöht, wenngleich hier die Betonung auf dem Wort „Zeilen“ liegt; denn häufig wird er bloß als Nebenakteur genannt – wie in Andreas Feichters und Mathias Ritzis Dissertationen,⁸ im Buch „Hoch die internationale Solidarität“ von Werner Balsen und Karl Rössel,⁹ in „West Germany, Cold War Europe and the Algerian War“ von Mathilde von Bülow¹⁰ und in Claus Leggewies Aufsatz „Kofferträger“¹¹. Dennoch gibt es auch Schriften, die Winfried Müller in den Mittelpunkt stellen, so zum einen den Aufsatz Klaus Polkehns „Die Mission des Si Mustapha – ein Deutscher kämpft für Algerien“;¹² zum anderen die 2018 erschienene Biografie Fritz Kellers mit dem Titel „Ein Leben am Rande der Wahrscheinlichkeit“;¹³ in der sich Keller mit der ausführlichen Erkundung des undurchsichtigen Lebens Winfried Müllers befasst.

3 Elsenhans, Frankreichs Algerienkrieg, S. 534; Douglas Boyd, Die französische Fremdenlegion, Hamburg-Berlin-Bonn 2006, S. 73.

4 Fritz Keller, Ein Leben am Rande der Wahrscheinlichkeit. Si Mustapha alias Winfried Müller. Vom Wehrmachtsdeserteur zum Helden des algerischen Befreiungskampfes, Wien 2017, S. 45; Feichter, Österreich und der algerische Unabhängigkeitskrieg, S. 85.

5 Keller, Leben am Rande der Wahrscheinlichkeit, S. 41; Claus Leggewie, Kofferträger. Das Algerien-Projekt in den 50er und 60er Jahren und die Ursprünge des „Internationalismus“ in der Bundesrepublik, in: *Politische Vierteljahrschrift* 25 (1984), Nr. 2, S. 169–187, hier S. 179; Klaus Polkehn, Die Mission des Si Mustapha. Ein Deutscher kämpft für Algerien, in: *COMPARATIV* 16 (2006), Heft 2, S. 30–45, hier S. 33; Feichter, Österreich und der algerische Unabhängigkeitskrieg, S. 85.

6 Polkehn, Die Mission des Si Mustapha, S. 42; Leggewie, Kofferträger. Das Algerien-Projekt in den 50er und 60er Jahren, S. 179–180; Feichter, Österreich und der algerische Unabhängigkeitskrieg, S. 110.

7 Elsenhans, Frankreichs Algerienkrieg.

8 Ritzi, Richard Christmann; Feichter, Österreich und der algerische Unabhängigkeitskrieg.

9 Werner Balsen/Karl Rössel, Hoch die internationale Solidarität. Zur Geschichte der Dritte-Welt-Bewegungen in der Bundesrepublik, Köln 1986.

10 Mathilde von Bülow, *West Germany, Cold War Europe and the Algerian War*, Cambridge 2016.

11 Leggewie, Kofferträger. Das Algerien-Projekt in den 50er und 60er Jahren.

12 Polkehn, Die Mission des Si Mustapha.

13 Keller, *Ein Leben am Rande der Wahrscheinlichkeit*.

Diese Arbeit soll sich in die Liste der Schriften zu Winfried Müller einreihen, beschäftigt sie sich doch mit der Frage, inwiefern Müllers Arbeit in seinem Rückführungsdienst dem algerischen Unabhängigkeitsbestreben gedient hat. Die These dieser Arbeit ist, dass sie nicht nur militärischen Nutzen hatte, sondern die neu entstehende Nation auch auf politischer und mentaler Ebene unterstützte; des Weiteren, dass der Nutzen auf politischer Ebene weitaus bedeutender für das Erlangen der algerischen Unabhängigkeit war als auf der militärischen. Dabei wird eine transnationale Perspektive auf den algerischen Befreiungskrieg geworfen, der in ein komplexes System aus internationalen Beziehungen eingebunden war und durch dieses schließlich sein Ende fand. Es soll in dieser Arbeit im Kontext der transnationalen Perspektive gezeigt werden, wie Müller durch seine Tätigkeit als Leiter des Rückführungsdienstes einen Beitrag zum Herbeiführen dieses Kriegsendes leisten konnte.

2. Winfried „Mustapha“ Müller und die FLN

Winfried Müller wurde im Jahr 1926 als Sohn Curt Willi Ernst Müllers und Friederike Katherine Neelsons in Wiesbaden geboren und verbrachte seine Kindheit in Oberstdorf in der Nähe der deutsch-österreichischen Grenze.¹⁴ Andreas Feichter schreibt in seiner Dissertation, Müller sei bereits 1932 zu Verwandten in Götzens in Tirol geschickt worden.¹⁵ Keller und Polkehn behaupten demgegenüber, dass Winfried Müller gemeinsam mit seiner Mutter, die seinen Vater bereits kurz nach der Machtergreifung Hitlers verlassen habe, erst 1941 nach Götzens übersiedelt sei.¹⁶

1943 wird Müller von der Gestapo verhaftet,¹⁷ wahrscheinlich, weil er nazifeindliche Radiosender hörte.¹⁸ Allerdings variiert das Vergehen je nach Quelle, so ist bei Keller auch von einer anderen Version der Geschichte die Rede, in welcher Müller wegen „österreichisch-patriotischen Parolen an öffentlichen Plätzen“ festgenommen worden sei.¹⁹ Feichter erzählt gar von Müllers „Aktivitäten im österreichischen Widerstand“²⁰. So ist in den verschiedenen Versionen auch von unterschiedlichen Bestrafungen die Rede: In den beiden letzteren Darstellungen wurde Müller in ein Konzentrationslager eingeliefert.²¹ Aus diesem konnte er entweder nach sechs Monaten in Gefangenschaft in die Sowjetunion fliehen²² oder er wurde durch einen SS-Mann in ein Strafbataillon an die Ostfront geschickt.²³ Aus jenem konnte er später in russische Reihen desertieren.²⁴ In der erstgenannten (aufgrund jüngeren Forschungsstands wahrscheinlicheren) Version

14 Keller, *Leben am Rande der Wahrscheinlichkeit*, S. 9.

15 Feichter, *Österreich und der algerische Unabhängigkeitskrieg*, S. 83.

16 Keller, *Leben am Rande der Wahrscheinlichkeit* S. 9 und 11; Polkehn, *Die Mission des Si Mustapha*, S. 31.

17 Ebd., S. 17; Feichter, *Österreich und der algerische Unabhängigkeitskrieg*, S. 84; Polkehn, *Die Mission des Si Mustapha*, S. 31.

18 Keller, *Leben am Rande der Wahrscheinlichkeit*, S. 17; Polkehn, *Die Mission des Si Mustapha*, S. 31.

19 Keller, *Leben am Rande der Wahrscheinlichkeit*, S. 15.

20 Feichter, *Österreich und der algerische Unabhängigkeitskrieg*, S. 84.

21 Ebd.; Keller, *Leben am Rande der Wahrscheinlichkeit*, S. 15.

22 Feichter, *Österreich und der algerische Unabhängigkeitskrieg*, S. 84.

23 Keller, *Leben am Rande der Wahrscheinlichkeit*, S. 16.

24 Claus Leggewie, *Kofferträger. Das Algerienprojekt der Linken im Adenauer-Deutschland*, Berlin 1984, S. 89, zit. nach Polkehn, *Die Mission des Si Mustapha*, S. 31.

meldete er sich freiwillig zum Militärdienst und wurde erst in ein Strafbataillon gesteckt – aus dem er später wiederum in russische Reihen desertieren konnte, als er „zunehmende, offene Widersetzlichkeit [...] gegenüber der Militär-Maschinerie“ zeigte.²⁵

Nach der Desertation arbeitete Müller für das Nationalkomitee Freies Deutschland (NKFD).²⁶ Es handelte sich um eine Gruppe deutscher Kriegsgefangener kommunistischer Gesinnung, die versuchte, durch Propagandaarbeit deutsche Soldat*innen zum Überlaufen auf die russische Seite zu bewegen.²⁷ Hier kam er mit dem Konzept, dem später auch sein Rückführungsdienst während des algerischen Unabhängigkeitskrieges folgen sollte, wahrscheinlich erstmals in Kontakt.

Auf den Krieg folgten unruhige Jahre: Zunächst hielt er sich kurz in Österreich auf.²⁸ Anschließend übersiedelte er 1947 nach Kleinmachnow in der Sowjetischen Besatzungszone, wurde im Jänner 1948 SED-Mitglied und studierte „Soziologie und Verhaltenslehre“ auf der Parteihochschule „Karl Marx“ in der Hakeburg bei Kleinmachnow.²⁹ Womöglich kam ihm dieses Studium später in seiner Tätigkeit als Leiter des Rückführungsdienstes zu Hilfe. 1951 wurde er aus der Partei ausgeschlossen. Es besteht die Möglichkeit, dass er bereits ab 1948 für amerikanische Geheimdienste arbeitete; so wurde ihm bei seinem Ausschluss aus der Partei vorgeworfen, ein „Agent und Provokateur“ zu sein. Es wurde ihm vorgeworfen, eine Mitgliederliste der FDJ Wiesbaden sei durch ihn an den amerikanischen Geheimdienst gelangt.³⁰ In weiterer Folge schloss Müller Kontakte zur Unabhängigen Arbeiterpartei Deutschlands.³¹

Dann ging er nach Paris. Keller zufolge war er vom Geheimdienst der USA dorthin geschickt worden.³² Wiederum laut Keller hatte er bereits vor dem Beginn seiner Kontakte zur FLN in Paris die Idee für seinen späteren Rückführungsdienst – genauer: nachdem er von „US-amerikanischen Quellen“ in einer Villa in Nikolassee (Berlin) vom Algerienkrieg erfahren hatte.³³ So habe Müller sich schon im Jahr 1955 in Paris daran gemacht, Fremdenlegionäre zur Desertation zu bewegen.³⁴ Damit einhergehend transportierte er wahrscheinlich Waffen für die FLN.³⁵ Bald kam es zur Denunziation gegenüber französischen Geheimdiensten.³⁶ Müller musste auf Anordnung der Polizei bis Ende 1956 Frankreich verlassen.³⁷ So fuhr er, wohl nach Absprache mit der FLN, nach Marokko, wo er möglicherweise in ein Ausbildungslager der ALN (*Armée de libération na-*

25 Keller, *Leben am Rande der Wahrscheinlichkeit*, S. 17–19.

26 Ebd., S. 19–20; Polkehn, *Die Mission des Si Mustapha*, S. 31; Feichter, *Österreich und der algerische Unabhängigkeitskrieg*, S. 84.

27 Keller, *Leben am Rande der Wahrscheinlichkeit*, S. 21.

28 Ebd., S. 22.

29 Feichter, *Österreich und der algerische Unabhängigkeitskrieg*, S. 84; Keller, *Leben am Rande der Wahrscheinlichkeit*, S. 24.

30 Ebd., S. 26–28; Polkehn, *Die Mission des Si Mustapha*, S. 32.

31 Polkehn, *Die Mission des Si Mustapha*, S. 32–33.

32 Keller, *Leben am Rande der Wahrscheinlichkeit*, S. 39.

33 Ebd., S. 37–38.

34 Ebd., S. 41.

35 Ebd.; Polkehn, *Die Mission des Si Mustapha*, S. 33.

36 Feichter, *Österreich und der algerische Unabhängigkeitskrieg*, S. 85.

37 Keller, *Leben am Rande der Wahrscheinlichkeit*, S. 41.

tionale; militärischer Arm der FLN) kam.³⁸ Auf jeden Fall pflegte er aber Kontakte zu dieser.³⁹ Wahrscheinlich ließ sich Müller aufgrund seiner politischen Überzeugung auf die Zusammenarbeit mit der FLN ein und im Oktober 1956 schrieb er an seine Frau, er habe „erstmal seit dem Zusammenbruch des falschen kommunistischen Himmels die direction gefunden“⁴⁰. Wie sehr er sich für den Kampf der FLN begeisterte, zeigt auch, dass er, in Algerien angekommen, zum Islam konvertierte und dabei den Namen „Mustapha“ annahm.⁴¹ Polkehn schreibt hierzu: „Er bekannte sich zu dem Ziel, „daß ich Algerier werde und Algerier bleibe.““⁴²

Die FLN wusste zunächst nicht recht, wie Müller ihrem Unabhängigkeitskampf dienen sollte.⁴³ Erst im Herbst 1956 fand sich Arbeit für ihn, als er als Dolmetscher für eine Gruppe gefangener deutscher Fremdenlegionäre fungieren sollte.⁴⁴ Bei dieser Gelegenheit sprach Müller von seiner Idee, einen Rückführungsdienst für desertierte Fremdenlegionäre zu gründen. Der Nationalrat der algerischen Unabhängigkeitsbewegung (CNRA) bewilligte diesen im Oktober desselben Jahres.⁴⁵ Seine Aufgabe bestand in erster Linie darin, Fremdenlegionäre von der Desertation zu überzeugen und sie anschließend durch Kontaktaufnahme mit den Botschaften ihrer jeweiligen Heimatländer sicher in diese zurückzubringen.⁴⁶ Sein Ziel war es erstens, die „Sensibilisierung der öffentlichen Meinung“ zu bewirken, zweitens, die „Umwandlung einer Eliteeinheit in einen Unsicherheitsfaktor für den Feind“ zu erreichen, und drittens, „Mittel zur Anerkennung der Revolution auf internationaler Ebene“ zu sein.⁴⁷ Wie diese Ziele erreicht wurden, wird in den folgenden Kapiteln gezeigt werden.

Die FLN, in deren Diensten Müller nun stand, war zu Beginn des Krieges im November 1954 aus dem CRUA (*Comité Revolutionnaire d'Unité et d'Action*) hervorgegangen.⁴⁸ Dieses wurde wiederum als militärischer Verband zur Bekämpfung der französischen Kolonialherrschaft Anfang desselben Jahres von Mitgliedern der OS (*Organisation Secrète*) gegründet.⁴⁹ Die OS war nach dem Zweiten Weltkrieg gegründet worden, um den „bewaffneten Aufstand“ vorzubereiten.⁵⁰ Die FLN bzw. die ALN hatten am 1. November 1954 mit einer sich über ganz Algerien erstreckenden Attentatswelle auf zivile wie militärische Ziele den algerischen Unabhängigkeitskrieg gestartet.⁵¹ Seither gingen alle

38 Polkehn, *Die Mission des Si Mustapha*, S. 33; Feichter, *Österreich und der algerische Unabhängigkeitskrieg*, S. 85.

39 Keller, *Leben am Rande der Wahrscheinlichkeit*, S. 44.

40 Ebd., S. 46; Polkehn, *Die Mission des Si Mustapha*, S. 34.

41 Keller, *Leben am Rande der Wahrscheinlichkeit*, S. 46; Polkehn, *Die Mission des Si Mustapha*, S. 34.

42 Polkehn, *Die Mission des Si Mustapha*, S. 34.

43 Ebd., S. 33.

44 Keller, *Leben am Rande der Wahrscheinlichkeit*, S. 45.

45 Ebd.; Polkehn, *Die Mission des Si Mustapha*, S. 34–35.

46 Keller, *Leben am Rande der Wahrscheinlichkeit*, S. 48.

47 Feichter, *Österreich und der algerische Unabhängigkeitskrieg*, S. 90–91; Keller, *Leben am Rande der Wahrscheinlichkeit*, S. 45–46.

48 Feichter, *Österreich und der algerische Unabhängigkeitskrieg*, S. 63; Ritzi, *Richard Christmann*, S. 239.

49 Ritzi, *Richard Christmann*, S. 238.

50 Feichter, *Österreich und der algerische Unabhängigkeitskrieg*, S. 62.

51 Elsenhans, *Frankreichs Algerienkrieg*, S. 150; Feichter, *Österreich und der algerische Unabhängigkeitskrieg*, S. 63; Panagiotopoulos, *Leben in der Fremdenlegion nach 1945*, S. 43.

anderen nationalistischen Bewegungen – bis auf Teile des MNA, die 1957 folgen sollten – in ihr auf oder wurden liquidiert.⁵²

Der von der ALN geführte Guerillakrieg war zu Beginn des Krieges noch auf das Aurés-Gebirge und die Kabylei konzentriert gewesen, hatte sich im August 1955 allerdings auch auf die nördliche Städtelandschaft ausgeweitet.⁵³ Im September 1956 kontrollierte die ALN bereits vier Fünftel des algerischen Landes.⁵⁴ Im Mai 1955 waren erstmals französische Militärverbände von der ALN direkt angegriffen worden.⁵⁵ Während die ALN zu Beginn des Krieges nur etwa 3.000 kämpfende Mitglieder zählte, waren es Ende des Jahres 1956 bereits um die 20.000.⁵⁶ Gleichzeitig wurde sie von großen Teilen der nicht-französischen Bevölkerung unterstützt.⁵⁷ Auch in Sachen Bewaffnung hatte die ALN bis 1957 eine solide Basis aufgebaut: Elsenhans spricht von „700 – 800 moderne[n] Waffen“, die monatlich für den algerischen Unabhängigkeitskampf geliefert worden seien, und er geht davon aus, dass die ALN „schon Mitte 1956 über eine eigene Luftabwehr verfügte“⁵⁸.

So fand sich Müller zur Zeit der Gründung des Rückführungsdienstes in einer politisch wie militärisch stabilen Revolution wieder.

3. Der militärische Nutzen

Zu Beginn des algerischen Unabhängigkeitskrieges war die französische Stellung in Algerien durch den gerade erst beendeten Indochinakrieg stark geschwächt. Auf die Berufsarmee war kein Verlass, war sie doch durch die erlittenen Verluste stark geschrumpft und zu großen Teilen nicht in Algerien stationiert.⁵⁹ So zählten die französischen Truppen in Algerien am 1. November 1954 nur 62.000 Personen, wobei ein großer Teil der französischen Elitetruppen sich eben nicht in Algerien aufhielt.⁶⁰ Von der Fremdenlegion war allein das 1^e REI (régiment étranger d'infanterie) einsatzfähig.⁶¹ Bis zum Herbst 1956 sollte sich die militärische Situation aber drastisch verändern. Durch einige Änderungen im Bereich der Wehrpflicht (das Dienstalter wurde verringert, die Dienstdauer verlängert) und die Verlegung von Regimentern erreichte das französische Heer in Algerien zu dieser Zeit eine Truppenstärke von 360.000, die sich bis zum Ende des Krieges nicht sonderlich erhöhen sollte.⁶² Die Fremdenlegion hatte im Jahr 1956 ihren Höchststand von 27.500 Mann erreicht.⁶³ Gemeinsam mit den Fallschirmjagereinheiten der regulären französischen Armee hatte die Fremdenlegion eine besondere Bedeutung, da sie bis 1957, als dann auch neu einberufene Wehrpflichtige

52 Elsenhans, Frankreichs Algerienkrieg, S. 152–153.

53 Ritz, Richard Christmann, S. 240.

54 Elsenhans, Frankreichs Algerienkrieg, S. 379.

55 Ebd.

56 Ebd., S. 380.

57 Ebd., S. 380–381; Feichter, Österreich und der algerische Unabhängigkeitskrieg, S. 70.

58 Elsenhans, Frankreichs Algerienkrieg, S. 381.

59 Ebd., S. 391–392.

60 Ebd.

61 Boyd, Französische Fremdenlegion, S. 53.

62 Elsenhans, Frankreichs Algerienkrieg, S. 393–395; Ritz, Richard Christmann, S. 240.

63 Panagiotopoulos, Leben in der Fremdenlegion nach 1945, S. 47.

eine spezielle Ausbildung erfuhren, als einziger Truppenverband für den Guerillakrieg in Algerien ausgebildet war.⁶⁴ Zudem hatte sie in der französischen Armee den Status einer Eliteeinheit, die dort eingesetzt wurde, „wo sich die reguläre Armee weigerte zu intervenieren [...] oder das Risiko (für diese) zu groß war“⁶⁵.

Müllers Rückführungsdienst fand seine Heimat in Tetuan im früheren Spanisch-Marokko.⁶⁶ Dort wurde der algerischen Befreiungsbewegung von der marokkanischen Befreiungsarmee eine Villa als Basis für Müllers Arbeit zur Verfügung gestellt.⁶⁷ In dieser Villa fanden die desertierten Fremdenlegionäre Unterschlupf, bis sie (zumeist) in ihre jeweiligen Heimatländer zurückgebracht werden konnten.⁶⁸ Um die Fremdenlegionäre von der Desertation zu überzeugen, ließ Müller Poster und Flugblätter anfertigen, deren Aufschrift meist etwas wie „Entweder im Heimatland leben oder in der Legion sterben“ aussagte und auf denen Bilder von bereits geflohenen Fremdenlegionären in ihren Heimatländern zu sehen waren.⁶⁹ Es kam aber auch zu persönlichen Aufforderungen an Fremdenlegionäre durch Agenten der FLN, sich von der Legion zu verabschieden.⁷⁰ Außerdem wurden persönliche Briefe vom Rückführungsdienst selbst oder von helfenden Personen an verschiedene Fremdenlegionäre gesandt. So kam es beispielsweise dazu, dass Fremdenlegionäre nach der brieflichen Verabredung mit einer „jungen Frau“, die Interesse an einem Treffen mit einem Legionär zeigte, ein Mitglied des Rückführungsdienstes am verabredeten Treffpunkt vorfanden.⁷¹ Ab dem Frühjahr 1957 wurde dem Rückführungsdienst von Seiten der DDR sogar ein eigener Radiosender zur Verfügung gestellt, über den Fremdenlegionäre von der Desertation überzeugt werden sollten.⁷²

Ein Punkt, der die Legionäre zur Desertation brachte, war wohl ihre geringe Überlebenschance in Algerien. Einige der Legionäre waren außerdem durch die Niederlagen und Entbehrungen im Indochinakrieg demoralisiert.⁷³ Auch waren nicht alle freiwillig der Legion beigetreten; einige waren unter Vorspiegelung falscher Tatsachen rekrutiert worden oder waren sich bei ihrem Beitritt nicht über alle Konsequenzen ihrer Entscheidung im Klaren gewesen.⁷⁴ Manche „Deserteure“ wurden allerdings auch gewaltsam überwältigt und anschließend über die Grenze nach Tetuan gebracht, dort angekommen war ihnen der Rückweg versperrt. Die Legion war ihnen gegenüber nach ihrem Verschwinden naturgemäß misstrauisch.⁷⁵

64 Elsenhans, Frankreichs Algerienkrieg, S. 401–403.

65 Mustapha Müller, in: Ministère de la Culture et du Tourisme (Hrsg.), Konferenzprotokoll, „Le Service de Rapatriement des legionnaires Etrangers“, Algiers 1986, zit. nach Feichter, Österreich und der algerische Unabhängigkeitskrieg, S. 83.

66 Keller, Leben am Rande der Wahrscheinlichkeit, S. 48–49; Polkehn, Die Mission des Si Mustapha, S. 34.

67 Keller, Leben am Rande der Wahrscheinlichkeit, S. 48–49.

68 Ebd., S. 55.

69 Ebd., S. 50–54; Polkehn, Die Mission des Si Mustapha, S. 37; Feichter, Österreich und der algerische Unabhängigkeitskrieg, S. 94–96.

70 Keller, Leben am Rande der Wahrscheinlichkeit, S. 51–52.

71 Feichter, Österreich und der algerische Unabhängigkeitskrieg, S. 92–93.

72 Ebd., S. 71; Polkehn, Die Mission des Si Mustapha, S. 40.

73 Keller, Leben am Rande der Wahrscheinlichkeit, S. 52–53.

74 Ebd., S. 61–62; Polkehn, Die Mission des Si Mustapha, S. 39.

75 Keller, Leben am Rande der Wahrscheinlichkeit, S. 52.

So gelang es dem Rückführungsdienst innerhalb kürzester Zeit, die Hälfte des in Fort Tachtouf an der algerisch-marokkanischen Grenze stationierten 4^e REI zur Desertation zu bewegen. Die französische Armee war gezwungen, diesen wichtigen Stützpunkt aufzugeben, bevor noch weitere ihrer Soldat*innen dort verschwanden.⁷⁶ Bis zum Ende des Krieges soll Müllers Rückführungsdienst nach seiner eigenen Aussage etwa 4.000 französische Fremdenlegionäre zur Fahnenflucht überredet haben, im Abschlussbericht des Rückführungsdienstes ist von 4.111 die Rede.⁷⁷ Da beide Aussagen über die Zahl der desertierten Legionäre erst nach dem Ende des algerischen Unabhängigkeitskrieges erfolgt sind, sind sie vermutlich nicht absichtlich verfälscht, hatte der Rückführungsdienst doch zu diesem Zeitpunkt seine Aufgabe bereits erfüllt. Das mag bei Betrachtung der etwas mehr als 360.000 in Algerien stationierten Soldat*innen nicht als sonderlich viel erscheinen; allerdings wurde oben bereits angesprochen, dass die Fremdenlegion im Algerienkrieg von besonderer Bedeutung war. Und während 1956 noch die erwähnten 27.500 Fremdenlegionäre in Algerien stationiert waren, war ihre Zahl in den Jahren 1958 bis 1961 auf 21.000 Mann geschrumpft.⁷⁸ Somit hatte der Rückführungsdienst zum einen auf operationeller Ebene Erfolg und erreichte hier sein Ziel, die Fremdenlegion in einen „Unsicherheitsfaktor für den Feind“⁷⁹ zu verwandeln, wie der Fall von Fort Tachtouf zeigt. Zum anderen aber war es auch ein Erfolg auf einer höheren Ebene, indem er seinen Teil zur Verringerung der in Algerien stationierten Truppen beitrug.

Winfried Müllers Arbeit als Leiter des Rückführungsdienstes endete jedoch nicht bei dessen Verwaltung, er war auch in den Einkauf von Waffen für die ALN verwickelt.⁸⁰ Dieser war für jene von äußerster Bedeutung. An möglichen Rekrut*innen mangelte es der ALN nämlich nicht, diese mussten aber mit Waffen versorgt werden, um sie als kampffähige Soldat*innen in die ALN aufnehmen zu können. Elsenhans schreibt hierzu: „Eine zahlenmäßige Vergrößerung der Befreiungsarmee [lag] weniger bei Schwierigkeiten der Rekrutierung als bei den Engpässen bei der Ausrüstung mit Waffen.“⁸¹ Das genaue Ausmaß von Müllers Beteiligung an den Waffengeschäften ist noch nicht erforscht, laut Keller war er jedoch „einer der vier Hauptauftraggeber der FLN bei Waffengeschäften“⁸² Polkehn behauptet, dass Müller ihm später voller Ärger davon erzählt habe, dass die DDR sich zwar dazu bereit erklärt habe, alte Weltkriegswaffen der Wehrmacht an die ALN zu liefern, dafür aber „exorbitante Preise in harten Devisen“ verlangt habe.⁸³ Zumindest der Ärger darüber lässt eine persönliche Beteiligung Müllers bei den Waffengeschäften als wahrscheinlich erscheinen. Diese Waffengeschäfte mit der DDR seien unter anderem 1960 bei Müllers Reise in die DDR abgewickelt worden,

76 Keller, *Leben am Rande der Wahrscheinlichkeit*, S. 52–53; Feichter, *Österreich und der algerische Unabhängigkeitskrieg*, S. 110–111.

77 Feichter, *Österreich und der algerische Unabhängigkeitskrieg*, S. 110; Polkehn, *Die Mission des Si Mustapha*, S. 42; Leggewie, *Kofferträger. Das Algerien-Projekt in den 50er und 60er Jahren*, S. 179–180.

78 Panagiotopoulos, *Leben in der Fremdenlegion nach 1945*, S. 47.

79 Keller, *Leben am Rande der Wahrscheinlichkeit*, S. 46; Feichter, *Österreich und der algerische Unabhängigkeitskrieg*, S. 91.

80 Keller, *Leben am Rande der Wahrscheinlichkeit*, S. 80; Polkehn, *Die Mission des Si Mustapha*, S. 41.

81 Elsenhans, *Frankreichs Algerienkrieg*, S. 380.

82 Keller, *Leben am Rande der Wahrscheinlichkeit*, S. 80.

83 Polkehn, *Die Mission des Si Mustapha*, S. 41–42.

als er unter anderem die Zusammenarbeit zwischen Rückführungsdienst und DDR verlängern wollte.⁸⁴ So ist Müllers Hilfe für die FLN als Akteur im Waffenhandel nicht im Detail rekonstruierbar, jedoch zumindest als ein Teilbereich seiner Tätigkeit feststellbar.

Die bisherigen Ausführungen haben gezeigt, inwiefern Müllers Arbeit im Rückführungsdienst den Kampfhandlungen der FLN in Algerien dienstbar war. Bei Betrachtung des Kriegsverlaufs ist allerdings erkennbar, dass diese den Krieg allein auf militärischer Ebene nicht gewinnen konnte. Die ALN erhöhte bis in den Herbst 1956 ihre Zahl auf etwa 20.000 Kämpfer*innen.⁸⁵ Die Stärke der französischen Armee wuchs auf die erwähnten 360.000 und sollte im Sommer 1957 ihren Höchststand von 396.000 Personen erreichen.⁸⁶ Diese große Anzahl an Soldat*innen machte die Anlegung eines dichten Netzwerkes aus Militärstützpunkten möglich, die ihr jeweiliges Umland verteidigen sollten, wodurch die Verluste der ALN in die Höhe schossen.⁸⁷ Die ALN konnte ihre Truppengröße jedoch halten und bis zum Jahr 1958 sogar auf 25.000 Kämpfer*innen erhöhen,⁸⁸ Zahl und Dimension der Anschläge der FLN sanken aber während des Jahres 1957, zu dessen Beginn sie ihren Höhepunkt erreicht hatten, stark ab.⁸⁹

Das Jahr 1958 kann als Schlüsseljahr des Krieges angesehen werden. In den Jahren 1956 und 1957 waren an den Grenzen zu Marokko und zu Tunesien Grenzbefestigungen angelegt worden.⁹⁰ Diese zeigten ab Jahreswechsel 1957/58 ihre Wirkung.⁹¹ Während nach französischen Schätzungen im Januar 1958 erst fünfzig Prozent der an die FLN gelieferten Waffen abgefangen werden konnten, waren es im März bereits neunzig Prozent.⁹² Auch wurde Ende des Jahres 1958 General Salan⁹³ durch General Challe⁹⁴ ausgetauscht, wodurch ein Wechsel in der Taktik der französischen Armee stattfand.⁹⁵ Dieser entpuppte sich als militärisch äußerst erfolgreich.⁹⁶ So sank die Zahl der Kämpfer*innen der ALN bis zum Ende des Krieges auf 2.000 bis 3.000 Mann.⁹⁷ Elsenhans spricht daher von der „Niederlage der Guerilla auf militärischem Gebiet in Algerien“⁹⁸. Feichter hingegen meint, dass der Krieg „von der französischen Armee bereits zu diesem Zeitpunkt, dem Jahr 1956, nicht mehr gewonnen werden konnte“⁹⁹. Der Sieg der Befreiungskämpfer*innen konnte aber nicht auf militärischer Ebene errungen

84 Polkehn, *Die Mission des Si Mustapha*, S. 41; Keller, *Leben am Rande der Wahrscheinlichkeit*, S. 79.

85 Elsenhans, *Frankreichs Algerienkrieg*, S. 380.

86 Ebd., S. 395–396.

87 Ebd., S. 522.

88 Ebd., S. 380.

89 Ebd., S. 532–533.

90 Ebd., *Frankreichs Algerienkrieg*, S. 412–413; Boyd, *Französische Fremdenlegion*, S. 57.

91 Elsenhans, *Frankreichs Algerienkrieg*, S. 531–532; Panagiotopoulos, *Leben in der Fremdenlegion nach 1945*, S. 48.

92 Elsenhans, *Frankreichs Algerienkrieg*, S. 382.

93 Geboren 1899, kämpfte er in beiden Weltkriegen und wurde 1944 zum General befördert. Anschließend kämpfte er im Indochinakrieg, bevor er 1956 in Algerien das Kommando übernahm.

94 Geboren 1905, kämpfte er im Zweiten Weltkrieg. Erst nach dem Krieg wurde er zum General befördert, wodurch er 1958 das Kommando in Algerien von General Salan übernehmen konnte.

95 Elsenhans, *Frankreichs Algerienkrieg*, S. 525.

96 Ebd., S. 525–530.

97 Ebd., S. 380.

98 Ebd., S. 383.

99 Feichter, *Österreich und der algerische Unabhängigkeitskrieg*, S. 69.

werden, sondern (nur) auf politischer. Um den Kampf auf dieser Ebene zu unterstützen, nutzte Müller seinen Rückführungsdienst auch zu Propagandazwecken.

4. Der politische Nutzen

Die rückgeführten Fremdenlegionäre sollten hierzu in ihren Heimatländern öffentlich machen, welche „Repressalien und Folterungen“ sie selbst im Auftrag der französischen Armee begangen hatten, oder welche von ihnen beobachtet worden waren.¹⁰⁰ Leggewie schreibt hierzu:

„Müller und seine Kontaktleute informierten die Presse, wenn eine Gruppe repatriierter Legionäre von Madrid nach Rhein-Main zurückkehrte, wo sie mit noch kommißkurzen Haaren, Schlips und kariertem Jackett wie Staatsgäste im Blitzlichtagel die Gangway hinunterstiegen.“¹⁰¹

Desertierte ungarische Fremdenlegionäre, die nach der Zerschlagung des ungarischen Volksaufstandes 1956 nach Frankreich geflohen waren, konnten darüber berichten, wie sie einen Vertrag der Fremdenlegion unterschrieben hatten, um als Arbeiter in Algerien Anstellung zu finden. Ihnen war verschwiegen worden, dass sie eigentlich angeworben wurden, um auf dem Kriegsschauplatz in Algerien zu kämpfen.¹⁰² Müller schaffte es, die Geschichte der ungarischen Flüchtlinge sowohl in der internationalen Presse als auch in den diplomatischen Kreisen der UNO öffentlich zu machen, was Frankreich wenig Sympathie einbrachte, im Gegenteil.¹⁰³

In der Presse war Müller vor allem im deutschsprachigen Raum präsent, wohl auch deshalb, weil die meisten der in Algerien kämpfenden Fremdenlegionäre deutschsprachig waren.¹⁰⁴ Er selbst lieferte ab 1957 das Material an die Journalisten Klaus Polkehn und Hans Otten.¹⁰⁵ Jene informierten daraufhin in der „Wochenpost“ in der DDR über den Algerienkrieg.¹⁰⁶ Bereits im Februar 1957 berichtete die „Bild“-Zeitung von einer „geheim[e] Macht, die innerhalb von acht Wochen tausende Fremdenlegionäre aus ihren nord-afrikanischen Kasernen befreit hat“.¹⁰⁷ 1959 sprach Müller selbst in einem Interview mit dem „Spiegel“ (Titel: „Wer desertiert, muß ‚Alemani‘ rufen“) von den Aktionen des Rückführungsdienstes.¹⁰⁸ Im Herbst desselben Jahres reiste Müller sogar auf einer Werbekampagne durch die BRD, über welche „well over fifty German newspapers“ schrieben.¹⁰⁹ Feichter und von Bülow schreiben zu Müllers Präsenz in der Presse, er habe Journalisten bzw. Journalistinnen nach Marokko eingeladen, „um die Aussagen

100 Leggewie, Kofferträger. Das Algerienprojekt der Linken, S. 95, zit. nach Feichter, Österreich und der algerische Unabhängigkeitskrieg, S. 101. Die französische Armee hatte im Rahmen des Unabhängigkeitskrieges auch Folter zur Informationsbeschaffung angewandt: Panagiotopoulos, Leben in der Fremdenlegion nach 1945, S. 45–46.

101 Ebd.

102 Keller, Leben am Rande der Wahrscheinlichkeit, S. 61–64; Feichter, Österreich und der algerische Unabhängigkeitskrieg, S. 103–104.

103 Keller, Leben am Rande der Wahrscheinlichkeit, S. 63.

104 Feichter, Österreich und der algerische Unabhängigkeitskrieg, S. 89.

105 Polkehn, Die Mission des Si Mustapha, S. 30; Keller, Leben am Rande der Wahrscheinlichkeit, S. 71–72.

106 Feichter, Österreich und der algerische Unabhängigkeitskrieg, S. 101; von Bülow, West Germany, S. 118.

107 *Bild*, 10.2.1957, zit. nach Keller, Leben am Rande der Wahrscheinlichkeit, S. 52–53.

108 Feichter, Österreich und der algerische Unabhängigkeitskrieg, S. 95; von Bülow, West Germany, S. 237.

109 Ebd.

der geflüchteten Legionäre schnell zu verbreiten und damit das Ansehen Frankreichs international zu schwächen“.¹¹⁰ Von Bülow berichtet des Weiteren von Kontakten Müllers nicht nur zur bereits genannten „Wochenpost“, sondern eben auch zur „Süddeutschen Zeitung“, zur „Welt“ und zum „Spiegel“.¹¹¹

Allerdings wurden Informationen über den Algerienkrieg nicht allein durch die Presse verbreitet. Müller hatte bereits früh gemeinsam mit den Journalisten Hans-Peter Rullmann und Hans Karl Lindemann den Nordafrikanischen Club gegründet, welcher verschiedene über den Algerienkrieg informierende Broschüren druckte.¹¹² Auf einer Pressekonzferenz desselben lernte Müller den deutschen Aktivist Klaus Vack kennen.¹¹³ Dieser hatte sich bislang bereits durch Flugblattaktionen für die algerische Unabhängigkeit eingesetzt.¹¹⁴ In weiterer Folge unterstützte er Müllers Rückführungsdienst und dessen Propagandaarbeit direkt.¹¹⁵ So führte Müllers Rückführungsdienst durch dessen Öffentlichkeitsarbeit zu einer „Sensibilisierung der ausländischen öffentlichen Meinung“¹¹⁶. Dieser hatte damit ein weiteres seiner Ziele erreicht.¹¹⁷

Schließlich muss noch einmal angemerkt werden, dass die Rückführung der Fremdenlegionäre in ihre jeweiligen Heimatländer nur nach Kontaktaufnahme mit den Botschaften derselben erfolgen konnte.¹¹⁸ Ihre Staatsbürgerschaft hatten sie durch den Dienst in einem ausländischen Heer verloren.¹¹⁹ Hierdurch konnte die FLN zum einen auf internationaler Ebene tätig sein, zum anderen konnte sie zeigen, dass sie „im Stande war, auf alle politischen, diplomatischen und humanitären Aspekte der Revolution hinzuweisen und die daraus entstehenden Probleme zu lösen“.¹²⁰ So konnte der Rückführungsdienst „Mittel zur Anerkennung der Revolution auf internationaler Ebene“ sein.¹²¹ Müller konnte somit auch sein drittes Ziel erreichen.

Am Ende musste die französische Regierung auf Druck der Weltöffentlichkeit eine Lösung für ihren Kolonialkrieg in Algerien finden.¹²² Panagiotopoulos schreibt: „Das Ziel [der FLN] wurde erreicht ohne einen militärischen Sieg davonzutragen. [...] Am 3. Juli 1962 erkannte Frankreich Algeriens Unabhängigkeit an.“¹²³ Damit hörte auch Müllers Rückführungsdienst auf zu existieren.¹²⁴

110 von Bülow, *West Germany*, S. 118; Feichter, *Österreich und der algerische Unabhängigkeitskrieg*, S. 90.

111 von Bülow, *West Germany*, S. 118.

112 Ebd., S. 117–118.

113 Keller, *Leben am Rande der Wahrscheinlichkeit*, S. 76.

114 Klaus Vack, *Si Mustafa, die Rote Hand und 4000 deutsche Deserteure*, in: Werner Balsen/Karl Rössel (Hrsg.), *Hoch die internationale Solidarität*, Köln 1986, S. 75–78, hier S. 76.

115 Ebd., S. 76–77; von Bülow, *West Germany*, S. 237–238.

116 Keller, *Leben am Rande der Wahrscheinlichkeit*, S. 45–46; Feichter, *Österreich und der algerische Unabhängigkeitskrieg*, S. 90.

117 Feichter, *Österreich und der algerische Unabhängigkeitskrieg*, S. 111.

118 Keller, *Leben am Rande der Wahrscheinlichkeit*, S. 55.

119 Feichter, *Österreich und der algerische Unabhängigkeitskrieg*, S. 98–99.

120 Ebd., S. 91.

121 Keller, *Leben am Rande der Wahrscheinlichkeit*, S. 46; Feichter, *Österreich und der algerische Unabhängigkeitskrieg*, S. 91.

122 Panagiotopoulos, *Leben in der Fremdenlegion nach 1945*, S. 48.

123 Ebd., S. 50.

124 Keller, *Leben am Rande der Wahrscheinlichkeit*, S. 90.

5. Schluss

So kann festgehalten werden, dass Müllers Arbeit im Rückführungsdienst der FLN auf militärischer Ebene hilfreich war, konnte er doch Teile der französischen Fremdenlegion durch seinen Rückführungsdienst von der Desertation überzeugen, wodurch erstens die Zahl der französischen Elitekräfte in Algerien dahinschwand und zweitens die bislang so verlässliche Fremdenlegion zu einem „Unsicherheitsfaktor für die französische Armee“ wurde. Außerdem konnte Müller auch als Akteur im Waffenhandel den Erhalt und Ausbau der ALN unterstützen.

Allerdings kann in Folge argumentiert werden, dass das französische Heer, als es sich von der Niederlage in Indochina erholt hatte, doch zu schlagkräftig war, um von den algerischen Guerillakämpfern besiegt werden zu können. Somit musste die Unabhängigkeit Algeriens auf politischer Ebene errungen werden. Müllers Arbeit in seinem Rückführungsdienst konnte den Weg Algeriens hin zur Unabhängigkeit aber auch auf dieser Ebene unterstützen.

Erstens konnte er durch Pressearbeit – mit der Unterstützung von Aktivisten bzw. Aktivistinnen – die „Sensibilisierung der öffentlichen Meinung“ vor allem im deutschsprachigen Raum erreichen. Hier ist anzumerken, dass für die Zeit des Algerienkriegs aber keineswegs von einem so großen Engagement gesprochen werden kann, wie es später für die Zeit des Vietnamkriegs zu verzeichnen ist. Allerdings spricht Leggewie von einer „Algerien-Solidarität“ als der „ur- und frühgeschichtliche[n] Schicht des Internationalismus der westdeutschen Linken“¹²⁵. Feichter schreibt in Bezug auf Österreich: „[Das] Engagement und die Solidarität breiterer Schichten in anderen Konflikten hatten doch ihren Ursprung in der Unterstützung für die algerische Revolution.“¹²⁶ Zweitens diente der Rückführungsdienst durch seine Arbeit auf internationaler diplomatischer Ebene zum Zweck der Rückführung der desertierten Fremdenlegionäre auch der „Anerkennung der Revolution auf internationaler Ebene“.

Letztlich ist anzumerken, dass Winfried „Mustapha“ Müller natürlich nur ein Rad in einem viel größeren Uhrwerk war; durch dessen Zusammenspiel allein konnte die algerische Nation schließlich unabhängig werden. Und es bleiben einige Fragen offen sowohl in Bezug auf Winfried Müllers Lebenslauf – viele davon werden wohl nie eindeutig beantwortbar sein – als auch in Bezug auf die Tätigkeit seines Rückführungsdienstes. Als Anregung für eine zukünftige Arbeit sollen hier nur zwei von ihnen genannt werden: Wie genau konnte der Rückführungsdienst die desertierten Fremdenlegionäre durch die Grenzbefestigungen an der algerisch-marokkanischen Grenze bringen? Und wie sah die Einbindung Winfried Müllers in den Waffeneinkauf der ALN im Detail aus?

Müller blieb nach der Auflösung seines Rückführungsdienstes zu Kriegsende in Algerien und versuchte, am Aufbau des nun unabhängigen Landes mitzuwirken. Er wurde allerdings von der Richtung, in die sich das Land bewegte, mehr und mehr enttäuscht und zog sich schließlich in die Bergregion der Kabylei zurück, wo er sich für die Grün-

125 Leggewie, Kofferträger. Das Algerien-Projekt in den 50er und 60er Jahren, S. 170.

126 Feichter, Österreich und der algerische Unabhängigkeitskrieg, S. 142.

derung einiger Nationalparks einsetzte und seinen Lebensabend verbrachte.¹²⁷ Während der Dreharbeiten an einem Dokumentarfilm über das Ahaggar-Gebirge erlitt er einen Herzinfarkt. Er starb am 9. Oktober 1993 in der südalgerischen Oase Tamanrasset und wurde in dem von ihm gegründeten Tassilin-Nationalpark beerdigt.¹²⁸

6. Literatur

Balsen, Werner/Rössel, Karl, Hoch die internationale Solidarität. Zur Geschichte der Dritte-Welt-Bewegung in der Bundesrepublik, Köln 1986.

Boyd, Douglas, Die französische Fremdenlegion, Hamburg-Berlin-Bonn 2009.

Bülow, Mathilde von, West Germany, Cold War Europe and the Algerian War, Cambridge 2016.

Elsenhans, Hartmut, Frankreichs Algerienkrieg 1954–1962, München 1974.

Feichter, Andreas, Österreich und der algerische Unabhängigkeitskrieg. Aspekte der Diskussion über „Nationale Befreiung“ im Österreich der fünfziger Jahre, Diss. Innsbruck 1988.

Keller, Fritz, Ein Leben am Rande der Wahrscheinlichkeit. Si Mustapha alias Winfried Müller. Vom Wehrmachtsdeserteur zum Helden des algerischen Befreiungskampfes, Wien 2017.

Leggewie, Klaus, Kofferträger. Das Algerien-Projekt in den 50er und 60er Jahren und die Ursprünge des „Internationalismus“ in der Bundesrepublik, in: *Politische Vierteljahrschrift* 25 (1984), Nr. 2, S. 169–187.

Ministere de la Culture et du Tourisme (Hrsg.), Konferenzprotokoll „Le Service de Rapatriement des Legionnaires Etrangers“, Algiers 1986.

Panagiotopoulos, Daniel, Das Leben in der Fremdenlegion nach 1945. Ein Oral-History-Projekt mit Ex-Legionären aus Nordtirol, Südtirol und Vorarlberg, Dipl. Innsbruck 2012.

Polkehn, Klaus, Die Mission des Si Mustapha. Ein Deutscher kämpft für Algerien, in: *COMPARATIV* 16 (2006), Heft 2, S. 30–45.

Ritzi, Mathias Günther, Richard Christmann. Nachrichtendienstliche Auseinandersetzungen zwischen Deutschland und Frankreich in den Jahren von 1936 bis 1961, Diss. Innsbruck 2010.

Vack, Klaus, Si Mustafa, die Rote Hand und 4000 deutsche Deserteure, in: Werner Balsen/Karl Rössel (Hrsg.), Hoch die internationale Solidarität, Köln 1986, S. 75–78.

Moritz Oberhollenzer ist Student der Geschichtswissenschaften im 7. Semester an der Universität Innsbruck. moritz.oberhollenzer@student.uibk.ac.at

127 Pohlkehn, Die Mission des Si Mustapha, S. 45.

128 Keller, Leben am Rande der Wahrscheinlichkeit, S. 108–110.

Zitation dieses Beitrages

Moritz Oberhollenzer, Winfried „Mustapha“ Müller und der algerische Unabhängigkeitskrieg, in: *historia.scribere* 12 (2020), S. 107–120, [<http://historia.scribere.at>], eingesehen 15.6.2020 (=aktuelles Datum).

„Gastarbeiter hatten wir gerufen, gekommen sind aber Menschen.“ Historische Netzwerkanalyse zum medialen Diskurs über „Gastarbeiter*innen“ in österreichischen Tageszeitungen 1973

Konrad Pölzl

Kerngebiet: Wirtschafts- und Sozialgeschichte

eingereicht bei: Univ.-Prof. Dr. Patrick Kupper Büchel und Maria Buck, M.A.

eingereicht im: SoSe 2019

Rubrik: Seminar-Arbeit

Abstract

“We called for *Gastarbeiter*, but human beings arrived.” Historical network analysis on the media discourse on *Gastarbeiter* in Austrian newspapers 1973

The following seminar paper analyses the media discourses about so-called *Gastarbeiter* in Austrian newspapers in 1973. As a methodological basis, the historical network analysis is applied, whereby all relevant newspaper articles of the “*Presse*”, “*Kurier*” and “*Arbeiter-Zeitung*” will be examined and evaluated. The conclusion that emerges from the analysis is that, starting in September 1973, a media discourse developed in which the whereabouts and reduction of *Gastarbeiter* were discussed and *Gastarbeiter* became a political issue for the first time. However, the focus was never on the *Gastarbeiter* as people and individuals, with problems, fears and a self-determined future, but only on economic and social advantages or disadvantages for “Austrians”.

1. Einleitung

„Kolaric hat seine Arbeit getan, Kolaric kann gehen!“¹ fasste im Oktober 1973 die Journalistin Heide Grömansperg die Politik der FPÖ bezüglich der „Gastarbeiter*innen“ zusam-

¹ *Kurier*, 18.8.1973.

men. Die Aussage spiegelt nicht nur den Rassismus, alle nichtnationalisierten Arbeitskräfte mit dem gängigen jugoslawischen Namen Kolaric zu bezeichnen, sondern auch die Forderung vieler Akteur*innen, wie vom ÖGB, von der FPÖ, der SPÖ oder von Bundeskanzler Bruno Kreisky wider, die Anzahl der „Gastarbeiter*innen“ in Österreich stark reduzieren zu müssen. Zwar hatte Österreich seit den 1960er-Jahren diese Arbeiter*innen zu sich geholt und damit wirtschaftliche Erfolge erzielt, doch mit dem Jahr 1973 und dem Höchststand von 248.000 „ausländischen“ Beschäftigten wurden Stimmen nach deren Reduktion bzw. Rückkehr immer lauter. Dies führte dazu, dass 1973 erstmals eine breit geführte Debatte in den österreichischen Medien über „Gastarbeiter*innen“ stattfand und das Thema Eingang in die Öffentlichkeit und Politik fand.

Die vorliegende Arbeit untersucht den medialen Diskurs über „Gastarbeiter*innen“ des Jahres 1973 mit Hilfe einer historischen Netzwerkanalyse. Im Detail werden drei auflagenstarke Tageszeitungen aus Österreich analysiert: „Kurier“, „Presse“ und „Arbeiter-Zeitung“. Dabei wurden alle 199 Artikel, die im Jahr 1973 in diesen Printmedien erschienen und sich mit dem Thema „Gastarbeiter*innen“ beschäftigten, in die Analyse aufgenommen und ausgewertet.² Die zugrunde liegenden Fragestellungen lauten dabei: Wie sah die Debatte über „Gastarbeiter*innen“ in den untersuchten Zeitungen aus und wie positionierten sich in den Artikeln verschiedene Akteur*innen zum Thema?

Die aus der Analyse abgeleitete These lautet, dass ab September 1973 im Rahmen des Wahlkampfs zur Wiener Landtags- und Gemeinderatswahl ein medialer Diskurs entstand, in dem der Verbleib bzw. die Reduktion der Anzahl an „Gastarbeiter*innen“ diskutiert und „Gastarbeiter*innen“ erstmals zum Politikum wurden. Viele politische Akteur*innen wechselten im Zuge dessen mehrfach ihre Position in Bezug auf die nichtnationalisierten Arbeitskräfte und sprachen sich sowohl für als auch gegen deren Beschäftigung aus.

Ein zentrales Werk über „Gastarbeiter*innen“ in Österreich ist Helga Matuscheks Beitrag im *Journal für Sozialforschung* („Ausländerpolitik in Österreich 1962–1985. Der Kampf um und gegen die ausländische Arbeitskraft“³). Dieser 1985 erschienene Artikel bietet nach wie vor eine ausführliche und genaue Zusammenfassung der Beschäftigung von „Gastarbeiter*innen“ in Österreich. Eine sehr umfangreiche Monografie zu nichtnationalisierten Arbeitskräften und „Fremdenpolitik“ lieferte 2016 Lisa Grösel mit „Fremde von Staats wegen. 50 Jahre ‚Fremdenpolitik‘ in Österreich“.⁴ Des Weiteren erschien 2017 der Sammelband „Migration in Austria“ von Günther Bischof und Dirk Rupnow, in dem das Thema „Gastarbeiter*innen“ intensiv behandelt wird.⁵

2 Das Quellenkorpus wurden im Rahmen einer Tätigkeit als studentischer Mitarbeiter bei Prof. Dirk Rupnow am Institut für Zeitgeschichte der Universität Innsbruck vom Autor zusammengestellt und digitalisiert. „Die Presse“ und der „Kurier“ konnten in der Österreichischen Nationalbibliothek eingesehen werden, die „Arbeiter-Zeitung“ online unter <http://www.arbeiter-zeitung.at/> (eingesehen 9.11.2019).

3 Helga Matuschek, *Ausländerpolitik in Österreich 1962–1985. Der Kampf um und gegen die ausländische Arbeitskraft*, in: *Journal für Sozialforschung* 25 (1985), Heft 2, S. 159–198.

4 Lisa Grösel, *Fremde von Staats wegen. 50 Jahre ‚Fremdenpolitik‘ in Österreich*, Wien 2016.

5 Günther Bischof/Dirk Rupnow (Hrsg.), *Migration in Austria* (Contemporary Austrian Studies 26), New Orleans-Innsbruck 2017.

1.1 Zur Problematik des Begriffes

Trotz der alltagssprachlichen Verwendung des Begriffes „Gastarbeiter“, der auch häufig in wissenschaftliche Publikationen Eingang fand, darf der Terminus nicht unreflektiert verwendet werden. Vielmehr müssen Ausdrücke wie „Gastarbeiter“ und „Fremdarbeiter“ kritisch hinterfragt und gleichzeitig Termini gesucht werden, die durch deren historischen Gebrauch nicht negativ konnotiert sind.

Der Begriff „Gastarbeiter“ definiert Arbeiterinnen und Arbeiter, die aus ihren „Ursprungsländern“ migrierten, um in „Gastländern“ besser bezahlte Arbeit zu finden. Der Terminus selbst fand ab den 1960er-Jahren immer häufigere Verwendung und etablierte sich als gängige Bezeichnung für jene angeworbenen Arbeiter*innen. Zuvor war vor allem der aus der NS-Zeit übernommene Ausdruck „Fremdarbeiter“ gängig, der jedoch im Zuge einer öffentlichen Debatte ersetzt wurde. Unter anderem berichtete die „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ 1961, dass die Einführung des Begriffes „Gastarbeiter“ eine deutliche Verbesserung gegenüber der „vorbelasteten und irreführenden Bezeichnung ‚Fremdarbeiter‘“⁶ darstellen würde. Was in der geführten Debatte über die Begrifflichkeit jedoch keine Berücksichtigung erfuhr, war die irreführende Verwendung des Terminus „Gastarbeiter“ selbst.

Zunächst täuscht die Begriffsverwendung eine homogene männliche Gruppe vor, die als Arbeiter in die „Gastländer“ kamen. Der Frauenanteil unter den „Gastarbeitern“ lag jedoch bei über 30 Prozent.⁷ Daher muss auf jeden Fall der genderneutrale Begriff „Gastarbeiter*innen“ verwendet werden. Doch auch in anderer Hinsicht erweist sich der Terminus als problematisch: Unter anderem kritisiert Wolfgang Kos, dass mit dem Ausdruck „Gastarbeiter“ „einst ja kaschiert worden ist, dass die beschäftigten ArbeiterInnen als ökonomische Verschubmasse bei Nachlassen der Konjunktur jederzeit wieder retourniert werden sollten“.⁸ Elisabetta Mazza stört sich des Weiteren an dem Wortteil „Gast“, dass „die Vorstellung eines Provisoriums weckt, das nicht der Lage vieler Menschen entspricht, die in Deutschland eine Existenzgrundlage gefunden haben und nicht mehr an eine Rückkehr denken (wollen oder können)“.⁹

Auch andere Termini unterliegen dem Problem der negativen Konnotation. Zum Beispiel setzt der Begriff „ausländische Arbeiter*innen“ den Akzent auf die Arbeit als Bedingung für die Anwesenheit von Nicht-Inländer*innen und verweist auf die vorstellungsweltlichen „Nichtdazugehörigen“, die als „fremd“ und „ausländisch“ konnotiert werden.¹⁰ Eine seit den 1970er-Jahren ebenfalls gängige Bezeichnung für jene Arbeitskräfte in Österreich war der Name „Kolaric“. Unter anderem war der als typisch

6 Elisabetta Mazza, Ein Ausländer ist ein Ausländer ist ein Ausländer oder Die sprachlichen (Fehl-)Schritte in Richtung Interkulturalität. Deutsche Bezeichnungen für Nicht-Inländer, in: *Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht* 2 (1998), Heft 3, S. 4, [<https://tujournals.ulb.tu-darmstadt.de/index.php/zif/article/view/707/684>], eingesehen 9.7.2019.

7 Matuschek, *Ausländerpolitik in Österreich 1962–1985*, S. 175.

8 Wolfgang Kos, *Winken zum Abschied. Winken zum Aufbruch*, in: Hakan Gürses/Cornelia Kogoj/Sylvia Mattl (Hrsg.), *Gastarbeiter. 40 Jahre Arbeitsmigration (Sonderausstellung des Wien Museum)*, Wien 2004, S. 12–16, hier S. 8.

9 Mazza, *Ein Ausländer ist ein Ausländer*, S. 6.

10 Grösel, *Fremde von Staats wegen*, S. 67.

jugoslawisch geltende Name für eine Plakatkampagne verwendet worden, die 1973 von der „Aktion Mensch“ der Werbewirtschaft initiiert wurde. Das Plakat „I haaß Kolaric“ sollte gegen Fremdenfeindlichkeit werben und machte „Kolaric“ gleichzeitig zu einem Synonym für männliche „Gastarbeiter“, das auch in den Zeitungen Verwendung fand.¹¹ Einen neu gewonnenen Terminus wählte hingegen eine Sonderausstellung des Museums Wien, die die slawische Version als Eigenbegriff verwendet: „Gastarbajteri“. Dieser entstand in Jugoslawien, da ein Begriff für die neue Form der organisierten Arbeitsmigration fehlte.¹² Eine weitere Bezeichnungsmöglichkeit bietet Lisa Grösel an: Sie verwendet vor allem die Begriffe „Arbeiter*innen ohne österreichische Staatsbürgerschaft“ und „nichtnationalisierte“ Arbeitskräfte.¹³ In der folgenden Arbeit werden verschiedene der vorgestellten Termini Verwendung finden. Besonderes Augenmerk wird dabei auf deren genderneutralen Gebrauch gelegt und es werden problematische Begriffe durch Anführungszeichen markiert.

2. Gastarbeiter*innen in Österreich

Initialisiert durch das „Wirtschaftswunder“ der Nachkriegszeit, die Vollbeschäftigung und den daraus resultierenden Arbeitskräftemangel bemühte sich Österreich ab den 1960er-Jahren intensiv um „ausländische“ Arbeiter*innen. Die „Reichsverordnung für ausländische Arbeitnehmer“, eine Rechtskontinuität aus der NS-Zeit, die „einheimische“ vor nichtnationalisierten Arbeitskräften schützen sollte, erschwerte jedoch eine Aufnahme von „Gastarbeiter*innen“. Anträge mussten einzeln, abgestimmt auf die „Bedürfnisse“ der Wirtschaft und nach eingeholter Beschäftigungsgenehmigung des Arbeitgebers, kompliziert zugelassen werden.¹⁴ Zudem blockierte der Österreichische Gewerkschaftsbund anfangs eine Öffnung des Arbeitsmarktes, da er ein protektionistisches Arbeitsmarkt-Modell vertrat.¹⁵ Erst durch die andauernde Vollbeschäftigung und den Druck der Wirtschaft lenkten die Gewerkschaften ein und einigten sich mit der Vertretung der Arbeitgeber*innen auf ein gemeinsames „Gastarbeiter*innen“-Modell. Im Zuge des Raab-Olah-Abkommens 1961 wurde beschlossen, ein an der Schweiz orientiertes „Ausländer“-Beschäftigungsmodell einzuführen, in dem mit branchenspezifisch pauschal festgesetzten Kontingenten bestimmt wurde, wie viele nichtnationalisierte Arbeitskräfte beschäftigt werden durften. Grundlage war ein Rotationsmodell mit befristeten Verträgen, welches vorsah, dass „Gastarbeiter*innen“ nach einem Jahr wieder in die Herkunftsländer zurückkehren mussten und ihren Lebensmittelpunkt nicht nach Österreich verlegen konnten. Ziel war es, Ansprüche auf Wohnungen, Mitspracherechte und Familiennachholung möglichst gering zu halten.¹⁶ Verhandelt wurde über das Modell rein außerparlamentarisch. Während sich der Staat bzw. die Parteien

11 U. a. in: *Kurier*, 13.1.1973.

12 Kos, Winken zum Abschied, S. 8.

13 Grösel, Fremde von Staats wegen.

14 August Gächter, Migrationspolitik in Österreich seit 1945 (Arbeitspapiere Migration und soziale Mobilität Nr. 12), 10.10.2008, S. 5, [<https://www.zsi.at/users/153/attach/p1208vukovic.pdf>], eingesehen 25.6.2019.

15 Grösel, Fremde von Staats wegen, S. 52–54.

16 Matuschek, Ausländerpolitik in Österreich 1962–1985, S. 163.

der Diskussion enthielten, waren es vor allem die Organe der Sozialpartnerschaft,¹⁷ die sich mit der „Ausländer“-Beschäftigung auseinandersetzten und bis in die 1990er-Jahre die gesamte Migrationspolitik des Landes maßgeblich bestimmten.¹⁸ Infolge des Abkommens wurden Verträge mit Spanien (1962), der Türkei (1964) und Jugoslawien (1965/66) geschlossen und in den jeweiligen Hauptstädten Büros eingerichtet, um „Gastarbeiter*innen“ anzuwerben. Erfolgreich war vor allem die Einigung mit Jugoslawien, woher 78 Prozent der „ausländischen“ Beschäftigten kamen.¹⁹

Der Anteil der nichtnationalisierten Arbeitskräfte stieg in Folge stetig an. In Wien waren 11,5 Prozent der Beschäftigten „Gastarbeiter*innen“, in Vorarlberg sogar 23 Prozent. Rund ein Drittel der nichtnationalisierten Arbeitskräfte waren Frauen. Der Ausbildungsgrad war in den meisten Fällen sehr niedrig. 85 Prozent der Männer und 95 Prozent der Frauen waren un- und angelernte Arbeiter*innen²⁰ und verrichteten vor allem Arbeiten im Billiglohnsektor: bei Textilunternehmen, Baufirmen und im Gastgewerbe. Charakteristisch waren schlechte Arbeitsverhältnisse, Schichtarbeit und saisonale Arbeitslosigkeit.²¹

Die Folgen der Beschäftigung von „Gastarbeiter*innen“ in Österreich stellten sich rasch ein: Die Gewinne der Unternehmen stiegen, gleichzeitig sanken die Löhne der Hilfs- und Anlernarbeiter*innen. Die schlechten Arbeitsbedingungen für die Niedriglohnbranche blieben bestehen, da technische Erneuerungen und organisatorische Maßnahmen aus Kostengründen nicht getätigt wurden.²² Dies führte zur Unterschichtung des Arbeitsmarktes durch ein Segment niedrig entlohnter „Gastarbeiter*innen“, die im Durchschnitt weniger verdienten als österreichische Staatsbürger*innen. Vorteile hingegen gab es für Facharbeiter*innen und Angestellte, also zumeist für österreichische Beschäftigte.²³

Politisch wurden „Gastarbeiter*innen“ weiterhin nicht wahrgenommen. Zwar gab es Stellungnahmen und einzelne Forderungen von Politiker*innen, doch fand das Thema „Ausländerbeschäftigung“ keinen Eingang in Regierungserklärungen und Parteiprogramme. Die Ausländerpolitik spielte im politisch-öffentlichen Diskurs keine Rolle, die „Gastarbeiter*innen“ wurden auf den Warenwert ihrer Arbeit reduziert und nicht im Verantwortungsbereich einer nationalstaatlichen Politik gesehen.²⁴ Infolgedessen wurde die Arbeit der Sozialpartner nur durch diese selbst und die Divergenzen zwischen ÖGB und BWK kontrolliert.²⁵

17 Eine spezielle österreichische Form einer korporatistischen Vereinigung von Arbeitnehmer*innen und -geber*innen, hauptsächlich des Gewerkschaftsbundes (ÖGB) und der Wirtschaftskammer (BWK, heute WKÖ).

18 Gächter, Migrationspolitik, S. 2–3.

19 Zur Methodik der Rekrutierung der „Gastarbeiter*innen“ und den gelebten Vorurteilen siehe: Vida Bakondy, „Austria Attractive for Guest Workers?“ Recruitment of Immigrant Labor in Austria in the 1960s and 1970s, in: Günter Bischof/Dirk Rupnow (Hrsg.), Migration in Austria (Contemporary Austrian Studies 26), New Orleans-Innsbruck 2017, S. 113–139, hier S. 126–130.

20 Matuschek, Ausländerpolitik in Österreich 1962–1985, S. 173.

21 Bakondy, „Austria Attractive for Guest Workers?“, S. 115.

22 Matuschek, Ausländerpolitik in Österreich 1962–1985, S. 176.

23 Grösel, Fremde von Staats wegen, S. 60–61.

24 Ebd., S. 58.

25 Matuschek, Ausländerpolitik in Österreich 1962–1985, S. 180–182.

Ein Aufleben des Diskurses und eine Politisierung des Themas begann erst 1973. Dieses Jahr stellte nicht nur den Höhepunkt der „Gastarbeiter*innen“-Beschäftigung dar, zur selben Zeit stieß auch das „Wirtschaftswunder“ der Nachkriegszeit an seine Expansionsgrenzen. Das Wachstum in den Industrieländern ging zurück. Daraus resultierend wurde in den westeuropäischen, kapitalistischen Ländern die aktive Rekrutierung von „Gastarbeiter*innen“ beendet. Viele Länder bemühten sich ab 1973 sogar um einen „Gastarbeiterstopp“.²⁶ Im Folgenden wird nun der 1973 auflebende mediale Diskurs in Österreich mit Hilfe einer historischen Netzwerkanalyse untersucht.

3. Quellen und Methodik

Die historische Netzwerkforschung ermöglicht durch eine visuelle Darstellung einen einfachen Zugang zu komplexen Netzwerken und stellt sowohl eine empirische Methode als auch einen theoretischen Überbau dar. Wichtige Grundvoraussetzung für die historische Netzwerkanalyse ist das Verständnis des Netzwerkes als hochkomplexes, multidimensionales Gebilde, das selten greifbar und in all seinen Facetten nicht zu erheben ist. Um sich nicht im Netzwerk zu verlieren, ist eine konkrete Fragestellung essentiell, anhand derer systematisch Informationen aus den Quellen extrahiert werden können. Die vielen Einzelinformationen müssen in einem weiteren Schritt in eine geordnete Form gebracht werden, um die Nachvollziehbarkeit für Rezipient*innen gewährleisten zu können.²⁷ Dies kann vor allem mittels einer Visualisierung vollzogen werden: Die ausgewerteten Daten werden als Knoten und die Verbindungen als Kanten dargestellt und in Beziehung zueinander gesetzt (siehe dazu beispielhaft Abbildungen 3 und 4).²⁸ Um anhand der Fragestellung die Daten zu erheben und zu analysieren, gibt es keine allgemein gültige Strategie. Die Vorgehensweise und Operationalisierung muss für eine historische Netzwerkanalyse stets anhand der vorhandenen Quellen entwickelt werden. Die Maßstäbe zur Überführung der Quelleninhalte in quantitative Daten bilden den Kern der Analyse, wirken sich aber gleichzeitig auf die Untersuchungsergebnisse aus. Netzwerkdaten dürfen keinesfalls absolut betrachtet werden. Durch die Überführung der Quelleninhalte in Daten gehen viele Aspekte der Quelle verloren, denn nur diejenigen Aspekte werden ermittelt, die zur Beantwortung der Fragestellung notwendig sind. Darüber hinaus stellt die Kategorisierung der Daten einen subjektiven Vorgang der Autor*innen dar.²⁹ Demnach ist für die Nachvollziehbarkeit der historischen Netzwerkanalyse die Offenlegung der Kriterien der Datenerhebung entscheidend und soll im Folgenden für die vorliegende Netzwerkanalyse unternommen werden.

26 Grösel, *Fremde von Staats wegen*, S. 64.

27 Matthias Bixler/Daniel Reupke, *Von Quellen zu Netzwerken*, in: Marten Düring/Ulrich Eumann/Martin Stark/Linda von Keyserlingk (Hrsg.), *Handbuch Historische Netzwerkforschung. Grundlagen und Anwendungen*, Berlin 2016, S. 101–122, hier S. 103–104.

28 Marten Düring/Ulrich Eumann, *Historische Netzwerkforschung. Ein neuer Ansatz in der Geschichtswissenschaft*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 39 (2003), Heft 3, S. 369–390, hier S. 379.

29 Ebd.

In der folgenden historischen Netzwerkanalyse bilden drei auflagenstarke Tageszeitungen, die in Österreich erschienen, das Quellenkorpus. „Die Presse“, gegründet 1848, ist im bürgerlich-liberalen/konservativen Bereich zu verorten. Der „Kurier“ wurde in der Nachkriegszeit gegründet und ist dem liberalen Sektor zuzuordnen.³⁰ Diese beiden Zeitungen konnten in der Österreichischen Nationalbibliothek eingesehen werden. Die „Arbeiter-Zeitung“ hingegen ist online abrufbar.³¹ Sie wurde 1889 von Victor Adler als sozialistisches Zentralorgan gegründet und war ab 1945 bis zur Einstellung 1989 Parteizeitung der SPÖ.³² Insgesamt wurden für das Jahr 1973 199 Artikel gefunden und ausgewertet, die sich mit dem Thema „Gastarbeiter*innen“ auseinandersetzten.³³ Davon stammen 83 aus dem „Kurier“, 62 aus der „Arbeiter-Zeitung“ und 54 aus der „Presse“.

Zunächst wurden die Zeitungsartikel nach Zeitung und Erscheinungsmonat codiert und im MS-Office Programm Excel eingetragen. In einem weiteren Schritt wurden alle Artikel einem von 13 Themengebieten zugeordnet.³⁴ Diese wurden im Vorhinein vom Autor der Arbeit so festgelegt, dass alle Artikel repräsentiert sind und gleichzeitig in eine übergeordnete Struktur gebracht werden können. Die Themengebiete beziehen sich dabei entweder auf die Aussage eines Artikels, zum Beispiel bei Kommentaren oder Leserbriefen, oder auf die Beschreibung eines Geschehnisses bzw. eine Darstellung. Die Themengebiete, nach denen die Artikel sortiert wurden, sind:

- **Unterstützung:** Artikel, in denen darüber berichtet wird, dass „Gastarbeiter*innen“ in irgendeiner Form Unterstützung erfahren, zum Beispiel durch NGOs, Unternehmen oder private Helfer*innen.
- **Diskriminierung/Fremdenfeindlichkeit:** Artikel, in denen „Gastarbeiter*innen“ diskriminiert werden oder Artikel, die über Diskriminierung berichten.
- **Statistik:** Artikel, die über neue Statistiken rund um „Gastarbeiter*innen“ berichten.
- **Kriminalität:** Artikel über Kriminalität von oder gegenüber „Gastarbeiter*innen“.
- **Jugoslawische Politik:** Artikel über die Politik des Staates Jugoslawien betreffend „Gastarbeiter*innen“.
- **Gastarbeiter*innen-Quartiere (GA-Quartiere):** Artikel, die sich mit den Wohnquartieren und Wohnverhältnissen von „Gastarbeiter*innen“ beschäftigen.

30 Eurotopics, *Die Presse*, o. D., [<https://www.eurotopics.net/de/148502/die-presse>], eingesehen 29.7.2019; Eurotopics, *Kurier*, o. D., [<https://www.eurotopics.net/de/148660/kurier#>], eingesehen 29.7.2019.

31 *Arbeiter-Zeitung*, [<http://www.arbeiter-zeitung.at/>], eingesehen 29.7.2019.

32 Ebd.

33 Zum Finden der Artikel wurden alle drei Tageszeitungen systematisch Tag für Tag nach entsprechenden Berichten, die sich in irgendeiner Form mit „Gastarbeiter*innen“ beschäftigen, durchsucht.

34 Viele Artikel widmen sich diversen Teilaspekten und könnten daher mehreren Themengebieten zugeordnet werden. Da dies für die Analyse jedoch nicht möglich ist, wurde jeweils das für den Autor als zentral ersichtliche Thema ausgewählt.

- **Gegen Diskriminierung:** Artikel, in denen für ein gesellschaftliches Miteinander ohne Diskriminierung und ohne Vorurteile plädiert wird.
- **Gastarbeiterreduzierung:** Artikel, in denen darüber berichtet wird, dass sich eine Person/Gruppe für eine Reduzierung von „Gastarbeiter*innen“ in Österreich ausspricht bzw. Kommentare und Leserbriefe, die eine solche Reduzierung fordern.
- **Gastarbeiter*innen in anderen Ländern (GA in anderen Ländern):** Artikel, in denen über „Gastarbeiter*innen“ in anderen Ländern berichtet wird.
- **Gastarbeiter*innen illegal (GA illegal):** Artikel, in denen über illegal einreisende „Gastarbeiter*innen“ berichtet wird.
- **Für Weiterbeschäftigung:** Artikel, in denen darüber berichtet wird, dass sich eine Person/Gruppe für eine Weiterbeschäftigung von „Gastarbeiter*innen“ in Österreich ausspricht bzw. Kommentare und Leserbriefe, die eine solche Weiterbeschäftigung fordern bzw. für die Vorteile der „Gastarbeiter*innen“-Beschäftigung argumentieren.
- **Politik gesamt:** Artikel, die sich mit Politik bezüglich „Gastarbeiter*innen“ auseinandersetzen. Zur besseren Übersicht wurde dieses Themengebiet in die Unterpunkte Wahlrecht, Staatsbürgerschaft, Familienbeihilfe, Steuern, Debatte, Wahlkampf, Forderung nach Gesetzen unterteilt.
- **Sonstiges:** Artikel, die keinem Themengebiet zuordenbar waren.

Neben der Einteilung in Themengebiete wurden die Artikel in einem nächsten Schritt nach Akteur*innen und deren Forderungen durchsucht. Dazu wurden die Artikel wiederum in eine Excel-Tabelle eingetragen. Artikel, in denen kein*e Akteur*in gefunden wurde, wurden nicht in die Liste aufgenommen. Die restlichen Beiträge wurden nach Akteur*innen durchsucht und deren Meinung, Forderung, Handlung etc. notiert. So wurde unter anderem festgelegt, wer Unterstützung für „Gastarbeiter*innen“ bot, welche Forderungen politische Parteien oder Interessensvertretungen stellten und welche Akteur*innen gegen oder für eine Reduzierung der „Gastarbeiter*innen“ auftraten.

Die Daten, die in beiden Tabellen gewonnen wurden, wurden in einem nächsten Schritt mit dem online verfügbaren Open-Source-Programm „Palladio“, welches von den Stanford University Libraries entwickelt wurde, visualisiert.³⁵ Aus der Visualisierung entstanden zwei zentrale Abbildungen: In Abbildung 3 ist sichtbar, welche Akteur*innen mit welchen Themengebieten in Verbindung stehen. Die Abbildung 4 dagegen zeigt den Zusammenhang zwischen den Zeitungen und den Themengebieten. Aufgrund der beschränkten Anwendungs- und Visualisierungsmöglichkeiten des Programmes wurden die Daten zusätzlich statistisch ausgewertet und in Grafiken visualisiert.

35 Palladio, [<https://hdlab.stanford.edu/palladio/>], eingesehen 29.7.2019.

4. Historische Netzwerkanalyse

Klar festgestellt werden kann die Verteilung der Artikel auf die verschiedenen Monate: Wie aus Abbildung 1 ersichtlich wird, erschienen die meisten Artikel im September 1973. 49 Artikel, also rund 25 Prozent aller 1973 erschienenen Beiträge, entstammen diesem Monat. Des Weiteren lässt sich aus Abbildung 1 erschließen, dass in den Herbst- und Wintermonaten tendenziell mehr Artikel erschienen als im Frühjahr und Sommer. Dass vor allem der September 1973 einen Publikationshöhepunkt bildete, lag unter anderem an der Wiener Landtags- und Gemeinderatswahl im Oktober 1973. Im Zuge des Wahlkampfes wurde von mehreren Seiten beteuert, das Thema nicht in den Wahlkampf aufzunehmen, denn „bei einem so emotionsgeladenen Thema [könne] auch eine noch so besonnene Erklärung zum Funken im Pulverfaß werden“³⁶. Nichtsdestotrotz spielte das Thema in den Kampagnen eine wesentliche Rolle: Insgesamt sieben der 49 Artikel im September beschäftigen sich mit der Ex- bzw. Inkludierung des Themas „Gastarbeiter*innen“ im Wahlkampf.

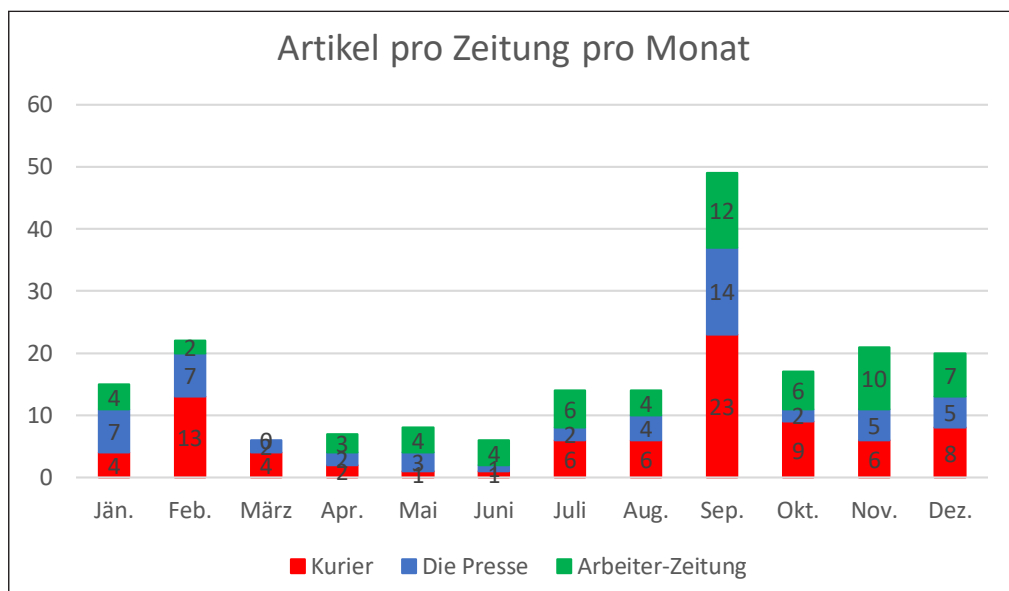


Abbildung 1: Diagramm zur Verteilung der Artikel auf Monate und Zeitungen

Das meistbehandelte Thema war die „Gastarbeiterreduzierung“ mit 22 Artikeln, also 11 Prozent aller Artikel (siehe Abbildung 2). 19 davon erschienen von September bis Dezember.

36 Kurier, 1.9.1973.

| Thema | Anzahl an Artikeln 1973 (insgesamt 199 Artikel) | in Prozent |
|-------------------------|--|------------|
| Gastarbeiterreduzierung | 22 | 11,06 |
| Politik | 21 | 10,55 |
| Unterstützung | 19 | 9,55 |
| Diskriminierung | 18 | 9,05 |
| Statistik | 18 | 9,05 |
| Für Weiterbeschäftigung | 18 | 9,05 |
| Jugoslawische Politik | 17 | 8,54 |
| Sonstiges | 17 | 8,54 |
| GA in anderen Ländern | 16 | 8,04 |
| Gegen Diskriminierung | 14 | 7,04 |
| GA-Quartiere | 9 | 4,52 |
| Kriminalität | 7 | 3,52 |
| GA illegal | 3 | 1,51 |

Abbildung 2: Anzahl der Artikel zum jeweiligen Thema

Gefordert wurde die „Gastarbeiterreduzierung“ von diversen Akteur*innen. Ersichtlich wird dies in Abbildung 3: Während die hellen Knoten die Akteur*innen darstellen, stehen die dunklen Knoten für die Themen. Die Kanten (Linien zwischen den Knoten) zeigen eine direkte Verbindung zwischen Akteur*innen und Themen auf. Werden die Kanten betrachtet, die zu dem dunklen Knoten „Gastarbeiterreduzierung“ führen, lässt sich erkennen, welche Akteur*innen die Reduzierung der nichtnationalisierten Arbeitskräfte forderten. Aus der Abbildung wird ersichtlich, dass sich neben der FPÖ auch die SPÖ und ÖVP-Landespartei in Vorarlberg für eine „Eindämmung“ der „Gastarbeiter*innen“ aussprachen. Des Weiteren forderten Akteur*innen aus anderen westeuropäischen Staaten (z. B. Schweiz und BRD), aber auch Autor*innen von Leserbriefen und Kommentaren eine Reduzierung. Der Gewerkschaftsbund ÖGB verlangte sogar einen vollkommenen „Gastarbeiterstopp“, wie er in der BRD mit Jahresende 1973 vollzogen wurde.

Des Weiteren sprach sich der Gewerkschaftsbund für Gesetze für nichtnationalisierte Arbeitskräfte aus und stellte sich gegen den Erwerb der Staatsbürgerschaft für „ausländische“ Arbeiter*innen. Disparat waren Stellungnahmen der SPÖ und des Bundeskanzlers Bruno Kreisky: In Statements forderten sie einerseits eine Weiterbeschäftigung der „Gastarbeiter*innen“, andererseits einen völligen „Gastarbeiterstopp“.³⁷ Öffentlich wahrgenommen wurde vor allem Kreiskys Aussage, der Plafond an „Gastarbeiter*innen“ sei erreicht.³⁸ Damit gab er ab September 1973 der Bundes-SPÖ eine neue Linie vor, indem er argumentierte, „Gastarbeiter*innen“ sollten zwar nicht ausgewiesen werden, „allerdings werde man bemüht sein, das Problem der illegalen Gastarbeiter durch ver-

37 Klar zu erkennen ist dies in Abbildung 3.

38 U. a. in: *Kurier*, 8.9.1973.

schärfte Kontrollen und eine entsprechende Gesetzgebung zu lösen³⁹. Laut Kreisky sollte so das Elend der „ausländischen“ Arbeiter*innen verringert werden. Kommentare im „Kurier“ und in der „Presse“ sahen in diesem Vorgehen jedoch weniger sozialdemokratische Politik, sondern vielmehr eine Position ähnlich jener der FPÖ.⁴⁰

Fast genauso viele Artikel, nämlich 18, berichteten über Forderungen zur Weiterbeschäftigung (statt einer Reduzierung) der nichtnationalisierten Arbeitskräfte. Auch dieses Thema spielte ab September eine Rolle und wurde in den Zeitungen breit diskutiert. Dahingehende Statements kamen vor allem aus der Wirtschaft: Die Industriellenvereinigung, die Bundeskammer für Wirtschaft, die Handelskammer Wien sowie Wirtschaftsexpert*innen sprachen sich konsequent für den Verbleib der „Gastarbeiter*innen“ aus, was sich durch die aus der „Ausländer“-Beschäftigung resultierenden Gewinne für die Wirtschaft erklären lässt. Neben einschlägigen Kommentaren in der „Presse“ und „Arbeiter-Zeitung“ befürwortete auch die SPÖ in einigen Presseaussendungen die weitere Beschäftigung der „Ausländer“. Federführend war hier vor allem Leopold Gratz, seit Sommer 1973 Wiener Bürgermeister. Neben der Weiterbeschäftigung forderte er auch ein restriktives Vorgehen gegen Elendsquartiere und gegen die Ausbeutung von Arbeiter*innen ohne österreichische Staatsbürgerschaft.

Politisch wurde neben den konträren Forderungen nach einer „Gastarbeiterreduzierung“ bzw. Weiterbeschäftigung das Thema „Ausländerbeschäftigung“ auch in anderer Form erörtert. 21 Artikel beschäftigten sich mit der politischen Auseinandersetzung zum Thema. Vor allem das Thema Wahlkampf bzw. das Aufgreifen des Themas „Gastarbeiter*innen“ im Wahlkampf wurde, wie bereits erwähnt, im September ausführlich diskutiert. Des Weiteren gab es insgesamt fünf Artikel zum Thema Wahlrecht. Hier war vor allem eine Diskussion über das aktive und passive Wahlrecht bei den Arbeiterkammerwahlen von zentraler Bedeutung. Für das Wahlrecht sprachen sich vor allem die SPÖ, aber auch der katholische Bundesjugendring aus. Dagegen stellten sich die ÖVP und die FPÖ. Der Nationalratsabgeordnete Werner Suppan (ÖVP) warf der Sozialdemokratie sogar vor, die „Gastarbeiter*innen“ als „Stimmvieh“ für eigene Zwecke einspannen zu wollen.⁴¹ Andere Themengebiete wie eine „Kopfsteuer“ für „Gastarbeiter*innen“, eine Forderung aus Vorarlberg, und die Möglichkeit des Erwerbs der Staatsbürgerschaft, was vor allem die SPÖ forderte, wurden nur am Rande behandelt.

Gelegentlich erfuhren „Gastarbeiter*innen“ Unterstützung durch Privatpersonen, NGOs und Unternehmen. 19 Artikel hatten verschiedenste Formen der Unterstützung zum Inhalt. Häufig im Fokus war der Wiener Zuwanderungsfonds: Dieser installierte unter anderem einen Tonbandnachrichtendienst auf Serbokroatisch⁴² oder lud „Gastarbeiter*innen“ und deren Kinder zu kostenlosen Theatervorstellungen ein.⁴³

39 *Kurier*, 2.12.1973.

40 *Kurier*, 8.9.1973; *Die Presse*, 28.8.1973.

41 *Die Presse*, 4.7.1973.

42 *Kurier*, 29.3.1973.

43 *Kurier*, 19.12.1973.

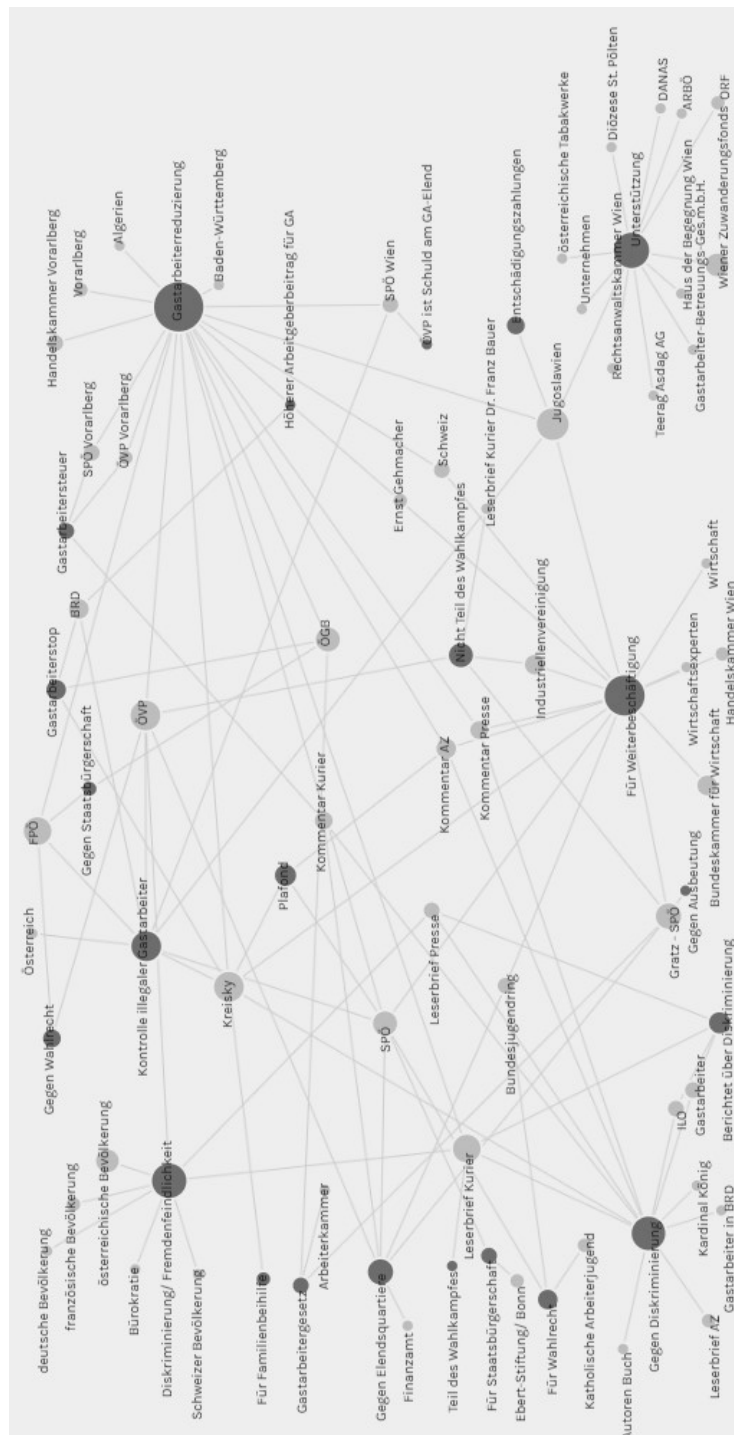


Abbildung 3: Grafik Palladio, Thema (dunkle Knoten) – Akteur*innen (helle Knoten): Anhand der Abbildung wird ersichtlich, welche Akteur*innen mit welchen Themengebieten in Verbindung stehen. Je größer ein Knoten dargestellt ist, desto relevanter war das Thema in der medialen Berichterstattung bzw. desto öfter wurde ein* Akteur*in genannt.

Darüber hinaus erschienen Artikel über Sprachkurse für Kinder⁴⁴ und Zeitungen für „Gastarbeiter*innen“ auf Serbokroatisch.⁴⁵

Medial präsente Themen waren 1973 sowohl die Diskriminierung von „Gastarbeiter*innen“ mit 18 Artikeln als auch das Auftreten gegen ebendiese Diskriminierung (14 Artikel). In Leserbriefen im „Kurier“ und der „Presse“ sind zum Teil rassistische und fremdenfeindliche Aussagen zu finden: „Heute werden wir an allen Ecken und Enden konfrontiert mit Typen, unrasiert, dreckig, herumlungern [..].“⁴⁶ Ein weiterer Artikel widmete sich der geplanten Ausreise jugoslawischer Krankenschwestern aus Österreich, da diese stärkste Anfeindungen erführen und „als Gesindel verschrien werden“.⁴⁷ Daneben erschienen 1973 diverse Studien, die in den Zeitungen rezipiert wurden und sich mit Fremdenfeindlichkeit auseinandersetzten. Laut einer Studie von Ernst Gehmacher sprachen sich 1973 90 Prozent der Österreicher*innen gegen einen längerfristigen Verbleib von „Gastarbeiter*innen“ in Österreich aus. 60 Prozent der Befragten waren dafür, dass nichtnationalisierte Arbeitskräfte in eigenen Quartieren leben sollten. 37 Prozent schlossen sogar kategorisch aus, „Gastarbeiter*innen“ als Nachbar*innen haben zu wollen.⁴⁸ Eine weitere Studie bekräftigte ebenfalls die fremdenfeindlichen Tendenzen in der österreichischen Bevölkerung: 42 Prozent der Befragten wären bereit, täglich eine Stunde länger zu arbeiten, wenn dadurch die „Ausländer“-Beschäftigung überflüssig werden würde. Eine Mehrheit bezeichnete zudem jugoslawische „Gastarbeiter*innen“ als „eher lebhaft, schmutzig und primitiv“⁴⁹. Entgegengesetzt beschäftigten sich 14 Artikel mit einem Vorgehen gegen Diskriminierung. Nicht nur Kardinal König,⁵⁰ sondern auch Kommentarbeiträge in den Zeitungen und Leserbriefe traten gegen eine Diskriminierung der nichtnationalisierten Arbeitskräfte ein.

Nicht überraschend ist der relativ hohe Anteil an Artikeln über die Politik Jugoslawiens, von wo 78 Prozent der „Gastarbeiter*innen“ in Österreich ursprünglich stammten.⁵¹ 17 Beiträge zum Thema lassen sich 1973 finden und erschienen einerseits im Zuge eines Besuches des jugoslawischen Arbeitsministers in Wien,⁵² andererseits bezugnehmend auf Forderungen, die der jugoslawische Staat bezüglich „Gastarbeiter*innen“ stellte. Diese waren inhaltlich vielfältig und reichten von Entschädigungszahlungen über „Gastarbeiterreduzierung“ und Kontrolle illegaler „Gastarbeiter*innen“ bis hin zu Unterstützung und Weiterbeschäftigung. Eine klare politische Richtung des Landes war dabei nicht zu erkennen, vielmehr reagierte Belgrad auf Entwicklungen in den westeuropäischen Staaten und versuchte selbst, Kapital aus den Arbeiter*innen zu schlagen.

Entsprechend der Politik Jugoslawiens war in den Zeitungen auch über die Politik

44 *Arbeiter-Zeitung*, 30.10.1973.

45 *Die Presse*, 26.1.1973.

46 *Kurier*, 15.9.1973.

47 *Kurier*, 27.9.1973.

48 *Die Presse*, 30.1.1973.

49 *Kurier*, 17.2.1973.

50 *Die Presse*, 2.6.1973.

51 Bakondy, „Austria Attractive for Guest Workers?“, S. 115.

52 *Die Presse*, 20.2.1973.

von Zielländern wie Frankreich, der Schweiz und der BRD zu lesen. 16 Artikel beschäftigten sich mit „Gastarbeiter*innen“ in anderen Ländern und thematisierten neben „Gastarbeiter*innen“-Streiks in Frankreich und fremdenfeindlichen Übergriffen in der BRD auch die Verschärfung der Zuwanderungsregelungen in der Schweiz und den „Gastarbeiterstopp“ in einigen westeuropäischen Ländern.

Neben den bisher beschriebenen größeren Themenblöcken mit mehr als zehn Artikeln wurde des Weiteren vereinzelt über die Wohnsituation der nichtnationalisierten Arbeitskräfte und die sogenannten Elendsquartiere (neun Artikel), über die Kriminalität von und vor allem gegenüber „Gastarbeiter*innen“ (sieben Artikel) und über den Zuzug illegaler Einreisender mit Touristenvisen (drei Artikel) diskutiert. Darüber hinaus erschienen 17 Artikel, die keinem Themenblock zuordenbar waren, in 18 Artikeln wurden Statistiken präsentiert. Diese informierten die Leser*innen unter anderem über den Anteil der „Gastarbeiter*innen“ pro Bundesland, den Anteil der Kinder von „Gastarbeiter*innen“ in Schulen und über die Anzahl der „Gastarbeiter*innen“ in Österreich pro Quartal.

Der letzte Teil der Netzwerkanalyse beschäftigt sich mit der Frage, welche Themengebiete (helle Knoten) in welchen Zeitungen (dunkle Knoten) behandelt wurden (Abbildung 4). Dabei wird ersichtlich, dass beinahe alle Themengebiete in allen drei Zeitungen vertreten waren. Lediglich einige Unterkategorien des Themenblocks Politik sowie illegal beschäftigte „Gastarbeiter*innen“ fanden nicht in allen Zeitungen Eingang.

Vor allem im „Kurier“ beschäftigen sich einige Artikel sehr ausführlich mit der Politik rund um nichtnationalisierte Arbeitskräfte und dabei vor allem mit dem Wahlkampf. Über 16 Prozent der Beiträge des „Kuriers“ sind diesem Themenblock zuordenbar. Des Weiteren sind in der Zeitung überdurchschnittlich viele Beiträge zum Thema Diskriminierung (14,5 Prozent) und „Gastarbeiterreduzierung“ (13 Prozent) zu finden. Unterdurchschnittlich wenige Beiträge gab es hingegen zum Thema Weiterbeschäftigung (7 Prozent) und „Gegen Diskriminierung“ (4,8 Prozent), über „Gastarbeiter*innen“ in anderen Ländern (3,6 Prozent) und Kriminalität (1,2 Prozent). Vermehrt Beiträge über die Politik Jugoslawiens und für Weiterbeschäftigung sind in der „Presse“ mit je 12,9 Prozent zu finden. Jeweils 11 Prozent der Artikel lassen sich den Themenblöcken Unterstützung, „Gastarbeiterreduzierung“ und „Gastarbeiter*innen“ in anderen Ländern zuordnen. Im Vergleich zu den anderen Zeitungen gibt es hingegen wenige Artikel zu „Gastarbeiter*innen“-Quartieren (3,7 Prozent) und keinen einzigen zu illegal beschäftigten „Gastarbeiter*innen“. Die „Arbeiter-Zeitung“ setzt sich in ihren Artikeln häufig mit Statistiken auseinander (12,9 Prozent). Darüber hinaus gibt es einige Artikel zum Themenblock gegen Diskriminierung und über „Gastarbeiter*innen“ in anderen Ländern (jeweils 11,29 Prozent) sowie über Kriminalität gegenüber und von „Gastarbeiter*innen“ (6,45 Prozent). Selten hingegen sind Beiträge zu Diskriminierung (3,23 Prozent), „Gastarbeiterreduzierung“ (8,6 Prozent) und Politik (4,84 Prozent). Ein relevanter Unterschied zwischen den Berichterstattungen der jeweiligen Zeitungen ist nicht erkennbar. Eine Interpretation der leichten Tendenzen ist aufgrund der geringfügigen Unterschiede zwischen den untersuchten Printmedien nur mit Vorbehalten möglich.

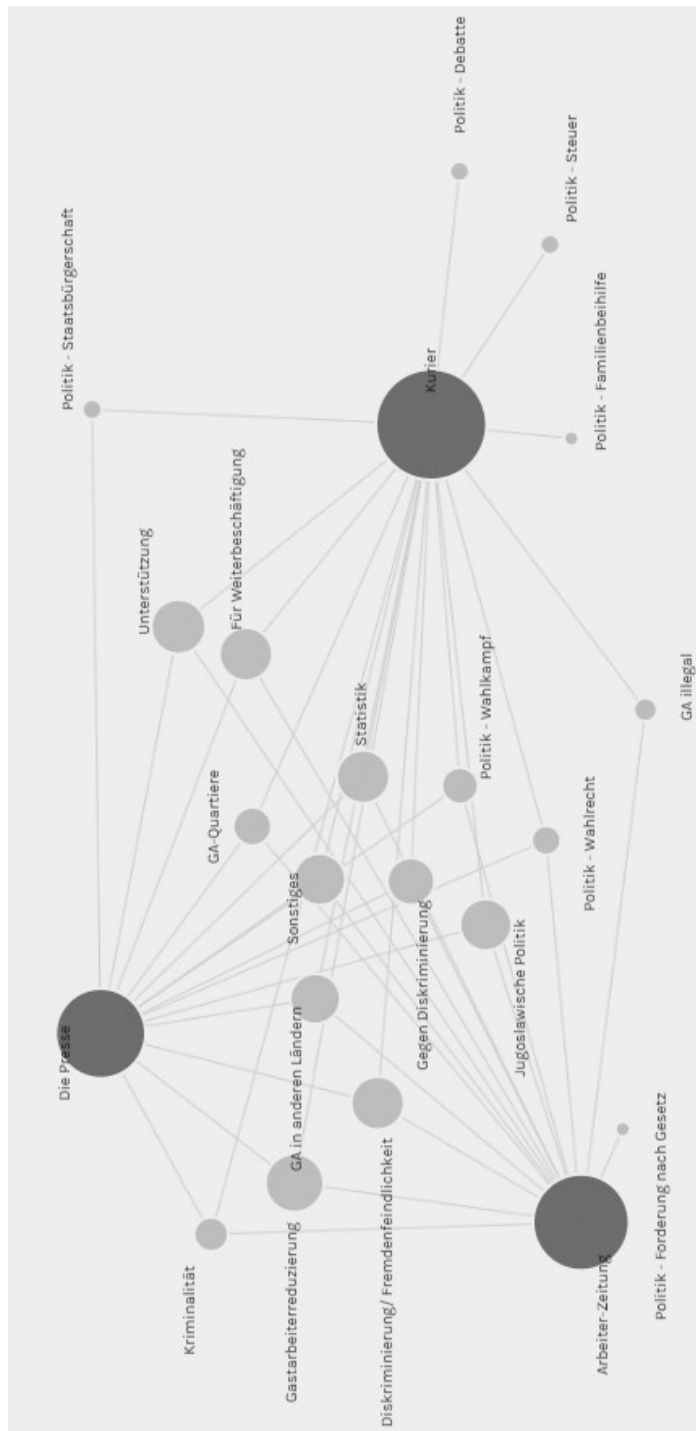


Abbildung 4: Grafik Palladio, Zeitung (dunkle Knoten) – Thema (helle Knoten): Die Abbildung veranschaulicht, welche Themengebiete in welchen Zeitungen behandelt wurden.

5. Fazit

Die „Gastarbeiter*innen“-Beschäftigung stand 1973 an einem Wendepunkt. Es war nicht nur die Höchstzahl der in Österreich beschäftigten nichtnationalisierten Arbeitskräfte erreicht, es endete auch das politische Desinteresse an den „Nicht-Österreicher*innen“ und ein intensiver Diskurs über deren Weiterbeschäftigung begann. Im Vergleich zu anderen westeuropäischen Staaten sind Besonderheiten im Diskurs erkennbar. Ein völliger „Gastarbeiterstopp“ wurde Ende 1973 kaum gefordert, auch die Ölpreiskrise ab Oktober 1973 spielte in der Berichterstattung kaum eine Rolle. Klar ausgemacht werden kann hingegen, dass der Diskurs seinen Höhepunkt im September 1973 erfuhr. Dies steht in enger Verbindung mit dem Wahlkampf zur Landtags- und Gemeinderatswahl in Wien im Oktober desselben Jahres. Aber auch danach blieb das Thema „Gastarbeiter*innen“ in den Medien präsent. Es wurde jedoch weniger über die Lebens- und Arbeitsbedingungen der nichtnationalisierten Arbeitskräfte diskutiert als vielmehr über die Frage, ob sie weiter in Österreich beschäftigt werden sollten. Dabei zeigt sich, dass die Vertretung der Arbeitgeber*innen, die Wirtschaftsvertretung und konservative Personen und Gruppen eher für eine Weiterbeschäftigung plädierten, während Arbeitnehmer*innenverbände, die SPÖ, Kanzler Kreisky und vor allem der ÖGB für eine Reduzierung der „Gastarbeiter*innen“ eintraten. Die „Gastarbeiter*innen“ selbst waren als Gesprächspartner*innen in der politischen Diskussion nie involviert. Es wurde zwar über Unterstützung für „Gastarbeiter*innen“ berichtet und auch gegen deren Diskriminierung und gegen Fremdenfeindlichkeit argumentiert, jedoch ohne die nichtnationalisierten Arbeitskräfte in der politischen Debatte als einzelne Individuen wahrzunehmen. Bezeichnend ist auch, dass in keinem der 199 Artikel über „Gastarbeiter*innen“ ein*e „Gastarbeiter*in“ selbst zu Wort kam. Viel wichtiger erschien die Frage, was die „Fremden“ den „Österreicher*innen“ bringen bzw. wegnehmen würden. In diesem Sinne wird auch klar, wieso in einem Kommentarartikel der „Presse“ im September verwundert festgestellt wurde: „Gastarbeiter hatten wir gerufen, gekommen sind aber Menschen.“⁵³ Eine weitere Erkenntnis aus der historischen Netzwerkanalyse stellen die schwankenden Meinungen mancher Akteur*innen dar: Sowohl der Staat Jugoslawien als auch die SPÖ und Bundeskanzler Kreisky tendierten von Unterstützung und Weiterbeschäftigung der „Gastarbeiter*innen“ bis hin zu deren Reduzierung. Klar erkennbar ist diese Diskrepanz anhand von Abbildung 3.

Bei den Ergebnissen dieser Arbeit ist jedoch eine kritische Reflexion der Methodik stets miteinzubeziehen. Erscheint die historische Netzwerkanalyse zwar als beinahe naturwissenschaftlich/mathematisch genaue empirische Vorgehensweise, ist doch zu bedenken, dass die Geschichtswissenschaft, egal mit welcher Methodik betrieben, eine Geisteswissenschaft bleibt. Die historische Netzwerkanalyse mit ihren Statistiken und Grafiken liefert zwar genaue Zahlen, die Erstellung der Kategorien und die Interpretation der Ergebnisse bleibt jedoch ein subjektiver Vorgang des Autors und soll auch

53 *Die Presse*, 12.9.1973. Der Ausspruch scheint eine Anlehnung an Max Frisch zu sein, der den Spruch prägte: „Wir riefen Arbeitskräfte und es kamen Menschen.“ (zum ersten Mal erschienen im Vorwort zu: Alexander Seiler, *Siamo italiani. Die Italiener. Gespräche mit italienischen Arbeitern in der Schweiz*, Zürich 1965).

als solcher verstanden werden. In der vorliegenden Arbeit sollte aufgezeigt werden, wie mithilfe der historischen Netzwerkanalyse ein Quellenbestand untersucht werden kann und verschiedene Zusammenhänge zwischen Themen und Akteur*innen analysiert werden können. So konnten nicht nur Themenschwerpunkte wie die „Gastarbeiterreduzierung“ identifiziert, sondern auch Akteur*innen Themen zugeordnet und Meinungsänderungen aufgezeigt werden.

6. Literatur

Bakondy, Vida, „Austria Attractive for Guest Workers?“ Recruitment of Immigrant Labor in Austria in the 1960s and 1970s, in: Günter Bischof/Dirk Rupnow (Hrsg.) *Migration in Austria* (Contemporary Austrian Studies 26), New Orleans-Innsbruck 2017, S. 113–139.

Bixler, Matthias/Reupke, Daniel, Von Quellen zu Netzwerken, in: Marten Düring/Ulrich Eumann/Martin Stark/Linda von Keyserlingk (Hrsg.), *Handbuch Historische Netzwerkforschung. Grundlagen und Anwendungen*, Berlin 2016, S. 101–122.

Düring, Marten/Eumann, Ulrich, Historische Netzwerkforschung. Ein neuer Ansatz in der Geschichtswissenschaft, in: *Geschichte und Gesellschaft* 39 (2003), Heft 3, S. 369–390.

Eurotopics, *Kurier*, o. D., [<https://www.eurotopics.net/de/148660/kurier#>], eingesehen 29.7.2019.

Eurotopics, *Die Presse*, o. D., [<https://www.eurotopics.net/de/148502/die-presse>], eingesehen 29.7.2019.

Gächter, August, Migrationspolitik in Österreich seit 1945 (Arbeitspapiere Migration und soziale Mobilität Nr. 12), 10.10.2008, [<https://www.zsi.at/users/153/attach/p1208vukovic.pdf>], eingesehen 25.6.2019.

Grösel, Lisa, *Fremde von Staats wegen. 50 Jahre „Fremdenpolitik“ in Österreich*, Wien 2016.

Kos, Wolfgang, Winken zum Abschied, winken zum Aufbruch, in: Hakan Gürses/Cornelia Kogoj/Sylvia Mattl (Hrsg.), *Gastarbeiter. 40 Jahre Arbeitsmigration* (Sonderausstellung des Wien Museum), Wien 2004, S. 12–16.

Matuschek, Helga, Ausländerpolitik in Österreich 1962–1985. Der Kampf um und gegen die ausländische Arbeitskraft, in: *Journal für Sozialforschung* 25 (1985), Heft 2, S. 159–198.

Mazza, Elisabetta, Ein Ausländer ist ein Ausländer ist ein Ausländer oder Die sprachlichen (Fehl-)Schritte in Richtung Interkulturalität. Deutsche Bezeichnungen für Nicht-Inländer, in: *Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht* 2 (1998), Heft 3, [<https://tujournals.ulb.tu-darmstadt.de/index.php/zif/article/view/707/684>], eingesehen 9.7.2019.

Seiler, Alexander, *Siamo italiani. Die Italiener. Gespräche mit italienischen Arbeitern in der Schweiz*, Zürich 1965.

7. Quellen

Arbeiter-Zeitung, 1973.

Die Presse, 1973.

Kurier, 1973.

8. Verwendete Programme

Stanford University, Palladio, [<https://hdlab.stanford.edu/palladio/>].

9. Abbildungen

Abbildung 1: Diagramm zur Verteilung der Artikel auf Monate und Zeitungen

Abbildung 2: Tabelle der Anzahl der Artikel zum jeweiligen Thema

Abbildung 3: Themengebiete und Akteur*innen (erstellt mit Palladio)

Abbildung 4: Themengebiete und Zeitungen (erstellt mit Palladio)

Konrad Pölzl ist Student des Masterstudiums Geschichte an der Universität Innsbruck.
konrad.poelzl@student.uibk.ac.at

Zitation dieses Beitrages

Konrad Pölzl, „Gastarbeiter hatten wir gerufen, gekommen sind aber Menschen.“ Historische Netzwerkanalyse zum medialen Diskurs über „Gastarbeiter*innen“ in österreichischen Tageszeitungen 1973, in: *historia.scribere* 12 (2020), S. 121–138, [<http://historia.scribere.at>], eingesehen 15.6.2020 (=aktuelles Datum).

„Pietismus ist Kommunikation.“ Historische Netzwerkanalyse der Korrespondenz Johann Christoph Martinis (1722–1732)

Loréne Heimerl

Kerngebiet: Wirtschafts- und Sozialgeschichte

eingereicht bei: Univ.-Prof. Dr. Patrick Kupper Büchel und Maria Buck, M.A.

eingereicht im: SoSe 2019

Rubrik: Seminar-Arbeit

Abstract

“Pietism is communication.” Historical network analysis of the correspondence of Johann Christoph Martini (1722–1732)

The aim of the following seminar paper is to show how and to what extent the lesser-known Halle Pietists contributed and preserved the communication network between Halle and London, especially after the deaths of its main actors. The methodological approach as the main foundation of this paper is a historical network analysis of the correspondence of Johann Christoph Martini. It will be shown that wide networks, such as the network between Halle and London, can only flourish because of small ego-networks such as Martini's.

1. Einleitung

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts kam es durch kirchen- und religionspolitische Entwicklungen, eine konfessionsübergreifende Frömmigkeitsbewegung sowie intensive wissenschaftliche Forschung und Missionsprojekte zum Aufbau und Ausbau eines weltweiten Netzwerkes, dessen Zentren sich in Halle und London befanden. Seine Träger waren zum einen die Halleschen „Pietist*innen“, zum anderen die Society for Promoting Christian Knowledge (SPCK) in London.

Rahmengebend für die vorliegende Analyse ist die bedeutende protestantische Frömmigkeitsbewegung des Pietismus. In seinem Werk „Vom wahren Christentum“ appellierte der protestantische Theologe Johann Arndt schon Anfang des 17. Jahrhunderts,

„weniger auf die rechte Lehre als auf das rechte Leben zu achten“.¹ Der Pietismus im eigentlichen Sinne begann mit dem lutherischen Pfarrer Phillip Jakob Spener um 1670. Kennzeichnend für den Pietismus sind die persönliche Erfahrung der Gnade Gottes, die als Wiedergeburt beschrieben wird, die vollkommene christliche Lebensführung als Ziel, die Bibel als alleinige Richtschnur des Lebens und das Laienpriestertum. Zentral sind die von Spener eingeführten „Erbauungsstunden“ – auch Konventikel genannt, mit Bibelstudium und Gebet der Pietist*innen im kleinen, privaten Rahmen, die oft Gottesdienste ersetzten. Neben der Betonung der subjektiven Seite des Glaubens waren Mission und soziales Engagement wichtig. Damit entwickelte sich der Pietismus zu der „bedeutendsten Frömmigkeitsbewegung, die der Protestantismus bislang hervorgebracht hat“². Maßgeblich für diesen Erfolg war Speners Schüler August Hermann Francke (1663–1727) und der auf ihn zurückgehende Hallesche Pietismus.³

„Pietismus ist Kommunikation.“⁴ So treffend auf den Punkt bringt es der deutsche Historiker Holger Zaunstöck. Der Hallesche Pietismus blickt auf eine längere Forschungsgeschichte zurück, die auf die gute Quellenlage der Franckeschen Stiftungen zu Halle zurückzuführen ist. In diesem Zusammenhang wurde in den letzten Jahrzehnten auch vermehrt die Beziehungsgeschichte zu London – insbesondere zur SPCK – in den Blick genommen, wobei hier ein Schwerpunkt auf einzelne herausragende Persönlichkeiten des Pietismus und/oder die Zusammenarbeit in Missionierungsbestrebungen in Nordamerika und Indien gelegt wurde.⁵ Weniger prominente Akteur*innen in diesem umfangreichen Halle-London-Netzwerk wurden bisher kaum betrachtet. Zu diesen zählt auch Johann Christoph Martini, dem sich diese Arbeit mit der folgenden Frage widmet: Welche Rolle übernahm Johann Christoph Martini innerhalb des Halle-London-Netzwerks? Hierzu entstanden folgende Überlegungen: Johann Christoph Martini nahm eine Position in der ‚zweiten Reihe‘ innerhalb des Netzwerkes ein. Er trat erst mit dem Ableben Anton Wilhelm Böhmes, einer der Initiatoren des Halle-London-Netzwerkes, vermehrt in einen aktiven Austauschprozess innerhalb des Netzwerkes ein. Durch die Übernahme eines kleinen Teils des Franckeschen Netzwerkes konnte Martini sein eigenes ausbauen. Dadurch steigerte er seinen Einflussbereich innerhalb des Halle-London-Netzwerkes und trug somit dazu bei, dass jenes nach dem Tod zentraler Akteur*innen, wie etwa Böhme, nicht zusammenbrach.

Für die Klärung der leitenden Fragestellung und Hypothesen wird das Thema zuerst grob zweigeteilt. So gliedert sich die Arbeit in einen theoretischen und in einen empirisch-analytischen Teil. Im theoretischen ersten Teil wird das übergeordnete Halle-London-Netzwerk anhand einschlägiger Sekundärliteratur vorgestellt. Basis für den

1 Martin H. Jung, Kirchengeschichte, Tübingen 2014, S. 162.

2 Ebd.

3 Encyclopaedia Britannica, August Hermann Francke, 2019, [<https://www.britannica.com/biography/August-Hermann-Francke>], eingesehen 07.06.2019.

4 Holger Zaunstöck, London und das Hallesche Waisenhaus. Einleitende Bemerkungen, in: Holger Zaunstöck/Andreas Gestrich/Thomas Müller-Bahlke (Hrsg.), London und das Hallesche Waisenhaus. Eine Kommunikationsgeschichte im 18. Jahrhundert (Hallesche Forschungen 39), Halle 2014, S. 1–21, hier S. 5.

5 Ebd.

analytischen zweiten Teil bilden zwanzig Briefe aus Martinis Briefkorpus aus der Zeit zwischen 1722 und 1732, welche in der Universitätsbibliothek in Cambridge und den Franckeschen Stiftungen zu Halle aufbewahrt werden. Um die Quellen zu analysieren und sie hinsichtlich ihrer Aussagekraft zu bewerten, wird die Methode der historischen Netzwerkanalyse angewandt. Ziel ist es, anhand dieser das Ego-Netzwerk Martinis darzustellen und in den Kontext des Halle-London-Netzwerks einzuordnen.

Der Hallesche Pietismus erfuhr in den letzten Jahrzehnten in interdisziplinären Forschungsprojekten reges Interesse.⁶ Dies lässt sich zum einen auf seinen prägenden Einfluss auf historische, theologische und pädagogische Belange, zum anderen auf die sehr gute Quellenlage zurückführen. Durch das Studienzentrum August Hermann Francke (Franckesche Stiftungen zu Halle) werden mit dem Halleschen Pietismus im Zusammenhang stehende Korrespondenzen, Missionarsberichte und vieles mehr archivierte sowie Monografien, Sammelwerke, Aufsätze und Forschungsberichte publiziert. Ein Großteil der hier verwendeten Literatur steht mit der Franckeschen Stiftung in Zusammenhang. Daniel Shantz' „An Introduction to German Pietism. Protestant Renewal at the Dawn of Modern Europe“ (2013)⁷ bietet einen guten allgemeinen Einstieg in die Thematik. Zum Zusammenhang von Gender und Pietismus lieferten vor allem Ulrike Gleixner⁸ und Pia Schmid⁹ wertvolle Beiträge. Der Sammelband „London und das Hallesche Waisenhaus. Eine Kommunikationsgeschichte im 18. Jahrhundert“ (2014) von Holger Zaunstöck, Andreas Gestrich und Thomas Müller-Bahlke¹⁰ sowie Daniel Brunner, „Halle Pietist in England. Anthony William Boehm and the Society for Promoting Christian Knowledge“ (1993)¹¹ beschäftigen sich mit der Beziehungsgeschichte der beiden hier behandelten Sozietäten. Für die SPCK gelten sowohl „Two Hundred Years: the History of the Society for Promoting Christian Knowledge 1698-1898“ (1898) von William Osborne Bird Allen und Edmund McClure¹² als auch das 1919 erschienene Werk „A History of the SPCK“ von William Kemper Lowther Clarke¹³ als Standardliteratur.

Die historische Netzwerkanalyse ist ein recht junges Forschungsgebiet. Im deutschsprachigen Raum sind Marten Düring und Ulrich Eumann federführend. Einen guten Einstieg in die Thematik bieten die Aufsätze „Historische Netzwerkforschung. Ein neu-

6 Internationale und interdisziplinäre Publikationen finden sich in der von der Historischen Kommission zur Erforschung des Pietismus in Auftrag gegebenen Reihe „Pietismus und Neuzeit. Ein Jahrbuch zur Geschichte des neueren Protestantismus“ zu finden: Rudolf Dellsperger u. a. (Hrsg.), *Pietismus und Neuzeit. Ein Jahrbuch zur Geschichte des neueren Protestantismus*, o. O., seit 1974.

7 Douglas Shantz, *An Introduction to German Pietism. Protestant Renewal at the Dawn of Modern Europe*, Baltimore 2013.

8 Ulrike Gleixner u. a. (Hrsg.), *Pietismus und Adel. Genderhistorische Analysen (Hallesche Forschungen 49)*, Halle 2018.

9 Pia Schmid (Hrsg.), *Gender im Pietismus. Netzwerke und Geschlechterkonstruktionen (Hallesche Forschungen 40)*, Halle 2015.

10 Holger Zaunstöck/Andreas Gestrich/Thomas Müller-Bahlke (Hrsg.), *London und das Hallesche Waisenhaus. Eine Kommunikationsgeschichte im 18. Jahrhundert (Hallesche Forschungen 39)*, Halle 2014.

11 Daniel L. Brunner, *Halle Pietist in England. Anthony William Boehm and the Society for Promoting Christian Knowledge (Arbeiten zur Geschichte des Pietismus 29)*, Göttingen 1993.

12 William Osborne Bird Allen/Edmund McClure, *Two Hundred Years. The History of the Society for Promoting Christian Knowledge 1698-1898*, Brighton-New York 1989.

13 William Kemp Lowther Clarke, *A Short History of the SPCK*, London 1919.

er Ansatz in den Geschichtswissenschaften“ (2013)¹⁴ von Düring und Eumann sowie „Netzwerkanalyse in den Geschichtswissenschaften. Historische Netzwerkanalyse als Methode für die Erforschung historischer Prozesse“ (2015) von Düring und Linda von Keyserlingk.¹⁵ In den letzten Jahren arbeiteten führende Pietismusforscher*innen wie Zaunstöck, Müller-Bahlke, Gleixner¹⁶ und Schmid vermehrt mit Ansätzen der historischen Netzwerkanalyse (HNA).

2. Das Halle-London-Netzwerk

2.1 *Der Hallesche Pietismus*

Durch August Hermann Francke und seine sozial-reformatorischen und theologisch-philosophischen Ansichten, die aktive Suche nach vielversprechenden Korrespondenzpartnerschaften, den Ausbau der Kontakte – bis in die Königshäuser seiner Zeit – und die damit einhergehende Verbreitung der pietistischen Lehren konnte das internationale pietistische Netzwerk im 18. Jahrhundert ermöglicht werden.

Nachdem Francke einige Jahre als Professor für Theologie und als Prediger gearbeitet hatte,¹⁷ gründete er 1691 eine Schule für arme Kinder in Glaucha, welche als Vorstufe für das spätere Hallesche Waisenhaus angesehen werden kann. Diese Schule konnte er durch großzügige Spenden 1695 eröffnen. Maßgeblich hierfür waren Franckes Kontakte zu anderen gelehrten Personen sowie einflussreichen und wohlhabenden Persönlichkeiten, wie zum Beispiel dem kurbrandenburgischen bzw. preußischen Herrscherhaus. Hier sei auf die besondere Beziehung zwischen dem Halleschen Pietismus und dem Adel hingewiesen, denn der Aufbau von Beziehungen zu den Adelshäusern war ein zentrales Anliegen des Halleschen Pietismus. Ohne das Einklinken in deren weitverzweigte Familiennetze und ihre finanzielle Unterstützung wären Franckes überterritoriale Reformpläne vergeblich gewesen. Hierbei fällt durch die überlieferten Korrespondenzen auf, dass Männer wie Frauen als Multiplikator*innen im Halleschen Netzwerk wirkten. Besonders weibliche Adelige unterstützten Franckes Waisenhaus und förderten karitative Projekte in der Armenfürsorge.¹⁸ Francke und sein Umfeld unterhielten einige Korrespondenzen zu adeligen Damen, sowohl im Reich als auch in England, so zum Beispiel zu Mary Scotton aus Eton, Buckinghamshire. Scotton unterhielt einerseits mit Francke persönlich eine Korrespondenz, andererseits kommunizierten die beiden auch über Mittler wie Anton Wilhelm Böhme. Besagte Dame förderte

14 Marten Düring/Ulrich Eumann, Historische Netzwerkforschung. Ein neuer Ansatz in den Geschichtswissenschaften, in: *Geschichte und Gesellschaft* 39 (2013), Heft 3, S. 369–390.

15 Marten Düring/Linda von Keyserlingk, Netzwerkanalyse in den Geschichtswissenschaften. Historische Netzwerkanalyse als Methode für die Erforschung von historischen Prozessen, in: Rainer Schützeichel/ Stefan Jordan (Hrsg.), *Prozesse – Formen, Dynamiken, Erklärungen*, Wiesbaden 2015, S. 337–350.

16 Zum Beispiel: Ulrike Gleixner, Potenziale eines Konzeptes „Pietismus als Netzwerk“ für die Genderforschung, in: Pia Schmid (Hrsg.), *Gender im Pietismus. Netzwerke und Geschlechterkonstruktionen (Hallesche Forschungen 40)*, Halle 2015, S. 3–17.

17 Shantz, Introduction, S. 102–103.

18 Holger Zaunstöck, Wie pietistisch kann Adel sein? Hallescher Pietismus, Reichsadel und Landesgeschichte, in: Andreas Pecar/Holger Zaunstöck/Thomas Müller-Bahlke (Hrsg.), *Wie pietistisch kann Adel sein? Hallescher Pietismus und Reichsadel im 18. Jahrhundert (Quellen und Forschungen zur Geschichte Sachsen-Anhalts 10)*, Halle 2016, S. 7–28, hier S. 7–12.

das Waisenhaus und die Dänisch-Hallesche Mission mit großzügigen Spenden.¹⁹ Auf Reichsebene war eine der großen Unterstützerinnen Henriette Catharina von Gersdorff. Sie unterhielt eine lang andauernde Korrespondenz zu Francke, finanzierte vor allem die Mädchenschule und konnte Familienmitglieder und Bekannte davon überzeugen, ihre Töchter nach Halle zur Ausbildung zu schicken. Auch ihr eigener Enkelsohn Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf wurde in Halle unterrichtet. Sie verlangte nach regelmäßigen Auskünften über die Entwicklungen des Waisenhauses und stellte Absolventen als Pastoren oder Lehrer in ihren Ländereien an.²⁰ Henriette Catharina von Gersdorff verdeutlicht die Rolle einer Frau als Multiplikatorin in Franckes Netzwerk.

Für die Gestaltung des Waisenhauses holte Francke sich Anregungen und Tipps von holländischen Waisenhäusern. 1689 war Baubeginn und die Einweihung als öffentliche Einrichtung wurde durch Friedrich III. von Brandenburg-Preußen vorgenommen. Dank der finanziellen Unterstützung durch den preußischen König, etwa in Form von Steuererlässen und Spenden, wuchs das Waisenhaus in wenigen Jahren regelrecht zu einer kleinen Stadt innerhalb Halles heran. So beinhaltet die Bezeichnung Hallesches Waisenhaus auch diverse Schulen, eine Buchdruckerei mit Verlag und Buchladen sowie eine Apotheke,²¹ welche zur bedeutenden Einnahmequelle wurden und die Dänisch-Hallesche Indienmission²² mitfinanzierten.²³

Grundlegend für die Entwicklung des Waisenhauses war neben Franckes Auffassung, dass sich wahre Christ*innen um bedürftige Personen zu kümmern hätten, auch sein pädagogisch-philosophischer Ansatz. So sollten Kinder aller Schichten durch eine einheitliche Bildung zu guten Christ*innen erzogen werden. Durch diesen Leitgedanken entstanden die diversen Schulen im Waisenhaus, wie beispielsweise eine Armen- und Waisenschule, eine Lateinische Schule, das Pädagogium Regium und etwas später eine eigene Mädchenschule.²⁴

Um 1700 kamen die ersten Pietist*innen aus Franckes Umfeld nach London, um dort das pietistische Netzwerk mit dem Ziel auszubauen, (finanzielle) Unterstützung für das Waisenhaus zu erhalten und im Zuge dessen das „wahre Christentum“ zu verbreiten. Besonders hervorzuheben sind in diesem Zusammenhang Heinrich Wilhelm Ludolf

19 Brief von Anton Wilhelm Böhme an Georg Heinrich Neubauer, 21.07.1721. Archiv der Franckeschen Stiftungen zu Halle (AFSt), AFSt/H A 175:108.

20 Robert Langer, Das Wirken der Henriette Catharina von Gersdorff, geb. von Friesen (1648-1726), in: Adelheid M. von Hauff (Hrsg.), *Frauen gestalten Diakonie. Von der biblischen Zeit bis zum Pietismus*, Bd. 1, Stuttgart 2007, S. 373–384, hier S. 282–283.

21 Shantz, Introduction, S. 117–127.

22 Der dänische König Friedrich IV. urgierete eine christliche Mission in seine indischen Kolonien. Um passende Personen für diese Aufgabe zu finden, beauftragte er den deutschen Hofprediger Franz Julius Lütkens. Dieser engagierte Bartholomäus Ziegenbalg und Heinrich Plütschu, welche in Halle Theologie studierten und ehemalige Schüler Franckes waren. Nachdem Francke über ihren Missionierungsauftrag informiert worden war, begann er, die Mission zu unterstützen. Daraus entstand schließlich ein Gemeinschaftsprojekt. Ab den 1710er-Jahren begann auch die SPCK sich einzubringen. Vgl. Daniel Cyranka/Andreas Wenzel, „das eigentliche Portrait des seligen Aarons.“ Der indische Prediger Aaron (1698/99–1745) auf Bildern des 18. Jahrhunderts, in: Rudolf Dellspenger (Hrsg.), *Pietismus und Neuzeit. Ein Jahrbuch zur Geschichte des neueren Protestantismus* 35, Göttingen 2009, S. 148–203, hier S. 152.

23 Shantz, Introduction, S. 118.

24 Ebd., S. 123–130.

(1655–1712)²⁵ und Anton Wilhelm Böhme (1673–1722).²⁶ Von der Vernetzung Ludolfs und Böhmes mit frommen, gebildeten Persönlichkeiten Englands, ihrem Willen zur intensiven Pflege von Korrespondenzpartnerschaften sowie ihrem Einfluss am englischen Königshof profitierten nicht nur das Hallesche Waisenhaus, sondern auch die SPCK als dessen Partnerin.

Eine der bereichernden Auswirkungen – und Beleg für das erfolgreiche Netzwerken Böhmes – war die Errichtung des sogenannten Englischen Tisches 1710 im Waisenhaus. Ermöglicht wurde dies durch großzügige Spenden des englischen Königshauses. Dadurch sollte zwölf deutschen Studierenden die Verpflegung garantiert werden. Voraussetzung war, dass die ausgewählten Studierenden mindestens zwei Stunden pro Tag Englisch lernten und dann für Übersetzungsarbeiten eingesetzt werden sollten. Ein weiteres Projekt, welches durch Böhmes Beziehungen ermöglicht wurde, war die Sendung englischer Knaben nach Halle. Gefördert durch die SPCK oder wohlhabende Familienmitglieder konnten diese Knaben im Waisenhaus leben und unterrichtet werden. Nach ihrer Ausbildung studierten einige von ihnen an der Universität in Halle.²⁷ Anhand des forcierten Bildungstransfers und der Ermunterung dieser Schüler, eigene und vor allem internationale Kontakte zu knüpfen, gelang es sowohl dem Halleschen Pietismus als auch der SPCK, ihre Gesamtnetzwerke mittels der vielen Ego-Netzwerke weiter auszubauen – über Europa hinaus, und über Jahrzehnte hinweg.

2.2 *Society for Promoting Christian Knowledge (SPCK)*

Im 17. und 18. Jahrhundert gab es in England unterschiedliche religiöse Strömungen neben der anglikanischen Kirche, wie z. B. die Quäker*innen und Puritaner*innen. Zusätzlich dazu entstanden innerhalb der christlichen Gemeinden sogenannte „anglican voluntary societies“.²⁸ Dazu zählte die SPCK, welche am 8. März 1698 vom Geistlichen Thomas Bray und vier Laien in London gegründet wurde.²⁹ Hauptziel war es, den christlichen Glauben einem breiteren Publikum näherzubringen. Dies sollte einerseits durch die Bereitstellung christlicher Ressourcen, andererseits durch Bildung bewerkstelligt werden.³⁰ Kinder aus ärmlichen Verhältnissen sollten kostenlos theoretischen (z. B. im Lesen, Schreiben, Rechnen oder bezüglich der Katechismen) und auch praktischen Unterricht erhalten. Das heißt, Mädchen und Buben wurden genderspezifische Fertigkeiten (z. B. Handarbeit für Mädchen) beigebracht, die ihnen später Verdienstmöglich-

25 Ludolf war Slawist, Missionsreisender und Diplomat mit einem umfangreichen Netzwerk, welches maßgeblich für die Anfänge des Halle-London-Netzwerks war: Robert Stupperich, Ludolf, Heinrich Wilhelm, in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 15, Berlin 1987, S. 304–305.

26 Böhme war von 1705–1722 Hofprediger an der St.-James-Kapelle am englischen Hof. Erst durch Böhmes Bestrebungen und Gewissenhaftigkeit war der Ausbau des Halle-London-Netzwerk möglich: Arno Sames, Anton Wilhelm Böhme (1673–1722). Studien zum ökumenischen Denken und Handeln eines halleschen Pietisten, Göttingen 1990, S. 19–21 und 112–113.

27 Juliane Jacobi, Bildungstransfer im frühen 18. Jahrhundert? Die Beziehungen zwischen dem Halleschen Waisenhaus und der Society of Promoting Christian Knowledge, in: Holger Zaunstöck/Andreas Gestrich/Thomas Müller-Bahlke (Hrsg.), London und das Hallesche Waisenhaus. Eine Kommunikationsgeschichte im 18. Jahrhundert (Hallesche Forschungen 39), Halle 2014, S. 121–138, hier S. 130.

28 Brunner, Halle Pietist, S. 15.

29 Clarke, History, S. 16.

30 SPCK, Communicating the Christian Faith since 1998, 2016, [http://spckpublishing.co.uk], eingesehen 20.08.2019.

keiten eröffneten. Mit diesem Ansatz war die SPCK Teil des sogenannten Charity School Movement.³¹

Verband die beiden Sozietäten anfänglich nur das Ziel einer soliden, christlich geprägten und praktischen Ausbildung aller Kinder, verstärkte sich die Beziehung der beiden innerhalb von 25 Jahren auf Basis der Dänisch-Halleschen-Mission nach Tranquebar und Madras in Indien. Die Missionsangelegenheiten, in denen die SPCK anfangs hauptsächlich als Finanzier in Erscheinung trat und später eine zentrale Rolle einnahm, bildeten die Grundlage für die jahrzehntelange Zusammenarbeit.

3. Johann Christoph Martini und sein Ego-Netzwerk

3.1 *Johann Christoph Martini*

Den Mittelpunkt des hier zu untersuchenden Ego-Netzwerks stellt Johann Christoph Martini dar. Da über seine Person bisher kaum etwas bekannt ist, gestaltet sich eine Rekonstruktion seines Lebens schwierig. Es wird jedoch versucht, anhand der vorhandenen Quellen einen Einblick in sein Leben zu geben.

Laut der sehr knapp gehaltenen biografischen Angaben zu seiner Person in der Datenbank der Franckeschen Stiftungen stammte Martini ursprünglich aus Schweinfurt und immatrikulierte sich Ende März 1709 an der Universität Halle für das Theologiestudium. Diesen Angaben zufolge sei er 1713 in Zeulenroda und erst ab 1722 in London gewesen.³² Allerdings belegt ein Brief Martinis, dass er bereits im Juli 1711³³ auf Wunsch Anton Wilhelm Böhmes³⁴ nach London gereist war, um dort einerseits als Vorleser an der deutschen Hofkapelle in London zu dienen,³⁵ andererseits an der dortigen kleinen deutschen Schule zu unterrichten. Es ist ein Brief von November 1713 erhalten, der auf einen Aufenthalt Martinis in Zeulenroda hinweist, allerdings ist unklar, wie lange er dort weilte.³⁶ Es gab dort in dieser Zeit einen Prediger namens Peter Christoph Martini,³⁷ was auf eine mögliche Verwandtschaft hinweisen könnte. Jedenfalls befand er sich nachweislich ab Ende 1716 wieder in London.³⁸ Bis Juni 1722 finden sich keine weiteren Hinweise auf sein Leben, nur, dass er in London weilte. Ab diesem Jahr trat er allerdings vermehrt in Erscheinung, da er zunächst als Testamentsvollstrecker Anton Wilhelm

31 Brunner, Halle Pietist, S. 18–20.

32 Angaben zu seinem Geburtsjahr sind nicht ausfindig zu machen: Franckesche Stiftungen zu Halle, Datenbank zu den Einzelhandschriften in den historischen Archivabteilungen, Johann Christoph Martini, 23.07.2015, [<http://192.124.243.55/>], eingesehen 27.05.2019.

33 Brief von Johann Christoph Martini an August Hermann Francke, 23.07.1711. AFSt, Nachlass A. H. Francke 30/29:1.

34 Brief von Anton Wilhelm Böhme an August Hermann Francke, 29.05.1711. AFSt, AFSt/H C 229:47.

35 Die zwei einzigen Nennungen Martinis in der Fachliteratur datieren seine Tätigkeit als Vorleser, Prediger und Lehrer ausschließlich ab 1722, was laut den Quellen zu spät angesetzt ist: Graham Jefcoate, Deutsche Drucker und Buchhändler in London 1680–1811. Strukturen und Bedeutung des deutschen Anteils am englischen Buchhandel (Archiv für Geschichte des Buchwesens – Studien 12), Berlin-München-Boston 2015, S. 34–38.

36 Brief von Johann Christoph Martini an Unbekannt, 09.11.1713. AFSt, AFSt/M 1 C 5:65.

37 Franckesche Stiftungen zu Halle, Datenbank, Peter Christoph Martini, 20.09.2017, [<http://192.124.243.55/>], eingesehen 27.05.2019.

38 Brief von Georg Heinrich Neubauer an Anton Wilhelm Böhme, 18.11.1716. AFSt, AFSt/H A 185:103.

Böhmes zusammen mit Georg Andreas Ruperti³⁹ fungierte.⁴⁰ Noch im selben Jahr wurden beide anfangs als korrespondierende, anschließend als vollwertige Mitglieder in die SPCK aufgenommen.⁴¹ Martini hatte mindestens einen Sohn, Georg Friede, welcher im März 1723 in London geboren wurde.⁴² Dies lässt die Schlussfolgerung zu, dass er zumindest in dieser Zeit verheiratet war. Bis zu seinem Tod arbeitete er engagiert mit Friedrich Michael Ziegenhagen, Böhmes Nachfolger am englischen Hof, der SPCK, Halle und den Missionar*innen in Tranquebar zusammen. Martini starb zwischen Februar und März 1733⁴³ in London an der Schwindsucht.⁴⁴

3.2 Die historische Netzwerkanalyse (HNA)

Die historische Netzwerkanalyse entwickelte sich aus der sozialen Netzwerkanalyse (SNA) und fand erst seit den 2000er-Jahren Einzug in die Geschichtswissenschaften.⁴⁵ Ziel der historischen Netzwerkanalyse ist die systematische grafische Darstellung von Beziehungen zwischen historischen Akteur*innen. Der Fokus der HNA richtet sich vor allem auf Strukturen, also auf die sozialen Verbindungen von Personen oder Organisationen: „Dieser Netzwerkansatz nimmt weniger die Akteure selbst, als vielmehr die Beziehungen zwischen ihnen in den Blick.“⁴⁶ Während die SNA statistische Datensammlungen, Mitgliederverzeichnisse sowie Interviews von Beteiligten verwendet, stellen dagegen historische Quellen die Grundlage der HNA dar, die häufig lückenhaft sind. Es ist daher unabdingbar, die Intentionen und die Position ihrer Verfasser*innen bei der HNA mit zu bedenken. Je homogener ein Quellenkorpus ist, desto einfacher ist die Anwendung der HNA. Sobald jedoch unterschiedliche Quellentypen als Grundlage dienen, wird die Netzwerkanalyse schwieriger.⁴⁷ Für die HNA ist es zudem eine Herausforderung, zwischenmenschliche Beziehungen zu erfassen und darzustellen.⁴⁸

Bei Ego-Netzwerken kommt der Aspekt der Multiplexität hinzu. Nach Veronika Hayden-Hanscho werden „Verbindungen [...] dann als multiplex bezeichnet, wenn Ego zu einer Person mehr als eine Art von Beziehung unterhält“⁴⁹, also z. B. sowohl ein Verwandtschafts- als auch Geschäftsverhältnis besteht.

39 Ruperti war Pfarrer der deutschen Hofkapelle in London: Franckesche Stiftungen zu Halle, Datenbank zu den Einzelhandschriften in den historischen Archivabteilungen, Georg Andreas Ruperti, 23.07.2015, [http://192.124.243.55/], eingesehen 10.08.2019.

40 Brief von Johann Christoph Martini an Georg Heinrich Neubauer, 01.06.1722. AFSt, AFSt/H A 149:20a.

41 General Meetings, 06.09.1722. University of Cambridge, University Library, Manuscript Reading Room (UCL), SPCK, MS A1_10, S. 74–75.

42 Franckesche Stiftungen zu Halle, Datenbank, Georg Frider Martini, 23.07.2015, [http://192.124.243.55/], eingesehen 01.06.2019.

43 Brief von Johann Christoph Martini an Missionare, 01.02.1733. AFSt, AFSt/M 2 G 4:19; Brief von Friedrich Christian Hahne an Gotthilf August Francke, 09.04.1733. AFSt, Nachlass A. H. Francke 30/18:6.

44 Brief von Friedrich Michael Ziegenhagen an Missionare, 1733. AFSt, ALMW/DHM 6/10:55.

45 Schmid, Gender im Pietismus.

46 Düring/Keyserlingk, Netzwerkanalyse, S. 338.

47 Aus diesem Grund beschränkt sich diese Analyse auf einen Quellentypus.

48 Düring/Eumann, Historische Netzwerkforschung, S. 371–373.

49 Veronika Hayden-Hanscho, Ego-Netzwerke zwischen Paris und Wien. Kulturvermittlung im 17. Jahrhundert am Fall Bergeret, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 23 (2012), Heft 1, S. 72–98, hier S. 84.

Die historische Netzwerkanalyse arbeitet mit einem bestimmten Vokabular zur Beschreibung der grafischen Darstellungen. Essentiell sind die Bezeichnungen „Knoten“ und „Kanten“. Als Knoten (oder auch Ecke bzw. *node* im Englischen) werden die jeweiligen Personen bezeichnet – in den nachfolgenden Darstellungen mit Kreisen dargestellt. Die Kanten (auch Relation oder *edges*) eines Netzwerks sind dagegen die Verbindungen zwischen den einzelnen Personen/Knoten – hier durch Striche dargestellt.

3.3 Die Quellsituation

Bevor sich diese Arbeit mit der Analyse der hierfür erstellten Netzwerkgrafiken auseinandersetzt, scheint es sinnvoll, auf die Einschränkungen durch die Quellenlage und Auswahl hinzuweisen. Zu bedenken ist, dass es sich hierbei nur um einen kleinen Ausschnitt aus dem Halle-London-Netzwerk handelt, sondern auch, dass die hier vorgelegten Ergebnisse lediglich einen kleinen Teil des Ego-Netzwerks von Martini selbst widerspiegeln.⁵⁰ Aufgrund der lückenhaften Überlieferung und Heterogenität der Quellen muss außerdem mit Datenschieflagen gerechnet werden.⁵¹

Als Grundlage der Analysen dienen zwanzig Briefe, die zwischen den Jahren 1722 und 1732 verfasst wurden, da ca. 95 Prozent von Martinis Korrespondenz aus dieser Zeit stammen. Neben Martinis Korrespondenz werden zusätzlich Briefe hinzugezogen, in denen auf ihn Bezug genommen wird. Die Briefe variieren nicht nur inhaltlich und im Umfang, sondern auch in ihren Hinweisen auf die persönliche Beziehung der Kontakte zu Martini und untereinander. Es scheint, dass die geografische Nähe zu den Adressaten⁵² Auswirkungen auf den Umfang der Briefe hatte. Je geografisch näher die Adressaten, desto kürzer der Brief. Beispielsweise fallen die Nachrichten, die an Sir Henry Newman, den Sekretär der SPCK, gerichtet waren, eher kurz aus. Es handelt sich hierbei häufig um knappe Bitten und Informationen zu Geld- und Missionsangelegenheiten, die dann in den wöchentlichen Zusammenkünften der Sozietät besprochen werden sollten. Dagegen sind die Briefe nach Halle und Indien um einiges ausführlicher und umfassen verschiedene Themen, wie etwa finanzielle, persönliche, die Mission oder Sozietäten betreffende Angelegenheiten. Persönliche Informationen in den Briefen betreffen meist die Gesundheit der Kommunikationspartner oder deren Familien oder die Situation der Missionar*innen in Indien. Wie anschließend gezeigt wird, wurden die Kommunikationspartner aufgrund ihrer gesellschaftlichen und finanziellen Stellung ausgewählt. Ziel war es, einflussreiche Personen in das Netzwerk aufzunehmen und darin zu halten. Die hier verwendeten Quellen werden im Archiv der Franckeschen Stiftungen zu Halle und im Archiv der Universitätsbibliothek Cambridge aufbewahrt.

50 Eine detailliertere Darstellung und Analyse werden in meiner Masterarbeit „Eine Kommunikationsgeschichte im 18. Jahrhundert am Beispiel der Halleschen Pietisten und der SPCK in England“ vorzufinden sein.

51 Auch bei anderen Analysen von Ego-Netzwerken kommt es zu solchen Problemen, was sich auf die unvollständige Überlieferung von frühneuzeitlichen Korrespondenzen zurückführen lässt: Hayden-Hanscho, *Ego-Netzwerke*, S. 78.

52 Im Nachfolgenden wird von männlichen Kontaktpersonen gesprochen, da in den behandelten Quellen keine Frauen auftauchen.

3.4 Netzwerkdarstellung und Diskussion

Für die Erstellung und Darstellung des Netzwerkes wird die frei zugängliche Software Palladio der Universität Stanford verwendet.⁵³ Als Datengrundlage für Palladio wurde eine eigene Excel-Tabelle mit diversen Kategorien erstellt.⁵⁴ Die Kategorien umfassen Verfasser, Adressaten und weitere genannte Personen der Briefe. Jeder Kontakt wurde mit einem Merkmal, wie zum Beispiel „Mitglied der SPCK“ oder „Missionar“, versehen. Danach wurden die Briefe nach inhaltlichen Aussagen kategorisiert, wie etwa „Geldspenden“, „Mission“, „religiöse Belange“ oder auch „Schulbildung“. Weitere Kategorien beziehen sich auf die Datierung und den Ausstellungsort.

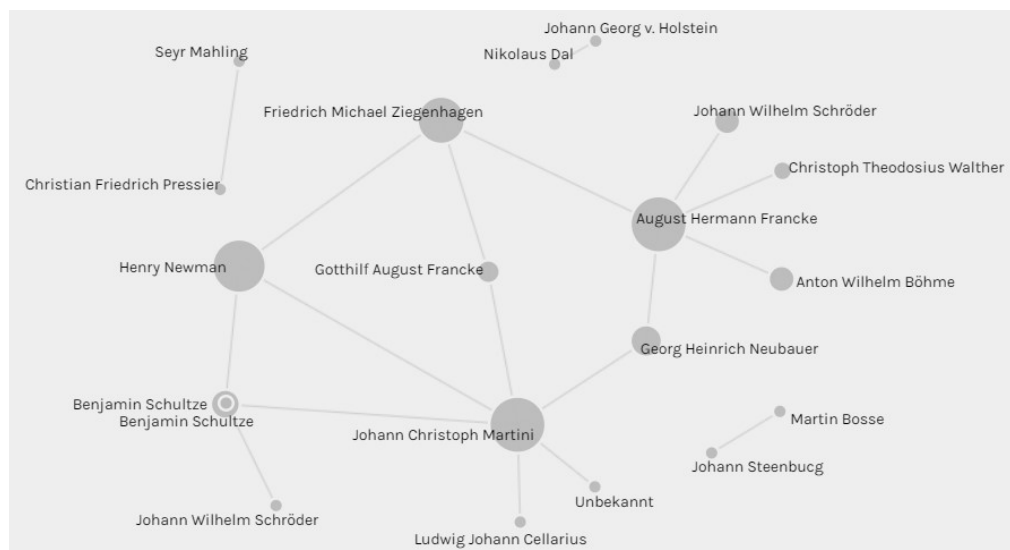


Abbildung 1: Netzwerkdarstellung Korrespondenzpartner 1722–1732

In Abbildung 1 ist eine Gesamtdarstellung von Martinis Korrespondenzpartnern zu sehen. Neben Martini selbst stellen August Hermann Francke, Friedrich Michael Ziegenhagen und Henry Newman die größten Knoten in diesem Netzwerk dar. Da Francke das Zentrum des Halleschen Pietismus und Förderer der Halleschen Netzwerks war, ist dies wenig verwunderlich. Nach seinem Tod 1727 übernahm sein Sohn Gotthilf August Francke das Waisenhaus. Mit beiden stand Martini selbst in Kontakt, wobei der letzte direkte Brief an A. H. Francke Anfang 1722 zu datieren ist. Mit ihm im Zusammenhang steht auch Georg Heinrich Neubauer (1666–1727), welcher als erster Inspektor des Waisenhauses, d. h. als einer von Franckes Stellvertretern, fungierte.⁵⁵

Wie anhand der Grafik zu erkennen ist, stand Martini über G. H. Francke mit Friedrich Michael Ziegenhagen in Kontakt. Ziegenhagen (1694–1776) übernahm nach Böhmes

53 Stanford University, Palladio-App, [https://hdlab.stanford.edu/palladio/].

54 Aus nicht geklärten Umständen zeigen die erstellten Grafiken Irregularitäten auf: so zeigt Palladio z. B. in Abbildung 2 zweimal Frederick Slare an. Beide Nennungen werden mit zwei Knoten, August Hermann Francke und Johann Christoph Martini, getrennt verbunden. Dabei handelt es sich um ein und dieselbe Person.

55 Shantz, *German Pietism*, S. 123–124.

Tod dessen Stelle als Hofprediger am englischen Hof und wurde zeitgleich Mitglied der SPCK. Zusammen dienten Ziegenhagen und Martini für ein Jahrzehnt an der deutschen Kapelle. Mit dem Ableben Böhmes stand auch die Frage im Raum, was nun mit dessen umfangreicher Korrespondenz geschehen sollte. Nachdem Martini Neubauer und die Hallenser über Böhmes Tod informiert hatte, bot er an, dessen Nachfolger und/oder die Indien-Mission zu unterstützen.⁵⁶ Letztendlich übernahm er zusammen mit Ziegenhagen die Fortführung von Böhmes Netzwerk, wobei Martini hauptsächlich als zweiter Mann hinter Ziegenhagen fungierte und sein Hauptaugenmerk auf die indische Mission legte. In diesem Zusammenhang wird deutlich, welche Limitation die HNA hat, denn wird ausschließlich Abbildung 1 betrachtet, scheint es, dass Martini und Ziegenhagen nur über andere in Kontakt standen. Allerdings ist durch eine inhaltliche Auswertung der Quellen und die Berücksichtigung ihrer gemeinsamen Tätigkeit am englischen Hofe belegbar, dass sie in engem persönlichen Austausch miteinander standen. In Abbildung 2, die sich mit von Martini genannten Personen befasst, erscheint eine Kante, also Verbindungslinie, zwischen ihnen. Allerdings können daraus ebenfalls keine Aussagen zur qualitativen Beziehung hergeleitet werden, weshalb eine inhaltliche Auswertung der Quellen unumgänglich ist.

Ein weiterer Knoten in Martinis Korrespondenznetzwerk war Henry Newman (1670–1743). Durch Newmans Rolle als Sekretär der SPCK lief der größte Teil der Korrespondenz der Sozietät über ihn. Er trat ab 1722 in Korrespondenz mit Martini, was mit dem Tod Böhmes und Martinis Aufnahme in die SPCK zusammenhängen dürfte. Anhand dieser Grafik könnte angenommen werden, Newman sei sein einziger Kontakt zur SPCK gewesen. Allerdings zeigt sich in Abbildung 2 ein anderes Bild. Aufgrund der Quellenüberlieferung scheint es, dass Martini ausschließlich mit Newman als offiziellem Vertreter der SPCK korrespondierte. Eine inhaltliche Analyse der Briefe verdeutlicht jedoch, dass Martini mit mehreren Mitgliedern der SPCK vertraut war, besonders da er seit seiner Aufnahme in die Sozietät regelmäßig an den wöchentlichen Sitzungen teilnahm.⁵⁷ Inhaltlich ging es hauptsächlich um Missionsangelegenheiten, wie um finanzielle Unterstützung für die Missionar*innen, die Übersendung von Büchern und anderer Materialien oder die Entsendung neuer Missionar*innen nach Indien. In diesem Zusammenhang steht auch Benjamin Schultze zwischen Newman und Martini. Schultze (1689–1760), der seit 1719 als Missionar in Tranquebar und Madras tätig war, stand ab 1728 in englischen Diensten.⁵⁸ Er unterhielt die allgemeine Korrespondenz der Missionar*innen.

Auffällig ist, dass in keinem der hier untersuchten Briefe eine Frau als Kontaktperson erwähnt wird. Dies ist überraschend, da, wie bereits erwähnt, Frauen eine wichtige Rolle in Franckes Netzwerk einnahmen und essentiell für dessen Ausbau und die finanzielle Unterstützung des Waisenhauses waren. Auch die SPCK nutzte den Einfluss von Frauen auf ihre Familie und Gemeinde. Auch wenn keine Frauen in den Gremien der

56 Brief von Johann Christoph Martini an Georg Heinrich Neubauer, 01.06.1722. AFSt, AFSt/H A 149:20a.

57 General Meetings, 02.02.1725. UCL, SPCK.MS A1_11, S. 112–114.

58 Franckesche Stiftungen zu Halle, Datenbank, Benjamin Schultze, 06.05.2019, [<http://192.124.243.55/>], eingesehen 15.07.2019.

SPCK vertreten waren, stellte die Sozietät sie als Lehrerinnen ein, sandte Buchpakete an sie, die sie wiederum in den jeweiligen Gemeinden verteilten, etc. Des Weiteren waren wohlhabende Engländerinnen großzügige Spenderinnen, sowohl für die englischen Armenschulen als auch für Halle und die indische Mission.

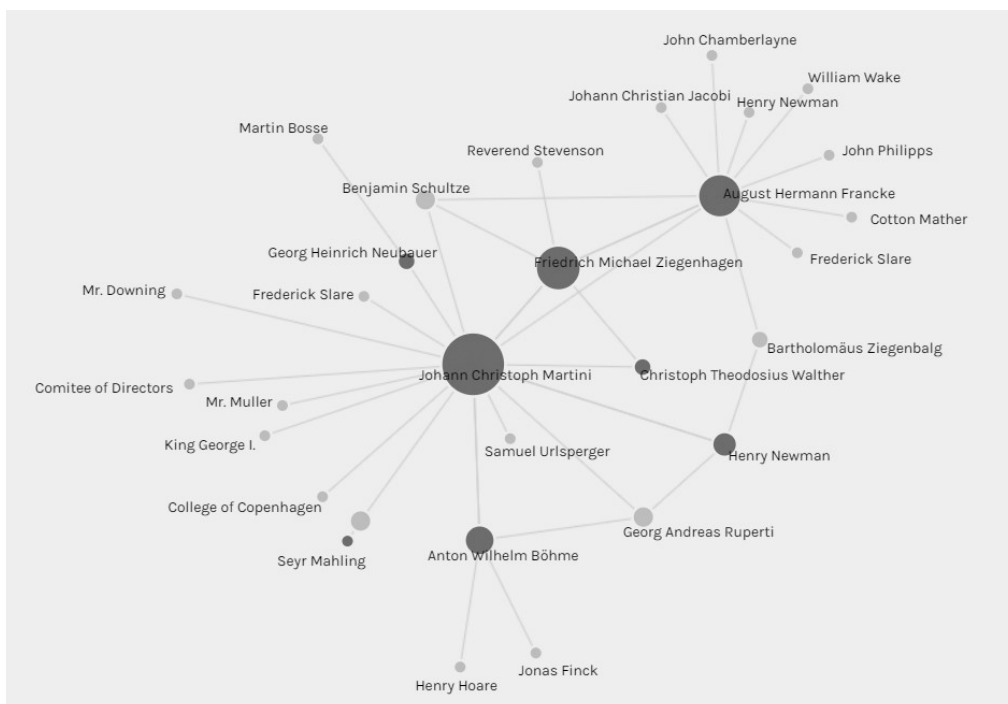


Abbildung 2: Genannte Personen in Briefen Martinis und anderer Verfasser

Abbildung 2 stellt die Verfasser der Briefe – hier dunkelgrau – und die in den Briefen genannten Personen dar. Dabei ergibt sich ein umfassenderes Bild von Martinis Netzwerk. Dadurch, dass Martini hier als Verfasser in Erscheinung tritt, kann anhand der von ihm ausgehenden Kanten und neu aufscheinenden Namen ein differenzierteres und weiter gefasstes Netzwerk gezeigt werden. Durch seine Verfasserrolle kann für die meisten genannten Personen angenommen werden, dass er sie persönlich kannte, wie zum Beispiel Georg Andreas Ruperti, der nun in direkter Verbindung zu ihm aufscheint. Die beiden dienten zusammen mehrere Jahre an der deutschen Kapelle St. James, der kleinen Schule der deutschen Gemeinde in London, und als Testamentsvollstrecker Böhmes.

Wird diese Abbildung 2 mit Abbildung 1 verglichen, verändert sich auch die Positionierung von Böhme. Wirkte es in Abbildung 1 so, als wären Martini und Böhme nur über Francke in Verbindung, deutet die Kante zwischen Martini und Böhme in dieser Abbildung auf eine persönliche Bekanntschaft hin. Dies wird wiederum von der inhaltlichen Analyse der Quellen bestätigt.⁵⁹ Auch in Hinblick auf seine Verbindungen zu Mit-

59 Brief von Johann Christoph Martini an Georg Heinrich Neubauer, 01.06.1722. AFSt, AFSt/H A 149:20a.

gliedern der SPCK stellt sich die Situation anders dar. So kommen zu Henry Newman nun auch Dr. Frederick Slare (1647–1727),⁶⁰ Mr. Muller, Mr. Downing⁶¹ und das Comitee of Directors, welches für die Finanzen zuständig war, hinzu. In Zusammenhang mit der Missionsarbeit stehen hier auch das Missionskollegium Kopenhagen (College of Copenhagen) – zusammen wurde die Dänisch-Hallesche-Mission in Indien durchgeführt – mit dessen Direktor Seyr Mahling⁶² und dem Missionar Christoph Theodosius Walther (1699–1741).⁶³ Des Weiteren taucht King George I. in einem Brief Martinis an Ziegenhagen auf. Martini leitete diverse Briefe – u. a. einen Brief des Königs an die Missionar*innen – an Ziegenhagen weiter.⁶⁴

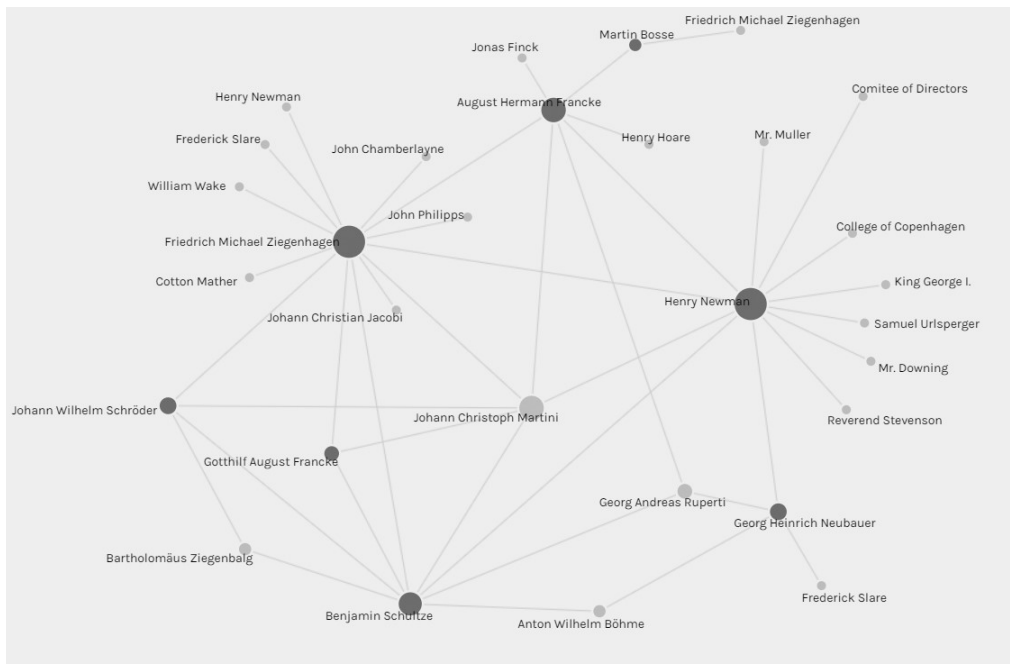


Abbildung 3: Adressaten und mit Martini genannte Personen

Werden nun die Adressaten (dunkelgrau) als Ausgangspunkt ausgewählt und dann in Verbindung mit den genannten Personen gebracht, verändert sich Martinis Netzwerk nicht wesentlich. Dennoch zeigt die Netzwerkdarstellung in Abbildung 3, mit welchen Personen Martini am häufigsten in Verbindung gebracht wurde. So lässt sich erkennen, dass sich Martini und Ziegenhagen Aspekte des Halle-London-Netzwerks in Zusammenhang mit der Mission in Indien teilen. Hier gibt es nun das erste Mal

60 Er war ein frühes Mitglied der SPCK und Koordinator im beginnenden Halle-London-Netzwerk, außerdem maßgeblich am Schüler- und Studentenaustausch in England zwischen 1700–1720 beteiligt: Jacobi, *Bildungstransfer*, S. 128.

61 Mr. Downing war seit den Anfängen der SPCK als Buchdrucker in ihren Diensten: Clarke, *SPCK*, S. 22.

62 Franckesche Stiftungen zu Halle, Datenbank, Seyr Mahling, 23.07.2015, [<http://192.124.243.55/>], eingesehen 03.08.2019.

63 Ebd.; Franckesche Stiftungen zu Halle, Datenbank, Christoph Theodosius Walther, 24.04.2019, [<http://192.124.243.55/>], eingesehen 03.08.2019.

64 Brief von Johann Christoph Martini an Henry Newman, 18.02.1727, UCL, Correspondence, SPCK.MS D1/M/10.

eine Verbindung zwischen Martini und Johann Wilhelm Schröder, Lehrer des dänischen Thronfolgers und in den 1720er-Jahren Mitglied des Missionskollegiums und Waisenhausdirektor.⁶⁵ Palladio arbeitet in dieser Abbildung wieder fehlerhaft, da häufig dieselben Personen als zwei verschiedene Knoten dargestellt werden und damit die Netzwerkdarstellung verfälscht wird.

Eine inhaltliche Analyse der Quellen zeigt, dass Martini keine neuen Kontakte ins Netzwerk einführte. Vielmehr übernahm er Teile des großen Netzwerkes von Böhme und unterstützte dessen Nachfolger Ziegenhagen. Als Akteur zweiten Ranges scheint seine primäre Aufgabe gewesen zu sein, die bestehenden Kontakte zu pflegen und fortzuführen und einem der Hauptakteure – Ziegenhagen – zur Seite zu stehen. Martini war hauptsächlich für einen sehr wichtigen Teil des Netzwerks zuständig: die Dänisch-Hallesche-Mission. Für Sie war er Bindeglied zwischen der SPCK, Halle und den Missionar*innen in Indien, sowie – selten – Kopenhagen. Die Teilnehmer in seinem Ego-Netzwerk waren ausgewählte Personen mit bestimmten Eigenschaften. So waren sie vorwiegend wichtige Multiplikatoren aufgrund ihrer einflussreichen Ego-Netzwerke und/oder finanziell gut situiert, um zu spenden. Zentral für beide Sozietäten war die Pflege einer guten Beziehung zum anglikanischen Erzbischof von Canterbury. In den Abbildungen 2 und 3 taucht dieser, William Wake, im Zusammenhang mit den Hallensern auf.

4. Fazit

Nur auf der Basis von Ego-Netzwerken, wie jenem von Martini, können Gesamtnetzwerke sich überhaupt erst entfalten. Auch in seinem kleineren, engmaschigen Netzwerk lassen sich Verbindungen zu Schlüsselfiguren des Halle-London-Netzwerks in Europa und Indien feststellen. Obwohl Martini selbst nicht eindeutig als ein „strukturelles Loch“ – d. h. als eine Schnittstelle zwischen zwei Netzwerken – definiert werden kann und daher in einer Machtposition stecken würde, unterstützt er als Akteur zweiten Grades die übergeordneten Akteur*innen, tatsächliche „strukturelle Löcher“ wie Ziegenhagen und Newman. Martinis Netzwerk kann nicht als multiplex bezeichnet werden, da das Verhältnis zwischen den multiplexen Verbindungen Martinis zur Summe aller „Alter-Ego-Verbindungen“⁶⁶ nicht ausreichend ist.

Obwohl sie als Orientierungshilfe für eine schwer überschaubare Anzahl an Akteur*innen dienen kann, ist die HNA als alleinige Analysemethode ungeeignet, da sie nichts über die Intensität und Qualität des Netzwerks aussagt. Unabdingbar ist jedenfalls eine inhaltliche Auswertung der verwendeten Quellen, da die Grafiken allein schwer zu interpretieren bzw. mehrdeutig sind. Einen Mehrwert bietet die HNA als Hilfswissenschaft, wie Marten Düring und Ulrich Eumann betonen. So liege der „Sinn [...] darin, sich die Vorzüge der SNA zunutze zu machen und damit historische Forschung und die Vermittlung ihrer Erkenntnisse – trotz des Einarbeitungsaufwandes –

65 Franckesche Stiftungen zu Halle, Datenbank, Johann Wilhelm Schröder, 21.03.2016, [<http://192.124.243.55/>], eingesehen 15.08.2019.

66 Hayden-Hanscho, Ego-Netzwerke, S. 84.

letztlich zu vereinfachen⁶⁷. Zwar bedarf es für die HNA einer aufwändigeren Vorarbeit mit subjektiven Kategorisierungen, schlussendlich stellt sie aber eine Erleichterung dar. Visuelle Darstellungen können, selbst wenn sie nicht in Arbeiten integriert werden, helfen, im Forschungsprozess einen Überblick zu erhalten, gegebenenfalls auf zuvor unentdeckte Verbindungen hinzuweisen und neue Fragen aufzuwerfen.⁶⁸

Gut geeignet ist die HNA für jene Forscher*innen, deren Forschungsschwerpunkt sich über mehrere Jahre erstreckt, oder für die Untersuchung globaler Strukturen. Mittels der HNA werden Veränderungen über längere Zeiträume einfacher und übersichtlicher feststellbar. Besonders bei großen Datenmengen können solche Veränderungen durch eine reine inhaltliche Analyse übersehen werden. Aufgrund eines recht kleinen Quellenkorpus, wie er in dieser Analyse verwendet wurde, können nur vorsichtige Aussagen und Interpretationen getroffen werden. Dennoch kann auch mittels eines quantitativ klein ausfallenden Quellenkorpus die Tauglichkeit der HNA ausgetestet und dargelegt werden. Eine anschließende qualitative Analyse der Quellen ist allerdings unabdingbar.

5. Literatur

Allen, William Osborne Bird/McClure, Edmund, *Two Hundred Years. The History of the Society for Promoting Christian Knowledge 1698–1898*, Brighton-New York 1989.

Brunner, Daniel L., *Halle Pietist in England. Anthony William Boehm and the Society for Promoting Christian Knowledge (Arbeiten zur Geschichte des Pietismus 29)*, Göttingen 1993.

Clarke, William Kemp Lowther, *A Short History of the SPCK*. London 1919.

Cyranka, Daniel/Wenzel, Andreas, „das eigentliche Portrait des seligen Aarons.“ Der indische Prediger Aaron (1698/99–1745) auf Bildern des 18. Jahrhunderts, in: Rudolf Dellsperger u. a. (Hrsg.), *Pietismus und Neuzeit. Ein Jahrbuch zur Geschichte des neueren Protestantismus 35*, Göttingen 2009, S. 148–203.

Encyclopaedia Britannica, August Hermann Francke, 2019, [<http://www.britannica.com/biography/August-Hermann-Francke>], eingesehen 07.06.2019.

Dellsperger, Rudolf u. a. (Hrsg.), *Pietismus und Neuzeit. Ein Jahrbuch zur Geschichte des neueren Protestantismus*, o. O., seit 1974.

Düring, Marten/Eumann, Ulrich, *Historische Netzwerkforschung. Ein neuer Ansatz in den Geschichtswissenschaften*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 39 (2013), Heft 3, S. 369–390.

Düring, Marten/von Keyserlingk, Linda, *Netzwerkanalyse in den Geschichtswissenschaften. Historische Netzwerkanalyse als Methode für die Erforschung von histori-*

67 Düring/Eumann, *Historische Netzwerkforschung*, S. 370.

68 Ebd.

schen Prozessen, in: Rainer Schützeichel/Stefan Jordan (Hrsg.), Prozesse – Formen, Dynamiken, Erklärungen, Wiesbaden 2015, S. 337–350.

Franckesche Stiftungen zu Halle, Datenbank zu den Einzelhandschriften in den historischen Archivabteilungen, Benjamin Schultze, 06.05.2019, [http://192.124.243.55/cgi-bin/gkdb.pl?x=u&t_show=x&wertreg=PER&wert=schultze%2C%20benjamin%20%20-%20BIOGRAFIE&reccheck=149239], eingesehen 15.07.2019.

Franckesche Stiftungen zu Halle, Datenbank zu den Einzelhandschriften in den historischen Archivabteilungen, Christoph Theodosius Walther, 24.04.2019, [http://192.124.243.55/cgi-bin/gkdb.pl?x=u&t_show=x&wertreg=PER&wert=walther%2C%20christoph%20theodosius%20%20-%20BIOGRAFIE&reccheck=140448], eingesehen 03.08.2019.

Franckesche Stiftungen zu Halle, Datenbank zu den Einzelhandschriften in den historischen Archivabteilungen, Georg Andreas Ruperti, 23.07.2015, [http://192.124.243.55/cgi-bin/gkdb.pl?x=u&t_show=x&wertreg=PER&wert=ruperti%2C%20georg%20andreas%20%20-%20BIOGRAFIE&reccheck=149292], eingesehen 10.08.2019.

Franckesche Stiftungen zu Halle, Datenbank zu den Einzelhandschriften in den historischen Archivabteilungen, Georg Frider Martini, 23.07.2015, [http://192.124.243.55/cgi-bin/gkdb.pl?x=u&t_show=x&wertreg=PER&wert=martini%2C%20georg%20%20-%20BIOGRAFIE&reccheck=130985], eingesehen 01.06.2019.

Franckesche Stiftungen zu Halle, Datenbank zu den Einzelhandschriften in den historischen Archivabteilungen, Johann Christoph Martini, 23.07.2015, [http://192.124.243.55/cgi-bin/gkdb.pl?x=u&t_show=x&wertreg=PER&wert=martini%2C%20johann%20christoph%20%20-%20BIOGRAFIE&reccheck=140724], eingesehen 27.05.2019.

Franckesche Stiftungen zu Halle, Datenbank zu den Einzelhandschriften in den historischen Archivabteilungen, Johann Wilhelm Schröder, 21.03.2016, [http://192.124.243.55/cgi-bin/gkdb.pl?x=u&t_show=x&wertreg=PER&wert=schroeder%2C%20johann%20wilhelm%20%20-%20BIOGRAFIE&reccheck=146870], eingesehen 15.08.2019.

Franckesche Stiftungen zu Halle, Datenbank zu den Einzelhandschriften in den historischen Archivabteilungen, Peter Christoph Martini, 20.09.2017, [http://192.124.243.55/cgi-bin/gkdb.pl?x=u&t_show=x&wertreg=PER&wert=martini%2C%20christoph%20%20-%20BIOGRAFIE&reccheck=144863], eingesehen 27.05.2019.

Franckesche Stiftungen zu Halle, Datenbank zu den Einzelhandschriften in den historischen Archivabteilungen, Seyr Mahling, 23.07.2015, [http://192.124.243.55/cgi-bin/gkdb.pl?x=u&t_show=x&wertreg=PER&wert=mahling%2C%20seyr%20%20-%20BIOGRAFIE&reccheck=144932], eingesehen 03.08.2019.

Gleixner, Ulrike, Potenziale eines Konzeptes „Pietismus als Netzwerk“ für die Genderforschung, in: Pia Schmid (Hrsg.), Gender im Pietismus. Netzwerke und Geschlechterkonstruktionen (Hallesche Forschungen 40), Halle 2015, S. 3–17.

Gleixner, Ulrike u. a. (Hrsg.), Pietismus und Adel. Genderhistorische Analysen (Hallesche Forschungen 49), Halle 2018.

Hayden-Hanscho, Veronika, Ego-Netzwerke zwischen Paris und Wien. Kulturvermittlung im 17. Jahrhundert am Fall Bergeret, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 23 (2012), Heft 1, S. 72–98.

Jacobi, Juliane, Bildungstransfer im frühen 18. Jahrhundert? Die Beziehungen zwischen dem Halleschen Waisenhaus und der Society of Promoting Christian Knowledge, in: Holger Zaunstöck/Andreas Gestrinch/Thomas Müller-Bahlke (Hrsg.), London und das Hallesche Waisenhaus. Eine Kommunikationsgeschichte im 18. Jahrhundert (Hallesche Forschungen 39), Halle 2014, S. 121–138.

Jefcoate, Graham, Deutsche Drucker und Buchhändler in London 1680–1811. Strukturen und Bedeutung des deutschen Anteils am englischen Buchhandel (Archiv für Geschichte des Buchwesens – Studien 12), Berlin-München-Boston 2015.

Jung, Martin H., Kirchengeschichte. Tübingen 2014.

Langer, Robert, Das Wirken der Henriette Catharina von Gersdorff, geb. von Friesen (1648–1726), in: Adelheid M. von Hauff (Hrsg.), Frauen gestalten Diakonie. Von der biblischen Zeit bis zum Pietismus, Bd. 1, Stuttgart 2007, S. 373–384.

Sames, Arno, Anton Wilhelm Böhme (1673-1722). Studien zum ökumenischen Denken und Handeln eines halleschen Pietisten, Göttingen 1990.

Schmid, Pia (Hrsg.), Gender im Pietismus. Netzwerke und Geschlechterkonstruktionen (Hallesche Forschungen 40), Halle 2015.

Shantz, Douglas, An Introduction to German Pietism. Protestant Renewal at the Dawn of Modern Europe, Baltimore 2013.

SPCK, Communicating the Christian Faith since 1998, 2016, [<http://spckpublishing.co.uk>], eingesehen 20.08.2019.

Stupperich, Robert, Ludolf, Heinrich Wilhelm. in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 15, Berlin 1987, S. 304–305.

Zaunstöck, Holger, London und das Hallesche Waisenhaus. Einleitende Bemerkungen, in: Holger Zaunstöck/Andreas Gestrinch/Thomas Müller-Bahlke (Hrsg.), London und das Hallesche Waisenhaus. Eine Kommunikationsgeschichte im 18. Jahrhundert (Hallesche Forschungen 39), Halle 2014, S. 1–21.

Ders., Wie pietistisch kann Adel sein? Hallescher Pietismus, Reichsadel und Landesgeschichte, Einleitung, in: Andreas Pecar/Holger Zaunstöck/Thomas Müller-Bahlke (Hrsg.), Wie pietistisch kann Adel sein? Hallescher Pietismus und Reichsadel im 18. Jahrhundert (Quellen und Forschungen zur Geschichte Sachsen-Anhalts 10), Halle 2016, S. 7–28.

6. Quellen

University of Cambridge, University Library, Manuscript Reading Room (UCL)

Brief von Johann Christoph Martini an Henry Newman, 18. 02.1727. UCL, Correspondence, SPCK.MS D1/M/10.

General Meetings, 06.09.1722. UCL, SPCK.MS A1_10, S. 74–75.

General Meetings, 02.02.1725. UCL, SPCK.MS A1_11, S. 112–114.

Archiv der Franckeschen Stiftungen zu Halle (AFSt)

Brief von Anton Wilhelm Böhme an August Hermann Francke, 29.05.1711. AFSt, AFSt/H C 229:47.

Brief von Johann Christoph Martini an August Hermann Francke, 23.07.1711. AFSt, Nachlass A. H. Francke 30/29:1.

Brief von Johann Christoph Martini an Unbekannt, 09.11.1713. AFSt, AFSt/M 1 C 5:65.

Brief von Georg Heinrich Neubauer an Anton Wilhelm Böhme, 18.11.1716. AFSt, AFSt/H A 185:103.

Brief von Anton Wilhelm Böhme an Georg Heinrich Neubauer, 21.07.1721. AFSt, AFSt/H A 175:108.

Brief von Johann Christoph Martini an Georg Heinrich Neubauer, 01.06.1722. AFSt, AFSt/H A 149:20a.

Brief von Johann Christoph Martini an Missionare, 01.02.1733. AFSt, AFSt/M 2 G 4:19.

Brief von Friedrich Christian Hahne an Gotthilf August Francke, 09.04.1733. AFSt, Nachlass A. H. Francke 30/18:6.

Brief von Friedrich Michael Ziegenhagen an Missionare, 1733. AFSt, ALMW/DHM 6/10:55.

7. Verwendete Programme

Stanford University, Palladio, [<https://hdlab.stanford.edu/palladio/>].

8. Abbildungen

Abbildung 1: Netzwerkdarstellung Korrespondenzpartner 1712–1732 (erstellt mit Palladio)

Abbildung 2: Von Martini genannte Kontakte (erstellt mit Palladio)

Abbildung 3: Mit Martini im Zusammenhang genannte Kontakte (erstellt mit Palladio)

Loréne Heimerl ist Studentin der Geschichtswissenschaften im 6. Semester an der Universität Innsbruck. lorene.heimerl@student.uibk.ac.at

Zitation dieses Beitrages

Loréne Heimerl, „Pietismus ist Kommunikation.“ Historische Netzwerkanalyse der Korrespondenz Johann Christoph Martinis (1722–1732) , in: *historia.scribere* 12 (2020), S. 139-157, [<http://historia.scribere.at>], eingesehen 15.6.2020 (=aktuelles Datum).

Die Entwicklung des Fremdenverkehrs in der Stadt Kufstein bis 1914. Sommerfrische, Bergsport, Kur und die Anfänge des Wintertourismus

Tanja Angela Braunschmid

Kerngebiet: Österreichische Geschichte

eingereicht bei: ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Margaretha Friedrich

eingereicht im: SoSe 2019

Rubrik: Bachelor-Arbeit

Abstract

The development of tourism in Kufstein until 1914. Summer and health tourism, alpine sports and the beginning of winter tourism

This bachelor thesis shows the economic importance of the touristic sector in Kufstein before the First World War. It examines how technical innovations, organisations and business-minded entrepreneurs developed the upcoming sector of summer tourism in Kufstein. The paper further discusses whether winter tourism already existed in Kufstein and whether this was already of economic importance for the small Tyrolean town.

1. Einleitung

Der Tourismus ist aus der Stadt Kufstein nicht mehr wegzudenken. Neben der Festung als Ausflugsziel und Hauptattraktion der Stadt sind vor allem die Kulturveranstaltungen Besuchermagnete. Die Stadt ist heute ganzjährig das Ziel von Tourist*innen, wobei sich anhand der Nächtigungszahlen aus dem Geschäftsbericht des Tourismusverbandes 2017 ein Vorteil in der Sommersaison zeigt: 52.843 Ankünften in der Sommersaison 2017 stehen 34.281 Ankünfte in der Wintersaison 2016/2017 gegenüber.¹ Die Anfänge des Tourismus in Tirol bzw. in Österreich im 19. Jahrhundert hängen mit der Sommer-

¹ Tourismusverband Kufsteinerland, Geschäftsbericht 2017, 2017, [<https://www.kufstein.com/media/geschaeftsbericht-tourismusverband-kufsteinerland-2017.pdf>], eingesehen 05.06.2018.

frische und der Kur zusammen. Vor allem die Sommerfrische wird oft als Synonym für den Fremdenverkehr in der Monarchie verwendet. Aber was geschah in den Wintermonaten? Gab es im Winter in dieser Zeit keinen Fremdenverkehr? Die vorliegende Bachelorarbeit setzt an dieser Stelle an. Für die Untersuchung der Anfänge und der ersten Entwicklungen des Kufsteiner Fremdenverkehrs stellt sich die Frage, ob sich Kufstein, wie andere bekannte erste österreichische Fremdenverkehrsorte wie etwa Bad Ischl, ebenfalls als Sommerfrische- und Kur-Ziel etablieren konnte, oder ob der Fremdenverkehr in der Stadt möglicherweise mehr zu bieten hatte. Bei der Beschäftigung mit dem Fremdenverkehr in Kufstein ab der Mitte des 19. Jahrhunderts bis 1914 fallen immer wieder Dokumente und Fotografien aus den Wintermonaten auf. Konnte Kufstein also bereits während der Anfangsphase des Fremdenverkehrs auch in den Wintermonaten Gäste ansprechen?

Von diesem Interessenshintergrund ausgehend entstand folgende Forschungsfrage: Welche zentralen Entwicklungsschritte durchlief der Fremdenverkehr in Kufstein bis 1914, wodurch sich neben der Sommersaison auch bereits eine Wintersaison etablieren konnte? Die leitende These besagt also, dass Kufstein einer der wenigen Orte in Tirol war, denen es gelang, die Wintersaison vor 1914 zu einem bedeutenden wirtschaftlichen Faktor auszubauen. Besonders wichtige Entwicklungen, ohne die der Aufschwung des Fremdenverkehrs vor Beginn des Ersten Weltkriegs nicht möglich gewesen wäre, werden dabei dargestellt. Darunter fallen beispielsweise die Arbeit des Alpenvereins und die Erschließung des Kaisergebirges, der Ausbau der touristischen Infrastruktur, die Bedeutung der Eisenbahn sowie die aktiven Kufsteiner Förderer*innen, die an diesen neuen Wirtschaftsbereich glaubten. In der Betrachtung der Wintersaison vor 1914 geht es vor allem darum, die wirtschaftliche Relevanz herauszuarbeiten und zu zeigen, dass Kufstein bereits damals zu den Zwei-Saisonen-Tourismusorten zählte. Da diese Thematik in der bisherigen Forschung zur touristischen Entwicklung Kufsteins noch nicht berücksichtigt wurde, schließt die vorliegende Arbeit eine Forschungslücke.

Allgemeine Literatur zur Entwicklung des Fremdenverkehrs im heutigen Bundesland Tirol bildet die Grundlage für die Bearbeitung der Forschungsfrage. Zusätzlich werden Literatur und Quellen aus Kufstein selbst verwendet. Zeugnisse zur Entwicklung des Fremdenverkehrs in Kufstein finden sich beispielsweise in den Hotel- und Fremdenlisten des Vereins zur Hebung des Fremdenverkehrs in Kufstein und Umgebung, in Prospektmaterial von Gasthöfen und Hotels, und nicht zuletzt in zahlreichen Fotografien. Der Großteil der verwendeten Quellen wurde freundlicherweise vom Heimatverein Kufstein zur Verfügung gestellt. Ein herzliches Dankeschön dafür gilt besonders dem Obmann des Heimatvereins, Gerhard Lehmann.

Der bisherige Forschungsstand zum Thema behandelte vor allem Teilaspekte: 2016 erschien das Werk von Gerald Bendler mit dem Titel „Wilder Kaiser. Von Sommerfrischlern, Kletterlegenden, Skipionieren und dem Bergdoktor – 200 Jahre Alpingeschichte und Reisekultur“². Diese Monografie beschreibt neben Inhalten zum alpinen Sport am Wil-

2 Gebhard Bendler, *Wilder Kaiser. Von Sommerfrischlern, Kletterlegenden, Skipionieren und dem Bergdoktor*. 200 Jahre Alpingeschichte und Reisekultur, Innsbruck-Wien 2016.

den Kaiser weitere touristische Aspekte und bezeichnet Kufstein dabei als die Hauptstadt der Region. Der Kufsteiner Heimatverein lieferte 2012 und 2013 auf seiner Website einen Einblick in den Rodelsport.³ Eine umfassende Arbeit zur historischen Entwicklung des Fremdenverkehrs in der Stadt Kufstein vor 1914 scheint allerdings bisher zu fehlen.

Diesen Aspekten widmet sich vorliegende Arbeit: Nach der Betrachtung des Tourismus vor der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts geht es um den Beginn des Sommertourismus und die Förderer*innen des Fremdenverkehrs in Kufstein. Dieser Teil schließt mit der Untersuchung des statistischen Materials hinsichtlich der Gästefrequenz und mit der Erkenntnis, dass sich Kufstein zu einem wichtigen Sommerreiseziel entwickeln konnte. Darauf folgt ein Kapitel zum beginnenden Wintertourismus. Der erste Abschnitt widmet sich der Frage, wann der Wintertourismus zeitlich begann. Ohne den Wintersport wäre eine Wintersaison vermutlich nicht möglich gewesen – daher werden zunächst der Wintersport und Skisport in Tirol allgemein betrachtet, ehe dann das Wintersportangebot in Kufstein und seine touristische Relevanz thematisiert werden. Am Ende dieses Kapitels wird anhand der Gästezahlen die Größenordnung des Wintertourismus deutlich, was Rückschlüsse auf die wirtschaftliche Relevanz dieser zweiten Saison zulässt.

2. Die Frühgeschichte des Fremdenverkehrs und die Entzauberung der Berge

In der Literatur besteht grundsätzlich Einigkeit darüber, dass der Tourismus in Tirol Mitte des 19. Jahrhunderts einsetzte.⁴ Engelbert Runggaldier identifizierte in seiner Dissertation für den touristischen Aufbruch zu dieser Zeit zwei wichtige Faktoren: Einerseits wurde durch Reiseschriftsteller*innen, allen voran durch den bekannten Schriftsteller Ludwig Steub, ein Interesse an und eine Sehnsucht nach Ferien in Nordtirol geweckt. Andererseits fällt in diesen Zeitraum auch der Bau der Eisenbahn. Damit war eine bessere Erreichbarkeit Tirols für breitere Schichten der Bevölkerung gewährleistet, wodurch die Eisenbahn als Wachstumsmotor für die touristische Entwicklung Tirols fungierte.⁵

Für Kufstein lässt sich kein genauer Startzeitpunkt für den Fremdenverkehr ermitteln. In einem Artikel aus dem Jahre 1931 wird der Beginn des Fremdenverkehrs für Anfang der 1870er-Jahre angesetzt.⁶ Dieser Schluss ist aus den folgenden Gründen glaubwürdig: Zwar setzte der Bau der Eisenbahn 1858 bereits einen wesentlichen Impuls für einen Zuwachs an Gästen in der Stadt Kufstein, erst ab 1870 ist aber eine vermehrte Institutionalisierung des Fremdenverkehrs erkennbar, u. a. durch die Gründung des Verschönerungsvereins oder durch die Gründung der Sektion Kufstein des Deutschen und

3 Heimatverein Kufstein, Rodeln vor 100 Jahren, o. D., [<http://www.heimat-kufstein.at/2012/35-rodeln-vor-100-jahren> und <http://www.heimat-kufstein.at/bildergalerie/category/38-0113-rodeln-v-100-jahren>], eingesehen 15.10.2018.

4 Informationen zu dieser zeitlichen Einordnung des beginnenden Fremdenverkehrs finden sich u. a. bei Engelbert Runggaldier, *Tirol und der Fremdenverkehr*, Diss. Innsbruck 1927, S. 9–11.; Josef Riedmann, *Geschichte Tirols*, Wien 21988, S. 205–206; Roman Sandgruber, *Ökonomie und Politik. Österreichische Wirtschaftsgeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart* (Österreichische Geschichte), Wien 1995, S. 284–285.

5 Runggaldier, *Fremdenverkehr*, S. 9–11.

6 Josef Blattl, *Kufsteiner Fremdenverkehr in 60 Jahren*, in: Eduard Lippott (Hrsg.), *60 Jahre Tiroler Grenzboten 1871–1931*, Kufstein 1931, S. 18–19, hier S. 18.

Österreichischen Alpenvereins. In diese Zeit fiel ebenfalls eine verstärkte touristische Bautätigkeit, wie etwa die Erbauung von Bad Kienbergklamm.

Auch vor Mitte des 19. Jahrhunderts zogen Reisende bereits durch Tirol. Nordtirol war dabei vorwiegend Durchzugsland, denn die Menschen im Mittelalter und der Frühen Neuzeit waren darum bestrebt, möglichst rasch zu ihren Zielen zu kommen. Neben Diplomaten*innen waren vor allem Kaufleute auf den Haupttrouten, wie dem Inntal und dem Brenner, unterwegs. Primäre Reisemotive waren der Handel bzw. das Abwickeln von Geschäften.⁷

Ein weiterer Reisegrund war die Wallfahrt, welche bereits eine frühe Form des Erholungsurlaubs und der Freizeitgestaltung darstellte. In den mehrtägigen Wallfahrten konnten die Bürger*innen aus ihrer gewohnten Umgebung und ihrem Alltag ausbrechen. Eine erste Blütezeit erreichte die Wallfahrt in Österreich um 1500, nach einer kurzen Unterbrechung zur Zeit der Reformation gewann sie in der Zeit der Gegenreformation und des Barock neuerlich an Auftrieb. Ab ca. 1830 stieg die Anzahl der Pilger*innen nochmals an. Dieser Aufschwung hing mit der katholischen Erneuerung und der zunehmenden Mobilisierung der Bevölkerung zusammen.⁸

Im 16. Jahrhundert bildete sich ein weiteres Reisemotiv aus: Reisen wurde vor allem in Adelskreisen als Teil der Bildung und Erziehung angesehen. Die sogenannte „Kavalierstour“ oder „Grand Tour“ begann und führte Söhne aus vornehmerm Hause in die kulturell interessantesten Orte in Mitteleuropa und Italien.⁹ Ein ähnliches Phänomen war die bürgerliche Bildungsreise, die im gehobenen Bürgertum seit der Aufklärung auftrat. Auch bei dieser Form des Reisens ging es um eine Horizonterweiterung, wiederum waren wichtige Sehenswürdigkeiten, wie der Besuch antiker Kulturstätten, das Ziel.¹⁰ Tirol wurde in diesem Zusammenhang zwar nur auf der Durchreise gestreift, jedoch wurde die landschaftliche Schönheit bereits in Reiseberichten gewürdigt.¹¹

All diese Formen des frühen Fremdenverkehrs berührten Tirol zwar nicht direkt, verhalfen aber dennoch zur Entstehung eines gewerblichen Gasthofwesens. Dieses etablierte sich im Laufe des 14. Jahrhunderts. Davor spielten Unterkünfte, die aus Gastfreundschaft unentgeltliche Beherbergung anboten, sowie Klosterherbergen und Unterbringungen in kirchlichen Hospizen und Pfarrhöfen eine zentrale Rolle. Die neu aufkommenden Gasthöfe boten nicht nur Fremden eine Unterkunft, sondern richteten sich mit ihrem Angebot auch an die Einheimischen.¹² In Kufstein – als Grenzstadt wichtige Transit- und Mautstelle – gab es für die durchreisenden Gäste und die einheimische Bevölkerung

7 Paul Tschurtschenthaler, *Der Tourismus im Bundesland Tirol 1918–1990*, in: Anton Pelinka/Andreas Maislinger (Hrsg.), *Handbuch zur neueren Geschichte Tirols (Zeitgeschichte 2)*, Innsbruck 1993, S. 113–208, hier S. 116.

8 Roman Sandgruber, *Die Entstehung der Österreichischen Tourismusregionen*, in: Andrea Leonardi/Hans Heiss (Hrsg.), *Tourismus und Entwicklung im Alpenraum 18.–20. Jh. (Tourism & Museum, Studienreihe des Touriseum 1)*, S. 201–226, hier S. 201–203.

9 Rüdiger Hachtmann, *Tourismus-Geschichte*, Göttingen 2007, S. 43–45.

10 Ebd., S. 48–49.

11 Tschurtschenthaler, *Tourismus Tirol*, S. 116.

12 Ebd., S. 117.

schon früh verschiedene Wirtshäuser bzw. Gasthöfe. Einer der ersten war beispielsweise der Gasthof Arche Noe, der laut einer Postkarte seit 1650 bestand.¹³ Er befand sich direkt an der Anlegestelle der Innschiffahrt und war damit ideal für die Durchreisenden. Zu den ältesten Gasthöfen zählen die Gasthöfe in der Rennerhofgasse (heutige Römerhofgasse), wie das Auracher Löchl, welches bereits zu Beginn des 15. Jahrhunderts als Wirtshaus existierte. Auch am heutigen Unteren Stadtplatz standen sehr alte Gasthöfe, etwa der im 16. Jahrhundert gegründete Gasthof Auracher, der sich in einem Prospekt als eine der ältesten und renommiertesten Gaststätten in Tirol bezeichnet.¹⁴

Dass Kufstein aufgrund seiner Lage an einem Haupthandelsweg für Durchreisende ein gutes Angebot an Gaststätten vorweisen konnte, beschreibt auch Joseph Kyselak, ein reisender Beamter aus Wien: „In Kuffstein [sic!] sind [...] der Kommerzial-Straße wegen, genug Wirthshäuser vorhanden.“¹⁵ Kyselak kam 1825 im Rahmen seiner ausgedehnten Fußreise durch Österreich und Bayern nach Kufstein und war somit ein Zeitzeuge für das frühe Beherbergungswesen vor dem ersten Aufschwung im Fremdenverkehr.

Es stellt sich an dieser Stelle nun die Frage, wie Tirol vom Durchzugsland zum eigentlichen Reiseziel werden konnte. Rüdiger Hachtmann bezeichnet die „Naturbegeisterung als Geburtshelfer des frühbürgerlichen Tourismus“¹⁶. Es war vor allem Jean-Jaques Rousseau, der dazu beitrug, dass sich eine Wandlung im Bewusstsein der Menschen vollzog: „Die bisherige Sicht der Alpen als unwirtliches, abstoßendes Gebirge wandelte sich allmählich hin zu ihrer Betrachtung als einer faszinierenden Kulisse von überwältigender Schönheit.“¹⁷ Rousseaus Begeisterung für die Natur war nicht nur eine reine dichterische Schwärmerei, sie wurde zur Ideologie und förderte einen Einstellungswandel. So trat zu den oben genannten Reisemotiven ein neues und wesentliches Motiv für den Fremdenverkehr hinzu: der Wunsch nach Ruhe und Erholung in der Natur sowie die Sehnsucht nach dem Erleben der Naturschönheiten und Landschaften.¹⁸

Rousseau trug also maßgeblich zu einer Entwicklung bei, welche als Entzauberung der Berge bezeichnet werden kann:

„Die Alpen wurden von der bedrohlichen Naturbarriere, die den Weg nach Italien verstellt hatte und schwer zu überwinden gewesen war, zur schroffen Naturschönheit. Gleichwohl blieb das schaurig-schöne Panorama der Alpen angsteinflößend. Nun allerdings stieß die Gefahr nicht mehr ab; sie zog an. Gewitterstimmungen, überhängende Felsen und steile Abgründe – ähnlich wie an den Meeren der vorsichtige Blick über den Rand der Steilküste – machten jetzt die Faszination des Hochgebirges aus. Sie wurden zu Herausforderungen, die der Bergwanderer und Bergsteiger suchte, und brachen der ‚Touristik‘ im

13 Postkarte, S.10.1937. Heimatverein der Stadt Kufstein, Fotosammlung Kufstein.

14 Prospekt Gasthof zum „Auracher“, o. D. (nach 1895) Innsbruck, S. 8.

15 Joseph Kyselak, Zu Fuss durch Österreich. Skizzen einer Wanderung nebst einer romantisch pittoresken Darstellung mehrerer Gebirgsgegenden und Eisglätscher unternommen im Jahre 1825 von Joseph Kyselak, nachgegangen und nachgedacht von Ernst Gehmacher, Wien u. a. 1982, S. 193.

16 Hachtmann, Tourismus-Geschichte, S. 59.

17 Tschurtschenthaler, Tourismus Tirol, S. 117.

18 Hachtmann, Tourismus-Geschichte, S. 60.

ursprünglichen Sinne des Wortes – anfangs gleichbedeutend mit ‚Alpinistik‘ – Bahn.“¹⁹

Der Wunsch nach dem freizeithlichen Natur- bzw. Bergerlebnis wurde vom gesellschaftlichen und sozialen Wandel verstärkt: Die Menschen sehnten sich in einer Zeit der zunehmenden Verstädterung und des erhöhten Arbeitseinsatzes nach Erholung in der intakten Natur. Gleichzeitig führte ein zunehmender finanzieller Besserstand dazu, dass sich mehr Menschen eine solche Erholungsreise leisten konnten.²⁰

Die steigende touristische Nachfrage in Tirol schien eng verbunden mit einigen Schriftsteller*innen, die zum neuen Ruhm des Landes als Reiseziel beitrugen und somit erste Botschafter*innen für den Fremdenverkehr waren. An dieser Stelle sei der Tiroler Schriftsteller Beda Weber genannt, der in den 1840er-Jahren in drei Bänden über das Land Tirol schrieb und darauf aufbauend 1853 ein Handbuch für Reisende in Tirol verfasste.²¹ Von besonderer Bedeutung war Ludwig Steub aus München. Neben verschiedenen Novellen über Tirol hinterließ er das Werk „Drei Sommer in Tirol“, welches 1846 erschien und untrennbar mit der weiteren touristischen Entwicklung Tirols verbunden ist. Noch 50 Jahre später wurde in einem Nachruf in der touristischen Zeitschrift „Der Alpenfreund“ darauf hingewiesen, dass Steub wesentlich dazu beigetragen hatte, dass Personen auf Tirol als Reiseziel aufmerksam wurden und das Land Tirol ihm dafür dankbar sein sollte.²²

Steub wie auch Weber schilderten ihrer Leserschaft die Naturschönheiten und klimatischen Vorzüge Tirols und weckten zudem die Neugier auf die Kultur und die Eigenarten der Bevölkerung. In der Literatur taucht der Name Steub in Zusammenhang mit der Fremdenverkehrsentwicklung häufig auf. Auch Runggaldier findet in seiner Dissertation lobende Worte für die Arbeit Steubs:

„Der Name Steub ist auch mit der weiteren Entwicklung des Fremdenwesens in unserem Lande eng verflochten, denn es verging kein Jahr, ohne dass nicht ein Buch oder mindestens größere Aufsätze in Zeitungen von diesem Schriftsteller über Tirol erschienen wären, worin insbesondere unsere sozialen Zustände lebensvoll, wahrheitsgetreu und in anziehender, zumeist mit köstlicher Laune gewürzter Darstellung geschildert wurden.“²³

Der aus München stammende Heinrich Noë war ebenfalls als Reiseschriftsteller ein wichtiger Schilderer der Alpen.²⁴ Sowohl Steub als auch Noë sollen auf ihren Reisen nach Kufstein gekommen sein.²⁵

19 Hachtmann, *Tourismus-Geschichte*, S. 62.

20 Klaus Planer, *Der Fremdenverkehr Nordtirols*, Diss. Wien 1970, S. 260.

21 Beda Weber, in: Wikipedia. Die freie Enzyklopädie, aktualisiert am 21.12.2017, [https://de.wikipedia.org/wiki/Beda_Weber], eingesehen 27.5.2018.

22 Alfred Lunglmayr, *Drei Sommer in Tirol*, in: *Der Alpenfreund. Illustrierte Touristenzeitschrift für das Alpengebiet* 2 (1896), Heft 12, S. 1–4, hier S. 4.

23 Runggaldier, *Fremdenverkehr*, S. 11.

24 Heinrich Noë, in: Wikipedia. Die freie Enzyklopädie, aktualisiert am 2.10.2018, [https://de.wikipedia.org/wiki/Heinrich_Noë], eingesehen 10.10.2018.

25 Zu lesen in den Erinnerungen an Dekan Dr. Matthäus Hörfarer von Paul Weitlaner. Steub und Noë seien Gäste des Auracher gewesen: Paul Weitlaner, Dekan Dr. Matthäus Hörfarer, in: Franz Biasi (Hrsg.), *Kufsteiner Buch. Beiträge zur Heimatkunde von Kufstein und Umgebung*, Bd. 1 (Schlern Schriften 156), Innsbruck 1957, S. 121–138, hier S. 135.

3. Der Beginn des Sommertourismus und die Förderer*innen des touristischen Aufbruchs

Im Reiseführer „Kufstein und seine Umgebung. Ein Führer für Fremde und Einheimische“ aus dem Jahr 1904 fanden die im vorhergehenden Kapitel beschriebenen Entwicklungen – der Einfluss von Rousseau und Steub auf den Aufschwung für Reisen nach Tirol – ebenfalls eine Erwähnung.²⁶ Auch die bestehenden Wirtshäuser und die verkehrsgünstige Lage Kufsteins als Grenzstadt wurden aufgegriffen:

„Dort, wo sich der Inn der Fesseln entledigt, mit welchen die Berge seine grünen Fluten umschlingen, war schon immer eine Hauptpforte für den tirolischen Verkehr. Auch der Fremdenstrom kam von dieser Seite und stieß auf das Grenzstädtchen Kufstein, welches imstande ist, dem Fremden ein kleines Bild des ganzen Landes zu geben, indem es auf einem kleinen Raume alles in sich verewigt, was Tirol dem Besucher zu bieten vermag. Kufstein konnte daher von den Touristen und Sommerfrischlern nicht übersehen werden und war einer der ersten Plätze, welche einen ständigen Fremdenverkehr nachweisen konnte. Es fehlte in dem fortschrittlich gesinnten Städtchen nicht an Männern, welche weitausblickend die Vorteile des Fremdenverkehrs, dieses ‚Exportes in den Magen der Fremden‘, erkannten und nichts ungetan ließen, diese Einnahmequelle dem Volke dauernd zu erhalten. Hier ist vor allem der Gründer der Sektion Kufstein des D. u. Ö.-A.V. hochw. Herr Dekan Dr. Math. Hoerfarter zu erwähnen, der selbst den Luftkurort und das Bad Kienbergklamm erbaute, Wege und Pflanzungen anlegte [...].“²⁷

Die Förderer*innen des Kufsteiner Fremdenverkehrs zusammen mit der technologischen Entwicklung der Eisenbahn sind Thema dieses Kapitels.

3.1 Die Eisenbahn als Motor für den Fremdenverkehr

Die technologische Entwicklung der Eisenbahn machte es möglich, dass die Erholungssuchenden nicht mehr in der Nähe ihrer Heimatorte ihren Aufenthalt verbringen mussten, sondern mühelos weitere Distanzen zurücklegen konnten.²⁸ Das Reisen wurde durch die Bahn komfortabler, kürzer und weniger beschwerlich. Dadurch wurde der Fremdenverkehr allmählich zur ökonomisch relevanten Größe, wodurch die Eisenbahn als ein Fremdenverkehrsmotor bezeichnet werden kann. Der Planung und dem Bau der Eisenbahn durch Tirol war ein langes Bemühen des Tiroler Landtags vorangegangen: Bereits 1836 wandte sich dieser zum Thema der Tiroler Bahnstrecke an Wien und legte 1838 den ersten Entwurf für die Strecke zwischen Kufstein und Innsbruck vor.²⁹ 1847 erfolgte die Aufnahme des geplanten Streckenbaus durch Tirol in die offizielle Planung

26 Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs in Kufstein und Umgebung (Hrsg.), Kufstein und seine Umgebung. Ein Führer für Fremde und Einheimische, Kufstein 1904, S. 57.

27 Ebd.

28 Sandgruber, Ökonomie und Politik, S. 286–287.

29 Benjamin Türkis, Innsbrucker Tourismusgeschichte (Geschichte und Ökonomie 20), Innsbruck 2010, S. 12.

für den Eisenbahnbau. Es wurde ein Zusammenschluss der deutschen und österreichischen Strecken bei Passau, Salzburg und Kufstein beschlossen.³⁰

Im August 1853 genehmigte Kaiser Franz Joseph den Bahnbau, woraufhin die Bauarbeiten im September desselben Jahres begannen. Die Arbeiten erfolgten zeitgleich von zwei Seiten: In Tirol wurde mit dem Bau des Teilstücks von Innsbruck in Richtung Kufstein begonnen, gleichzeitig baute Bayern die Strecke von Rosenheim (bzw. München) nach Kufstein.³¹ 1858 schließlich wurde die erste Eisenbahnstrecke in Tirol, welche bereits durch Kufstein führte, eröffnet. Zunächst erfolgte eine Anbindung an das Deutsche Reich. So fuhr am 4. August 1858 der erste Zug zwischen Rosenheim und Kufstein. Es folgte dann die Strecke Innsbruck–Kufstein mit offiziellem Start am 24. November 1858. Damit trat Tirol in das Bahnzeitalter ein.³²

Neben der neuen Erreichbarkeit von Ortschaften an der Bahnstrecke und der Verkürzung der Reisezeiten brachte die Bahn auch vielerorts ein moderneres Beherbergungswesen, denn es entstanden vielfach Grand Hotels in Bahnhofsnähe. Diese Hotels wurden von den Bahngesellschaften selbst errichtet.³³ In Kufstein war dies zwar nicht der Fall, aber ein Hotelneubau stand doch mit dem Eisenbahnbau in direkter Verbindung. Es handelte sich um das Hotel Gisela, welches 1877 eröffnet wurde und noch heute direkt gegenüber dem Bahnhofsgebäude steht. Die Namenswahl für dieses neue Hotel stand in Zusammenhang mit der Eisenbahn: Als „Giselabahn“ war die Eisenbahnstrecke von Salzburg über Bischofshofen und Kitzbühel nach Wörgl bekannt. Dem Kaiser und dem wirtschaftlich so bedeutenden Bahnbau zu Ehren wurde das Hotel nach Gisela von Österreich benannt, der zweiten Tochter von Kaiser Franz Joseph I. und Kaiserin Elisabeth.³⁴

Für die weitere Entwicklung des Fremdenverkehrs in Kufstein dürfte die Verschiebung der Hauptverkehrsrouten besonders relevant gewesen sein. Zwar lag Kufstein an einem Handelsweg und hatte auch bisher schon als Grenzstadt eine wichtige Bedeutung, aber dennoch führte der schnellste Weg, zumindest im Personenverkehr, aus dem Norden über das Königreich Bayern in Richtung Innsbruck und dann weiter nach Italien nicht durch das Inntal, sondern über Garmisch-Partenkirchen oder Mittenwald und Zirlerberg.³⁵ Mit der Eisenbahn änderte sich das: Der schnellste und bequemste Weg führte nun über Kufstein nach Innsbruck. Es ist anzunehmen, dass dieser neue Durchreiseverkehr mit Grenzkontrolle und Zollabfertigung der Stadt Kufstein als Fremdenverkehrsort möglicherweise zu einer höheren Bekanntheit verholfen hat.

Die Eisenbahnstrecken lenkten gewissermaßen die Nachfrage der Reisenden. Mit der Lage an einer der Hauptverkehrsrouten und aufgrund der Verbindung nach Bayern war Kufstein geradezu prädestiniert, ein Sommerfrischeort für die Städter*innen aus Mün-

30 Benjamin Türkis, *Innsbrucker Tourismusgeschichte (Geschichte und Ökonomie 20)*, Innsbruck 2010, S. 12.

31 Eduard Lippott, *Kufsteiner Chronik 1788–1918*, in: Franz Biasi (Hrsg.), *Kufsteiner Buch. Beiträge zur Heimatkunde von Kufstein und Umgebung*, Bd. 2 (Schlern Schriften 157), Innsbruck 1958, S. 9–142, hier S. 49.

32 Ebd., S. 50.

33 Sandgruber, *Ökonomie und Politik*, S. 286.

34 Den Hinweis zur Namenswahl kam vom Heimatverein Kufstein. Auf das Eröffnungsjahr des Hotels verweist die hoteleigene Homepage. Hotel Gisela Kufstein, o. D., [<https://www.hotelgisela.at/>], eingesehen 16.08.2018.

35 Bendler, *Wilder Kaiser*, S. 18–19.

chen zu werden.³⁶ Aus den Fremden- und Wohnungslisten geht hervor, dass der Großteil der Gäste vor Beginn des Ersten Weltkriegs aus dem Königreich Bayern bzw. aus den Großstädten des heutigen Deutschlands, wie etwa aus Berlin, nach Kufstein kam.

Wie zentral die Eisenbahn für die Entwicklung des Fremdenverkehrs in Kufstein war, verdeutlichen Inserate oder Werbeprospekte der Kufsteiner Hotels. Die Distanz zum Bahnhof durfte dabei als Information nicht fehlen. Außerdem war der Fahrplan der Eisenbahn in jeder „Fremden- & Wohnungsliste für Kufstein und das Kaisertal“ enthalten. Auch im Reiseführer „Kufstein und seine Umgebung“ von 1904 wurde gleich einleitend auf die gute Erreichbarkeit per Bahn und vor allem auf die Bedeutung von München für den Kufsteiner Fremden- bzw. Ausflugsverkehr hingewiesen:

„Die liebliche, in rastlosem Aufstreben befindliche, tirolische Grenzstadt Kufstein kann von mehreren Seiten erreicht werden, am bequemsten natürlich an jenen ‚Einbruchsstellen‘, die durch die Eisenbahnen und Heeresstrassen hergestellt werden. Hier kommt zunächst in Betracht der Zugang vom Deutschen Reiche: 1. München – Rosenheim – Kufstein. Auf dieser Strecke verkehren namentlich im Sommer so viele Züge, dass man zu jeder Zeit bequem hin- und zurückgefahren kann. Besonders günstig ist es für die Münchner Ausflügler, die mit dem Schnellzuge in guten 1 ½, mit dem Postzuge in 2 ¼ Stunden und vom Ostbahnhof in je um ¼ Stunde weniger Zeit nach Kufstein kommen und von da aus das herrliche Kaisertal besuchen können.“³⁷

3.2 Dekan Dr. Matthäus Hörfarter – ein touristischer Pionier für Kufstein

Dekan Dr. Matthäus Hörfarter, der 1859 seine seelsorgerische Tätigkeit in Kufstein begann, war für die Stadt weit mehr als nur ein Seelsorger.³⁸ Er war ein Förderer und Visionär für den Kufsteiner Fremdenverkehr und maßgeblich an dessen Ausbau und Institutionalisierung beteiligt.

Bereits während seines Studiums in Salzburg entdeckte er seine Liebe zum Alpinismus und machte erste Erfahrungen in der Bergwelt, die wegweisend für seine späteren Bemühungen in Kufstein waren.³⁹ In seiner Freizeit ging er seiner Leidenschaft für das Wandern nach und war viel im Kaisergebirge unterwegs. Im Nachruf von Rudolf Sinwel aus dem Jahre 1899 wird er als leidenschaftlicher Berg- und Naturfreund dargestellt, der diese Begeisterung für die Bergwelt seinen Mitmenschen näherbringen wollte: „Es war ihm ein Herzensbedürfnis, auch seinen Mitmenschen die Freude an der Natur einzuflößen und sie zum Naturgenusse anzuregen.“⁴⁰ Dieses Bedürfnis führte zusammen mit der Er-

36 Sandgruber, *Ökonomie und Politik*, S. 286.

37 Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs, Kufstein, S. 10.

38 Hörfarter ist vor allem durch seine Bemühungen auf dem Gebiet der Kindergartenpädagogik und Schulbildung bekannt. 1870 wurde auf sein Bemühen hin in Kufstein der erste Kindergarten Tirols eröffnet. Nur zwei Jahre darauf begründete Hörfarter die Kindergärtnerinnenausbildung. Mehr Informationen finden sich bei: Weitlaner, Hörfarter, S. 132.

39 Ebd., S. 121–122.

40 Rudolf Sinwel (Hrsg.), *Dr. theol. Matth. Hoerfarter. Gedenkschrift zur Enthüllung des Hoerfarter-Denkmales in Kufstein am 10. September 1899*, Kufstein 1899, S. 36.

kenntnis, dass für die weitere Stadtentwicklung der Fremdenverkehr eine wirtschaftlich wichtige Rolle spielen werde, zu verschiedensten Bemühungen Hörfarthers rund um den Fremdenverkehr. Hörfarther kann daher durchaus als Kufsteiner Fremdenverkehrspionier bezeichnet werden. Die Gründung des Verschönerungsvereins und die Erbauung von Bad Kienbergklamm sind Teil dieser Pionierarbeit und werden in den folgenden Unterkapiteln ausgeführt.

Wie wichtig sein Wirken für die Stadt Kufstein gewesen ist, unterstreicht beispielsweise die Tatsache, dass im eingangs zu diesem Kapitel angeführten Zitat aus dem Reiseführer Hörfarthers Wirken für den Fremdenverkehr in Kufstein auch 1904 noch als wesentlich hervorgehoben wurde.⁴¹ In einem Rückblick auf die ersten Jahre des Fremdenverkehrs im Artikel „Kufsteiner Fremdenverkehr in 60 Jahren“ in einer Sonderausgabe des „Tiroler Grenzboten“ aus dem Jahre 1931 wurde Hörfarther ebenso als Pionier des Fremdenverkehrs gewürdigt.⁴²

3.3 *Verschönerungsverein, Alpenvereinssektion und der erste Landesverband in Tirol*

Hörfarthers erste Handlung auf dem Gebiet des Fremdenverkehrs war die Gründung des Verschönerungsvereins 1874. Ziel des Vereins war vor allem die Hebung der landschaftlichen Schönheit der Stadt und der näheren Umgebung durch das Anlegen von Wegen, Alleen und Baumbepflanzungen.⁴³ Kufstein war damit einer der ersten Orte, die einen solchen Verschönerungsverein vorweisen konnten. Nur Meran, Arco und Gries bei Bozen mit den Kurkommissionen sowie Bruneck und Hall hatten schon früher eine entsprechende Institution.⁴⁴ Die Verschönerungsvereine und Kurkommissionen waren die ersten Organisationsformen im Tiroler Fremdenverkehr. Adolf Lässer verweist darauf, dass der Zeitpunkt der Gründung einer solchen Organisation für den Fremdenverkehr von verschiedenen Faktoren abhängig war: Die Anzahl der Gäste und der Beherbergungsbetriebe und nicht zuletzt die Initiative durch Persönlichkeiten in den Fremdenverkehrsorten waren ausschlaggebend für eine frühe Gründung.⁴⁵

Die „Kufsteiner Chronik“ belegt anhand verschiedener Einträge, welche zum Beispiel auf neu angelegte Wege oder Alleen hinweisen, die Aktivität des Verschönerungsvereins. Im Eintrag zum Jahr 1882 findet sich eine recht detaillierte Information aus dem Jahresbericht des Vereins:

„Der Jahresbericht war erfreulich. Es wurden 13 Ruhebänke an öffentlichen Plätzen aufgestellt, Wegzeiger am Stadtberg, Brentenjoch, Eiberg und Hinterstein errichtet, in Kindsbündl Ruhesitze und Anlagen errichtet. Ein schöner Weg wurde über den Kienberg bis zur Duxeralpe angelegt, der Platz vor dem Schulhause

41 Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs, Kufstein, S. 57–58.

42 Blattl, Fremdenverkehr, S. 18.

43 Sinwel, Hoerfarther, S. 36.

44 Adolf Lässer, 100 Jahre Fremdenverkehr in Tirol. Die Geschichte einer Organisation (Tiroler Wirtschaftsstudien 40), Innsbruck 1989, S. 19.

45 Lässer, Fremdenverkehr, S. 14.

freigelegt, mit Kastanienbäumen und Bänken versehen, ebenso bei der alten Schießstätte ein angenehmer Aufenthalt für alt und jung geschaffen.“⁴⁶

Die Erschließung der Gebirgswelt war ebenfalls ein Anliegen Hörfarters. Am 24. Januar 1877 gründete er daher die Sektion Kufstein des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins und stand dieser selbst 13 Jahre vor. Für die touristische Erschließung des Kaisergebirges waren der Verein und die damit verbundene Erbauung von Hinterbärenbad, der ersten Unterkunftshütte im Kaisertal, von wesentlicher Bedeutung.⁴⁷

Trotz der steigenden Gästezahl in Kufstein, die wohl auf die neuen Institutionen zurückzuführen war, dürften Hörfarters Bemühungen in der Stadt nicht ganz unumstritten gewesen sein. Wie bei Rudolf Sinwel zu lesen ist, schienen vor allem Bitten um monetäre Förderung auf wenig Verständnis zu stoßen:

„Diese beiden Körperschaften [gemeint sind der Verschönerungsverein und die Alpenvereinssektion, Anm. d. Verf.] hatten anfangs keine leichte Arbeit in der Bevölkerung, der für Naturschönheit und Alpinistik noch das Verständnis fehlte. Gab es doch Kufsteiner genug, die sie als lästige Bettelvereine bezeichneten. Ja, einzelne Käuze mag es wohl heute noch geben, die auf diesem spießbürgerlichen Standpunkte stehen. Aber laut wagen sie es nicht mehr zu sagen angesichts der großartigen Erfolge und der allgemeinen Anerkennung ihres verdienstlichen Wirkens.“⁴⁸

Hörfarters Wirken blieb nicht auf Kufstein beschränkt. Seine Bemühungen rund um den Fremdenverkehr waren über die Stadt hinaus in Tirol bekannt, weshalb er in die Gründung einer ersten Organisation für den Fremdenverkehr in Nordtirol involviert wurde. Im Februar 1889 gab es eine Versammlung von Persönlichkeiten des Nordtiroler Fremdenverkehrs, in welcher die mögliche Gründung eines Verbands zur Förderung des Fremdenverkehrs thematisiert wurde. Hintergrund dafür war, dass es bereits im Januar zur Gründung eines Deutsch-Süd- und Osttiroler Fremdenverkehrsvereins in Brixen gekommen war und nun auch Nordtirol diesem Beispiel folgen wollte. Auf dieser ersten Versammlung wurde beschlossen, dass es zur Gründung eines Verbandes kommen sollte. Ein Komitee, bestehend aus Gastwirt*innen und Förderer*innen des Fremdenverkehrs in Nordtirol – darunter auch Hörfarter, bereitete einen Entwurf für die Statuten vor, um in der Folge eine konstituierende Hauptversammlung abzuhalten. Nach dem Abschluss der Vorbereitungsarbeiten kam es am 16. April 1889 zur eigentlichen Gründungsversammlung für den Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs für Nordtirol. Hörfarter wurde in den ersten Ausschuss gewählt und war somit an der ersten landesweiten Fremdenverkehrsorganisation beteiligt.⁴⁹

46 Lippott, Chronik, S. 59.

47 Sinwel, Hoerfarter, S. 36.

48 Ebd.

49 Lässer, Fremdenverkehr, S. 46–47.

3.4 *Bad Kienbergklamm*

Neben seinen Tätigkeiten zur Institutionalisierung war auch die Erbauung von Bad Kienbergklamm von großer Wichtigkeit für die Entwicklung des Fremdenverkehrs in Kufstein. Bereits seit dem späten 18. Jahrhundert war das Thema Bad und Kur aus touristischer Sicht relevant geworden. Ärzte begannen aus gesundheitlichen Gründen, Bäder zu empfehlen. Nachdem erste Erfolge durch Heilbäder – beispielsweise in Bad Ischl durch die Ischler Sole – an Kranken bekannt wurden, entwickelte sich eine neue Badekultur. Zunächst waren es Adelige, die sich auf Kuraufenthalt erholten. Doch ähnlich wie bei der Sommerfrische ging der Kuraufenthalt im Laufe des 19. Jahrhunderts in die soziale Breite. Da neben dem gesundheitlichen Angebot an Bädern das gesellschaftliche Vergnügen immer wichtiger wurde, etablierten sich die Kuranwendungen während der Sommerfrische.⁵⁰

Wie im folgenden Zitat von Hörfarer ersichtlich wird, sollte das Bad den Erholungsbedarf der städtischen Sommergäste in Kufstein decken:

„Im Jahre 1876 stand am Eingang der Kienbachklamm nur ein kleines Häuschen, von einer achtzigjährigen Jungfrau als Eigenthümerin bewohnt. Ein schlechter Weg, nur von Ziegen betreten, führte daran vorüber in den Berg hinan; Menschen kümmerten sich wenig um diese öde Stätte. [...] Diese wilde Steingrube sollte in einen angenehmen Sommer-Aufenthalt für die durch Studien und Berufsarbeit ermüdeten Städter umgewandelt werden, wo sie im Genuss der kostbaren Bergluft und im harzigen Duft des Nadelholzes die erlahmten Kräfte wieder erfrischen und im gemüthlichen sorgenlosen Beisammenleben den gesunkenen Lebensmuth wieder finden könnten. [...] Manche schüttelten bedenklich den Kopf, als man zuerst Hand anlegte, den wilden Steingraben zu cultivieren. Aus der Tiefe heraus, hart am tosenden Wildbach musste der Grund für die Bäder gelegt werden. [...] Um ein anständiges Haus zur Aufnahme für Fremde herzustellen, musste der Berg abgegraben, der Boden geebnet werden. [...] Das Bedürfnis, einen Sammelpunkt für die vielen Fremden zu schaffen, gab die Veranlassung zum Bau des Cursalons. Aber in der engen Thalschlucht fand sich kein Platz mehr; er musste dem Berg durch Felsensprengung abgetrotzt werden. [...] Im dritten Jahre erstand an erhöhter Stelle ein Glashaus mit Belvedere im Schweizerstil darüber.“⁵¹

In drei Jahren Bauzeit von 1876 bis 1879 wurde eine Kurinfrastruktur geschaffen, welche der Erwartungshaltung der Gäste entsprach. Neben dem Bad wurden eine Allee sowie Spazierwege angelegt und die eigentliche Kienbergklamm wurde durch Holzstege zum Überqueren erschlossen.⁵²

Vom neuen Bad profitierte nicht nur Bad Kienbergklamm selbst, sondern es entwickelte sich eine Art kleiner Luftkurort. So wird in Inseraten aus den Fremdenlisten und

50 Sandgruber, *Tourismusregionen*, S. 206.

51 Sinwel, *Hoerfarer*, S. 37–38.

52 Ebd., S. 38–39.

dem Reiseführer von 1904 Bad Kienbergklamm als Luftkurort bezeichnet.⁵³ Das im Zitat Hörfarters erwähnte Häuschen wurde in das Hotel Garni umgewandelt und die Gäste mieteten sich sowohl im Hotel Bad Kienbergklamm als auch in den benachbarten Häusern und Villen ein. Im Nachruf auf das Werk Hörfarters ging Rudolf Sinwel sogar so weit, dass er den Bau von Bad Kienbergklamm als Anstoß für ein neues unternehmerisches Denken für den Fremdenverkehr bezeichnete, der weitere Hotelbauten und Investitionen in die touristische Infrastruktur ausgelöst haben soll.⁵⁴ Zwar ist dieses Lob vermutlich übertrieben und auf das Bestreben zurückzuführen, Hörfarter im Nachruf in das bestmögliche Licht zu rücken, aber dennoch war Bad Kienbergklamm tatsächlich von großer Bedeutung für die Fremdenverkehrsentwicklung in Kufstein: Es begründete den Ruf Kufsteins als Luftkurort, und das Angebot für den Sommergast wurde durch diese zusätzliche Infrastruktur aufgewertet. Bad Kienbergklamm wurde im Fremdenführer von 1904 beispielsweise besonders gewürdigt, da es diesem Fremdenführer zufolge „die Aera des regen Fremdenverkehrs für Kufstein eröffnete“⁵⁵. Da für diese frühen Jahre des Fremdenverkehrs noch keine Statistiken vorliegen, lässt sich nicht feststellen, ob diese Behauptung der Wahrheit entspricht.

3.5 *Der Alpenverein und die Bedeutung des Kaisergebirges*

Neben Sommerfrische und Kur waren der beginnende Alpinismus und die Sehnsucht der Gäste nach dem Erlebnis der Bergwelt die Hauptwachstumsmotoren für den Tiroler Fremdenverkehr vor dem Ersten Weltkrieg. Nachdem die Bergwelt, wie bereits im zweiten Kapitel angesprochen, ihren Schrecken verloren hatte, wurden die Alpen zunehmend bestiegen. Vor allem Vertreter*innen der städtisch-intellektuellen Welt wagten sich an Erstbesteigungen, begeisterten sich für den Alpinismus und bemühten sich darum, das Gebirge für ein breiteres Publikum zu erschließen.

1857 gründeten englische Bergsteigerpioniere mit dem British Alpine Club den ersten alpinen Verein. Die aristokratischen Mitglieder dieses Sportvereins begannen erstmals mit einer systematischen Erschließung der Alpen und waren somit wegweisend für die Folgevereine. 1862 gründeten Akademiker, welche vorwiegend einen wissenschaftlichen Zugang zu den Bergen hatten, in Wien den Österreichischen Alpenverein.⁵⁶ Neben einer leichteren Bereisung des Gebirges lag das Ziel der Vereinigung laut den ersten Statuten vor allem darin, die Kenntnisse über die Alpen zu erweitern und die Liebe zu den Bergen zu fördern. Kartografie und die Dokumentation der Tiere und Pflanzen waren dabei die Hauptanliegen. Demgegenüber standen einige Männer, unter ihnen der Tiroler Franz Senn, die für eine praktische Erschließung der Alpen eintraten. Daher wurde 1869 in München der Deutsche Alpenverein gegründet, welcher sich vorwiegend diesem Zweck verschrieb.⁵⁷ Neben Franz Senn waren Johann Stüdl aus Prag sowie die beiden Münchner Theodor Trautwein und Karl Hofmann die Gründungsväter dieses

53 Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs, Kufstein, Inseratenteil S. 7.

54 Sinwel, Hoerfarter, S. 39.

55 Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs, Kufstein, S. 72.

56 Bendler, Wilder Kaiser, S. 40.

57 Türkis, Tourismusgeschichte, S. 11.

Vereins. Nur wenige Jahre später, im Jahre 1873, schlossen sich die beiden bestehenden Vereine zum Deutsch-Österreichischen Alpenverein zusammen.⁵⁸ Damit war der Grundstein für die systematische und praktische Erschließung der Alpen gelegt. Durch den Bau von Wegen und Schutzhütten und durch zahlreiche Publikationen wurde ein breiteres Publikum auf die Alpen als Orte des Sports und der Erholung aufmerksam.⁵⁹ Die Alpenvereine verbreiteten somit den Alpinismus, trugen wesentlich zur Vermarktung der Alpen bei und erleichterten das Wandern.

Vor allem der Alpenvereinsgründer Karl Hofmann spielte für das Kaisergebirge und damit für die spätere Gründung der Alpenvereinssektion Kufstein eine wichtige Rolle. Hofmann, der sich sehr für das Kaisergebirge interessierte, kam im Sommer 1869 mehrfach in das Gebiet, um die höchsten Gipfel zu erwandern und deren Höhe zu bestimmen. Dabei behielt er seine Begeisterung nicht für sich, sondern veröffentlichte seine Erfahrungen im ersten Jahrbuch des Deutschen Alpenvereins. Allen voran wurde dadurch die Bevölkerung aus dem Münchner Raum auf das Kaisergebirge aufmerksam. Nach dem Zusammenschluss zum Deutschen und Österreichischen Alpenverein (DuOeAV) war besonders die Sektion München am Kaisergebirge und dessen Erschließung für den Fremdenverkehr interessiert. Diese Sektion war es auch, welche die Gründung einer eigenen Kufsteiner Sektion anregte und sich mit dieser Idee an Dekan Hörfarter in seiner Funktion als Vorstand des Verschönerungsvereins wandte. Hörfarter gefiel dieser Gedanke und er sah in der touristischen Erschließung des Kaisergebirges Vorteile für den Fremdenverkehr in Kufstein. Er bemühte sich in der Stadt um weitere Anhänger*innen für diese Idee und gewann 37 Mitglieder bestehend aus prominenten Kufsteiner Persönlichkeiten, darunter Gastwirte und Hotelbesitzer, aber auch Kaufmänner und Lehrer.⁶⁰

Am 24. Jänner 1877 wurde die Sektion Kufstein des DuOeAV gegründet. Die neue Sektion setzte sich vor allem die leichtere Bereisung des Kaisergebirges zum Ziel. Dies sollte einerseits durch die Organisation des Bergführerwesens und durch den Bau von Wegen und Unterkünften erreicht werden. Andererseits sollten Publikationen und Informationen herausgegeben werden. Die Ziele und Absichten des Alpenvereins deckten sich somit weitgehend mit den Interessen der Fremdenverkehrsentwicklung. In einem Schreiben an den Zentral-Ausschuss des DuOeAV nach der Gründung der Sektion Kufstein wies Hörfarter darauf hin, dass es eine enge Zusammenarbeit zwischen Verschönerungsverein und Alpenvereins-Sektion geben sollte.⁶¹ Dies war insofern möglich, da Hörfarter selbst als Vorstand des Verschönerungsvereins und der Alpenvereins-Sektion fungierte. Die Tätigkeit beider Vereine war klar auf die Fremdenverkehrsentwicklung ausgerichtet. Dass Hörfarter als Fremdenverkehrs-Pionier auch an der Gründung des Alpenvereins beteiligt war, erscheint nicht ungewöhnlich. Adolf Lässer kommt in seinen Recherchen zu folgendem Schluss: „Zahlreiche Persönlichkeiten, die sich des Fremdenverkehrs in den Tiroler Orten und Tälern annahmen, sind auch Gründungsmitglieder der AV-Sektion [...]“⁶²

58 Lässer, Fremdenverkehr, S. 29.

59 Türkis, Tourismusgeschichte, S. 11–12.

60 Bendler, Wilder Kaiser, S. 41–43.

61 Ebd., S. 44.

62 Lässer, Fremdenverkehr, S. 30.

Für die Erschließung des Kaisergebirges als Gebirgsattraktion von Kufstein waren vor allem der Bau und die Eröffnung der Unterkunftshütte Hinterbärenbad am 29. Juli 1883 durch die Sektion Kufstein des DuOeAV ein wichtiger Schritt.⁶³ Es handelte sich um die erste Alpenvereinshütte im Kaisergebirge, die rein auf alpine Gäste ausgerichtet war. Davor standen den Bergsteiger*innen nur die bestehenden Almhütten als Unterkunft zur Verfügung, wo sie gegen Entgelt von den Senner*innen untergebracht und auf Wunsch gepflegt wurden. Die Hüttenwirtsleute von Hinterbärenbad, das Ehepaar Nani und Paul Horngacher, versorgten die wandernden und kletternden Gäste und waren nebenbei auch als Gelegenheitsbergführer*innen tätig. Bereits 1884 wurden 400 Besucher*innen auf der Hütte gezählt und aufgrund der anhaltenden Bergbegeisterung und des Zulaufs von Vereinsangehörigen in den diversen Sektionen des DuOeAV nahmen die Gästezahlen der Hütte von Jahr zu Jahr zu, sodass 1890 bereits 1620 Bergsteiger*innen verzeichnet wurden.⁶⁴ Der weitere Ausbau sowie die Verbesserung der Wege und Steige sorgten ebenso für einen regen Zulauf im Kaisergebirge. Schon vor der Eröffnung der Unterkunftshütte wurde ein Weg von Hinterbärenbad zur Pyramidenspitze gebaut. In den Jahren nach der Eröffnung kamen weitere Wege im Gebiet dazu und sorgten für eine weitere Attraktivitätssteigerung.⁶⁵ Ein zusätzlicher Aspekt mag die rasche und unkomplizierte Erreichbarkeit der Hütte gewesen sein, da die Wanderung von Kufstein nach Hinterbärenbad auch für Ungeübte leicht zu bewältigen war.

Die bereits angeführte Steigerung der Gästezahl führte rasch zu einem Kapazitätsproblem in der Unterkunftshütte und so wurde der Plan zum Bau eines neuartigen Alpen-gasthauses, dem Anton-Karghaus Hinterbärenbad, gefasst. Dieses moderne Domizil, das mit einem Badehaus und einer Telefonverbindung ausgestattet war, wurde 1896 eröffnet. Nachdem es 1899 bei einem verheerenden Brand komplett zerstört wurde, machte sich die Alpenvereinssektion daran, das Haus rasch wiederaufzubauen und im folgenden Jahr wieder zu eröffnen. Hinterbärenbad verfügte nun über neunzig Betten in 42 Zimmern und zwölf Matratzenlager, eine eigene Hausapotheke und sogar eine Dunkelkammer für die Hobbyfotografie. In den Sommermonaten war die Hütte oftmals so ausgelastet, dass Gäste im Maultier-Stall übernachten mussten. Entsprechend groß war die Anzahl des Personals auf der Hütte. Auf einer Fotografie aus dem Jahre 1908 sind 26 Personen abgebildet, davon waren sieben Personen Teil der Pächterfamilie, die restlichen waren Angestellte.⁶⁶

In einem Heft, welches von der Alpenvereinssektion vermutlich in der Zeit nach 1904 herausgegeben wurde, wird deutlich, welchen Stellenwert Hinterbärenbad und das Kaisergebirge hatten. Neben einer Beschreibung der Einrichtung des Unterkunftshau-ses, das als eines der „besteingerichteten Schutzhäuser der Ostalpen“ galt, wurden die Touren ab Hinterbärenbad erläutert. Allein die Überschrift „Hauptausgangspunkt für alle

63 Deutsche und Österreichische Alpenvereinssektion Kufstein (Hrsg.), Die Erschließung des Kaisergebirges. Nach Aufzeichnungen in Hinterbärenbads Tourenbüchern bearbeitet von F. Nieberl, Kufstein 1912, S. 12.

64 Bendler, Wilder Kaiser, S. 123.

65 Bendler hat die wichtigsten Wegerschließungen im Kaisergebirge sehr gut zusammengefasst. Ebd., S. 117–118.

66 Deutsche und Österreichische Alpenvereinssektion Kufstein (Hrsg.), Die Erschließung des Kaisergebirges. Nach ebd., S. 123–124.

Kaisergebirgstouren“ zeigt, dass es für jeden bergbegeisterten Gast in Kufstein fast unumgänglich war, Hinterbärenbad zu besuchen.⁶⁷

Das Kaisergebirge wurde durch die Erschließung der Alpenvereinssektion nicht nur für Bergsteiger*innen interessant, sondern auch für den bequem wandernden Gast. Die Wanderungen im Kaisergebirge wurden neben Spaziergängen zum zentralen Bestandteil des Ferienprogramms der Sommergäste. Das zeigt sich in den Tourenbeschreibungen des oben genannten Heftes genauso wie im Fremdenführer aus dem Jahre 1904, in welchem das Kaisergebirge mit seinen Touren ausführlich beschrieben wurde.⁶⁸ Auch im Baedeker Handbuch aus dem Jahre 1912 wurde in der Überschrift des Beitrags „Kufstein und das Kaisergebirge“ deutlich, dass aus Sicht des Fremdenverkehrs die Stadt und das Gebirge eine untrennbare Einheit darstellten.⁶⁹ Das Hausprospekt des Gasthofs zum Auracher zeigt ebenfalls die Bedeutung des Kaisergebirges:

„Die eigentliche Schatzkammer der Natur Kufsteins ist der ‚Kaiser‘, das charakteristischste Gebirge des Unterlandes, überreich an landschaftlichen Schönheiten und an interessanten Sagen. Ein ganz besonderer Zauber ist dem ‚Kaiser‘ eigen: Dem Ankömmling aus dem nahen Flachlande, z. B. aus der benachbarten Großstadt München, eröffnet er schon nach kurzer, müheloser Wanderung den Einblick in die großartigste Gebirgswelt, wie man sie herrlicher und überwältigender auch im Innern des Landes nicht umher schauen kann. Man gelangt dahin an dem romantisch-idyllischen Sparchen und an der Geisterschmied-Wand vorüber in das berühmte Kaisertal. Erquickender Duft von Nadelholzbäumen, Wasserrauschen, Fels- und Steingeröll, dann wieder hübsche Oasen und Bauernhöfe und das Hinterbärenbad empfängt uns mit lauterem Wohlwollen, die hohen steilen Felszacken winken uns den Willkommensgruß zu.“⁷⁰

Über die anderen Sektionen des DuOeAV und über die Publikationen und Karten der Sektion Kufstein wurde das Kaisergebirge weiter bekannt gemacht. Somit kann der Alpenverein fast als eine Art alpiner Tourismusverband betrachtet werden, der maßgeblich zur Stärkung des Fremdenverkehrs im Sommer beitrug.

4. Kufstein als bedeutendes Fremdenverkehrsziel im Sommer

In den Folgejahren wurden weitere Schritte gesetzt, die das touristische Angebot in Kufstein kontinuierlich verbesserten. 1891 kam es zur Gründung des Vereins zur Hebung des Fremdenverkehrs, dessen Vereinszweck noch stärker auf die Förderung des Fremdenverkehrs ausgerichtet war, als dies beim Verschönerungsverein der Fall war. Erster Vorstand dieses Vereins wurde der damalige Bürgermeister Hans Reisch. Dekan Hörfarer war als Ausschussmitglied ebenfalls beteiligt. Da der Verein schon im Gründungsjahr

67 Sektion Kufstein des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins (Hrsg.), Hinterbärenbad im Kaiser-Gebirge. Ein Geleit- und Erinnerungs-Büchlein für Kaisergebirgs-Freunde, Kufstein 1904, S. 4.

68 Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs, Kufstein, S. 103.

69 Karl Baedeker, Südbayern, Tirol, Salzburg, Ober- und Nieder-Österreich, Steiermark, Kärnten und Krain. Handbuch für Reisende, Leipzig 1912²⁵, S. 211.

70 Prospekt Gasthof zum „Auracher“, S. 1.

über fünfzig Mitglieder verfügte, zeigt sich, dass die Förderung des Fremdenverkehrs für die Stadt bereits 1891 bedeutend war.⁷¹ Der Verschönerungsverein war es auch, welcher den bereits mehrfach erwähnten Reiseführer 1904 herausgab. Weiters wurde ab 1895 die Zahl der Fremden in den Sommermonaten in einer Fremdenliste dokumentiert. Gleichzeitig diente dieses Medium mit verschiedenen Inseraten als Werbung.

Neben diesem neuen Verein kam es in Kufstein zu Verbesserungen in der touristischen Infrastruktur. Bestehende Gasthäuser und Hotels passten ihr Angebot an die Erwartungen der Gäste an und moderne Neubauten wurden errichtet. 1906 eröffnete der Kufsteiner Getreidehändler Josef Dillersberger das Hotel Zu den 3 Königen. Diesem Bau folgte dann 1909 die Neueröffnung des Hotels Egger mit angeschlossener Brauerei am Oberen Stadtplatz, welches dem von 1904 bis 1919 amtierenden Bürgermeister Josef Egger gehörte.⁷² Die beiden neuen Hotels mitten im Stadtzentrum rundeten das bereits bestehende Angebot an Unterkünften ab. Kufstein konnte gerade durch diese Neubauten bei den Gästen mit modernen Annehmlichkeiten punkten. Das Hotel Egger beispielsweise bot seinen Gästen einen Fahrstuhl und komfortable Zimmer mit hochwertiger Einrichtung, welche großteils aus Wien stammte. Es verfügte zudem über Zimmer mit eigenem Salon, Bad und Toilette. Besonders stolz schienen die „elektrisch betriebenen Vacuumreiniger“ zu machen, die für ein staubfreies Hotel sorgten.⁷³

Die fortschrittliche Wasserversorgung und die rasche Elektrifizierung der Stadt hatten ebenfalls positive Auswirkungen auf den Fremdenverkehr. Im Herbst 1894 wurde eine neue Wasserleitung aus dem Kaisertal in Betrieb genommen, die nicht nur die zwanzig öffentlichen Brunnen, sondern auch zweihundert private Objekte sowie die umliegenden Weiler mit Wasser versorgte. Bis 1914 war die Wasserversorgung mit dem Hochquellenwasser aus dem Kaisertal so angelegt, dass mindestens 10.000 Menschen mit zweihundert Liter Wasser pro Tag versorgt werden hätten können. Neben der Wasserversorgung war auch die Elektrifizierung, welche 1897/1898 mit der Errichtung des Elektrizitätswerks einsetzte, fortschrittlich und trug zum Ruf Kufsteins als moderner Fremdenverkehrsort bei. Beides waren wichtige Komfortaspekte, welche die steigende Nachfrage nach einem Aufenthalt in Kufstein verstärkten.⁷⁴

Alle in Kufstein gesetzten Maßnahmen führten dazu, dass die Gästezahl stetig wuchs und der Sommertourismus wirtschaftlich bedeutend wurde. Die folgenden Zahlenwerte illustrieren diese Entwicklung des Fremdenverkehrs hin zu einem wichtigen Wirtschaftsfaktor. Ein wichtiges Merkmal ist die Anzahl an angebotenen Fremdenbetten, dazu findet sich im Reiseführer aus dem Jahr 1904 ein Hinweis: „Im Jahre 1903 besuchten Kufstein 13000 Fremde, welche zusammen 56000 mal übernachteten, was bei einer Bettenzahl von 1060 eine durchschnittliche Bettbenützung von 53 im Jahre ergibt.“⁷⁵ 1.060 Fremdenbetten standen demnach 1903 in Kufstein zur Verfügung. Davon waren

71 Blattl, Fremdenverkehr, S. 18–19.

72 Franz Biasi, Kufstein. 600 Jahre Stadt 1393–1993, Innsbruck-Wien 1992, S. 195.

73 Prospekt Hotel Egger (Familie Greiner), o. D. (nach 1909). Hannover-Ricklingen, S. 7–8. Es handelt sich um das erste und größte Familien- und Touristenhaus am Platz.

74 Biasi, Kufstein, S. 188–190.

75 Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs, Kufstein, S. 58.

der Großteil gewerbliche Betten in Gasthöfen und Hotels, denn laut der vom Fremdenverkehrsverein publizierten Wohnungsliste der Sommersaison 1901 wurden in den Privatwohnungen insgesamt 150 Betten angeboten.⁷⁶ Die Relation der Gästebetten zur Einwohnerzahl zeigt ebenfalls die bereits Anfang des 20. Jahrhunderts wirtschaftliche Wichtigkeit des Fremdenverkehrs. Bei der Volkszählung im Dezember 1900 wurden in Kufstein und seinen Vororten 4.369 Einwohner*innen gezählt.⁷⁷ Auf jede vierte Person kam somit ein Gästebett.

Auch die Entwicklung der Gästezahl gibt einen Hinweis darauf, dass der Fremdenverkehr zum Wirtschaftsfaktor wurde. In der „Kufsteiner Chronik“ findet sich im Jahr 1904 ein Eintrag zur Generalversammlung des Fremdenverkehrsvereins: Von 1892 bis 1903 hatte sich die Gästezahl in Kufstein mehr als verdoppelt. Während 1892 noch 5.922 Gäste und 25.415 Übernachtungen verzeichnet wurden, waren es 1903 bereits 13.087 Gäste und 56.274 Übernachtungen.⁷⁸ Hierbei dürfte es sich um die absoluten Zahlen der beiden Jahre handeln, denn in den von 1895 bis 1910 regelmäßig erschienenen Fremden- und Wohnungslisten wurden alle Gäste in den Sommermonaten von Anfang Juli bis Mitte September statistisch erfasst, die länger als drei Nächte in Kufstein verweilten. Auch wenn es sich hier um eine selektive Auswahl der Gästezahl aufgrund der Aufenthaltsmonate handelt, so belegen sie einen grundsätzlich stetigen Zuwachs an Sommergästen in Kufstein in diesen 15 Jahren.

Beim Vergleich der Gästezahlen aus der obenstehenden Abbildung mit den vorhin erwähnten Zahlen aus der Generalversammlung 1904 ist eine Abweichung für das Jahr 1903 erkennbar. Diese Differenz lag vermutlich an den Gästen, die außerhalb der in den Fremdenlisten erfassten Sommermonate in Kufstein verweilten.

| Jahr | Gästezahl | Jahr | Gästezahl |
|------|-----------|------|-----------|
| 1895 | 6.743 | 1903 | 10.063 |
| 1896 | 5.504 | 1904 | 10.738 |
| 1897 | 5.816 | 1905 | 10.198 |
| 1898 | 7.037 | 1906 | 10.596 |
| 1899 | 8.834 | 1907 | 11.878 |
| 1900 | 7.804 | 1908 | 11.763 |
| 1901 | 8.005 | 1909 | 11.919 |
| 1902 | 9.877 | 1910 | 14.439 |

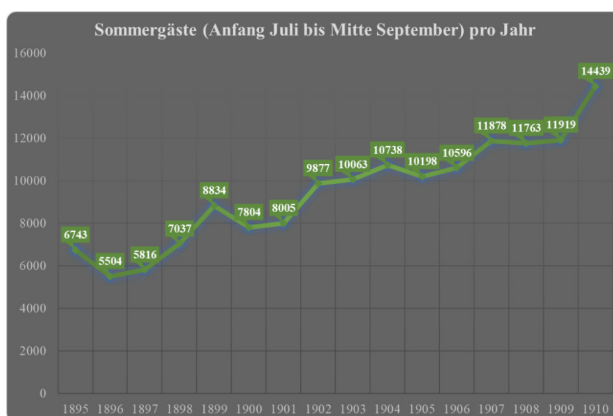


Abbildung 1: Die Entwicklung der Sommergäste-Anzahl von 1895 bis 1910 – Eigene Darstellung auf Basis der Daten aus den Fremden- und Wohnungslisten der Jahre 1895 bis 1910.⁷⁹

76 Lippott, Chronik, S. 75.

77 Ebd., S. 74–75.

78 Ebd., S. 82–83.

79 Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs in Kufstein (Hrsg.), Fremden- & Wohnungsliste für Kufstein und das Kaisertal, Kufstein 1895–1904; Fremdenverkehrs-Verein Kufstein (Hrsg.), Kufsteiner Fremden-Liste, Kufstein 1905–1910.

5. Der Wintertourismus in Kufstein

Nachdem Kufstein in der Sommersaison bereits erste Erfolge und wirtschaftliche Vorteile erzielen konnte, bemühte sich die Stadt Anfang des 20. Jahrhunderts um die Erschließung der Wintersaison. Bei der Generalversammlung des Fremdenverkehrsvereins wurde 1904 entsprechend festgehalten: „Es wird angestrebt, den Fremdenverkehr auch im Winter zu heben.“⁸⁰ Wichtig und zentral für den wirtschaftlich relevanten Ausbau der touristischen Wintersaison war, dass auf eine funktionierende touristische Vermarktung und auf ein bereits erprobtes Beherbergungs- und Gaststättenwesen zurückgegriffen werden konnte, das ebenfalls an einer Ausweitung der Saison interessiert war.

5.1 Wann begann die Wintersaison in Kufstein?

Die in dieser Arbeit verwendeten Quellen geben Hinweise darauf, dass sich die Wintersaison in Kufstein zu Beginn des 20. Jahrhunderts entwickelte und mit dem Wintersport zusammenhing: So ist im Reiseführer von 1904 zu lesen, dass der Aufschwung des Wintersports in den letzten Jahren spürbar war.⁸¹ Auch das Baedeker Handbuch für Reisende aus dem Jahr 1912 zeigt, dass Kufstein bereits zu diesem Zeitpunkt Winterreiseziel war: „Kufstein (503m), Stadt mit 6500 Einw., als Sommerfrische und Wintersportplatz viel besucht, liegt am r. Ufer des Inn, [...]“⁸² Weiters findet sich folgender Hinweis: „Viele Kurorte und Gasthöfe, die früher im Herbst schlossen, haben jetzt eine belebte Wintersaison.“⁸³ Die Gründe für diese Entwicklung lagen einerseits im Gesundheitsaspekt, der sich vor allem in der frischen, trockenen und sauberen Winterluft zeigte, andererseits im Angebot an Wintersportmöglichkeiten.⁸⁴

Im Prospekt des Hotels Egger⁸⁵ wird explizit um den Wintergast geworben und auf einige Annehmlichkeiten hingewiesen:

„Als Wintersportplatz hat Kufstein bedeutenden Aufschwung genommen, denn durch die Unterstützung seitens der k.k. Staatsregierung wurde es möglich, eine sportlich wie landschaftlich schöne, 3,2 Kilometer lange Bobsleighbahn herzustellen. Des weiteren befinden sich in der nächsten und weiteren Umgebung vier Rodelbahnen, eine Schlittschuhbahn und ein sowohl für Anfänger als für Geübte geeignetes Skigelände. Mit Rücksicht auf den Wintersport wurde im Haus Niederdruckdampfheizung eingerichtet, die alle Räume und Gänge gleichmäßig angenehm durchwärmt, Auch Trockenräume für nasse Kleider sind vorgesehen, [...]. An Sportlustige werden auch Geräte aller Art, Bobs, Sceletons, Rodelschlitten, Skier, leihweise abgegeben.“⁸⁶

80 Lippott, Chronik, S. 83.

81 Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs, Kufstein, S. 58–59.

82 Baedeker, Handbuch, S. 211.

83 Ebd., S. 18.

84 Ebd.

85 Das Prospekt ist undatiert, entstand aber vermutlich nach dem Neubau des Hotels 1909 und vor Beginn des Ersten Weltkrieges 1914.

86 Prospekt Hotel Egger, S. 8–9.

Laut diesem Hotelprospekt gab es aufgrund des Wintersports fast keinen Unterschied hinsichtlich der Gästeanzahl im Sommer und Winter: „An manchem Sonntag in den kalten Monaten sieht der Bahnhof Kufstein ebenso viele Gäste wie in der Hochflut der Reisezeit.“⁸⁷ Natürlich sind Werbeprospekte kritisch zu betrachten, weil diese primär den Wünschen und Bedürfnissen der Gäste entsprechen wollen. Die Beschreibung des 1909 errichteten Hotels zeigt allerdings, dass der Wintergast beim Neubau damals bereits berücksichtigt wurde. Die Wintersaison musste also in den Jahren vor 1909 begonnen haben, sonst hätte das Hotel vermutlich auf die Investition in eine winteraugliche Ausstattung verzichtet.

Neben dem Fremdenverkehrsverein unterstützte die 1904 durch Hans Reisch gegründete Wintersportvereinigung die Wintersaison in Kufstein. Mit diesem neuen Verein begann der Auf- und Ausbau der Wintersportstätten wie Bob- und Rodelbahnen, Sprungschanzen und Skipisten.⁸⁸ Kufstein schuf so eine Infrastruktur für den Wintersport, ohne die eine Wintersaison wohl nicht denkbar gewesen wäre.

Auch das Winterprospekt des Fremdenverkehrsvereins⁸⁹ verweist darauf, dass sich Kufstein in den zurückliegenden Jahren dem Wintertourismus zugewandt hatte:

„Schüchtern erst, dann mit etwas mehr Mut, hat Kufstein die letzten paar Winter in der Welt draußen laut werden lassen, wie schön es ist in seinen winterlichen Tälern, auf seinen Höhen in strahlendem Sonnenschein, in der traulich warmen Stube des eingeschneiten Bauernhauses, in den eleganten Räumen der vornehmen Hotels! Und der Erfolg blieb nicht aus. Sportsleute und Winterfreunde aller Art sind gekommen, und gefallen hat's ihnen allen.“⁹⁰

5.2 Die enge Verbindung von Wintersaison und Wintersport

Die Entwicklung hin zu einer Wintersaison ist untrennbar mit dem Wintersport verbunden. Vermutlich nach skandinavischem Vorbild fanden Schneeteller und Skier Einzug in Tirol. Somit konnte der populär gewordene Bergsport auch im Winter fortgeführt werden. Bergführer*innen wagten sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts in Winterbesteigungen auf die Tiroler Gipfel. Diesem neuen Trend verschloss sich auch der Alpenverein nicht und veranstaltete erste Skikurse für Bergführer*innen. Die neu gegründeten Wintersportvereinigungen und Skiclubs verschrieben sich ganz dem Wintersport. Die ersten Vereine in Nordtirol waren der 1901 gegründete Skiclub Arlberg sowie der 1902 gegründete Wintersportverein Kitzbühel. Kufstein folgte, wie bereits erwähnt, 1904 diesen beiden Beispielen.⁹¹

Bald nach dem Aufkommen des Skisports in Tirol wurden 1906 die ersten Skiführer für das Gebiet herausgegeben. Neben diesen Büchern trug die Austragung von Skirennen

87 Ebd., S. 2.

88 Eduard Lippott (Hrsg.), 60 Jahre Tiroler Grenzboten 1871–1931, Kufstein 1931, S. 77.

89 Das Prospekt wurde zwar ohne Jahreszahl herausgegeben, der Inhalt lässt aber auf eine Veröffentlichung für die Wintersaison 1911/12 schließen.

90 Wintersportvereinigung Kufstein (Hrsg.), Winter in Kufstein, München 1911, S.3.

91 Lässer, Fremdenverkehr, S. 86–88.

ebenfalls zur Popularität des Skisports bei. Auch das Skispringen gehörte zum Skisport, weshalb in den Wintersportzentren vor dem Ersten Weltkrieg Sprungschanzen errichtet wurden.⁹²

In Kufstein wurde der Ski- und Wintersport vom Fremdenverkehrsverein, von der Sektion Kufstein des DuOeAV und von der Wintersportvereinigung gefördert. Diese Institutionen erhielten mit dem Kufsteiner Skiclub, der 1910 gegründet wurde, einen wichtigen Partner.⁹³ Zusätzlich förderten in Kufstein die Stadt und die k. k. Staatsregierung den Wintersport und damit die Wintersaison.⁹⁴ Die Bemühungen um den Winter schienen Erfolg zu haben: Kufstein konnte sich als frühes Wintersportzentrum etablieren. Dies dokumentieren nicht nur die Kufsteiner Quellen, sondern auch das Reisehandbuch von Karl Baedeker, das Kufstein 1912 unter den ausgewählten und als „besonders bedeutend“ markierten Wintersportorten in Tirol und Vorarlberg führt,⁹⁵ sowie der „Fremdenverkehrs- und Sports-Anzeiger in Tirol, Vorarlberg und Liechtenstein“ aus dem Jahr 1909. In diesem wird Kufstein als einer von insgesamt 14 möglichen Wintersportplätzen in Tirol und Vorarlberg angeführt. Gerade in den erfolgreichen Orten gab es ein breites Angebot, das neben dem Skilauf und dem Skispringen auch Eislaufen und verschiedene Arten des Rodelsports umfasste. Kufstein zählte der Zeitschrift zufolge zu den fünf angeführten Orten, die mindestens fünf Wintersportmöglichkeiten anboten. Nur Innsbruck und Kitzbühel boten mehr Sportmöglichkeiten. Für Kufstein werden Eislaufen, Eisschießen, Ski, Bobsleigh und Rodeln als Sportarten angegeben, das gleiche Angebot hatte St. Anton am Arlberg.⁹⁶ Die Tatsache, dass Kufstein in diese Tabelle aufgenommen wurde, zeigt die Bedeutung der Stadt als Wintersportort vor dem Ersten Weltkrieg.

Inwiefern Kufstein von der auf Tiroler Ebene durchgeführten Werbetätigkeit profitiert hat, ist nicht direkt nachvollziehbar. Jedoch trugen die Bemühungen rund um die Wintersaison vom 1890 gegründeten Landesverband für Fremdenverkehr sicherlich ihren Teil dazu bei, dass Gäste Tirol vermehrt als Winterdestination entdeckten. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass Parallelen zu Kufstein bestehen. So erfolgten die ersten Werbemaßnahmen zur selben Zeit, als in Kufstein der Wintersport 1904/1905 institutionalisiert wurde. Vom Landesverband wurde bereits für die Wintersaison 1904/1905 ein Plakat zum Thema Wintersport in Tirol herausgegeben. 1910 folgten jeweils eine deutsche und eine englische Broschüre, die sich dem Thema Winterurlaub in Tirol widmeten.⁹⁷ Möglicherweise dienten diese Werbemaßnahmen als Vorbild für das bereits mehrfach erwähnte Kufsteiner Winterprospekt.

92 Michael Forcher, *Zu Gast im Herzen der Alpen. Eine Bildgeschichte des Tourismus in Tirol*, Innsbruck 1989, S. 154–156.

93 Herbert Kuntscher, *Wintersport seinerzeit*, in: Hans Treichl (Hrsg.), *Kufstein. Bayerns Glanzperle Tirols*, Kufstein 2012, S. 168–175, hier S. 169.

94 Wintersportvereinigung, *Winter*, S. 11.

95 Baedeker, *Handbuch*, S. 14.

96 *Fremdenverkehrs- und Sports-Anzeiger in Tirol, Vorarlberg-Liechtenstein* (1909), Heft 1, zit. n. Michael Forcher, *Zu Gast im Herzen der Alpen. Eine Bildgeschichte des Tourismus in Tirol*, Innsbruck 1989, S. 165.

97 Lässer, *Fremdenverkehr*, S. 91.

5.3 *Wintersport in Kufstein*

Kufsteins Vorteil im Bemühen um eine Wintersaison lag vor allem im breiten Angebot an Wintersportmöglichkeiten. Die Stadt setzte einen Schwerpunkt im Rodelsport, aber auch Skifahren, Skispringen und Eislaufen waren Aktivitäten, die in der Kufsteiner Wintersaison möglich waren.

Eine besondere Rolle in der Kufsteiner Wintersaison spielte die Wintersportvereinigung, deren Vereinszweck dem Ausbau und der Instandhaltung der Wintersportanlagen gewidmet war. Im eigenen Winterprospekt stellte sich der Verein als sehr eifrig dar:

„Die seit dem Jahre 1904 bestehende rührige Wintersportvereinigung hat es sich, unterstützt durch Stadt und Regierung, angelegen sein lassen, eine ganze Reihe mustergültig angelegter Sportsbahnen und -plätze zu schaffen und für deren bestmögliche Unterhaltung Sorge zu tragen. Rodel- und Skisport, Bobsleigh und Skeleton, Eislauf und Schlittenfahrt finden infolgedessen liebevolle Pflege und eifrige Ausübung.“⁹⁸

Es bestand wohl eine wechselseitige Beziehung zwischen der Wintersportvereinigung und dem Fremdenverkehrsverein: Einerseits unterstützte die Wintersportvereinigung das 1904 vom Fremdenverkehrsverein gesetzte Ziel, eine zweite Saison aufzubauen und war in dieser Arbeit fleißig um neue Wintersportmöglichkeiten bemüht. Andererseits wäre vermutlich eine Gründung der Wintersportvereinigung gar nicht erst zustande gekommen, wenn es nicht bereits die Vision einer Wintersaison gegeben hätte.

5.4 *Rodeln und Bobsleigh*

Kufstein kann als frühes Rodelmekka bezeichnet werden. Im Winterprospekt wird das Thema Rodeln und Bobsleigh ausführlich behandelt und nimmt im 17-seitigen Prospekt ganze vier Seiten ein. Zum Vergleich: Dem Skisport wurden zweieinhalb Seiten gewidmet.⁹⁹

Das Prospekt „Winter in Kufstein“ setzte innerhalb der Rodelinformationen einen Schwerpunkt auf die Bobsleighbahn. Diese Bahn wurde sehr detailliert beschrieben und dürfte damit wohl einen besonders hohen Stellenwert gehabt haben. Die Erbauung der 3.200 m langen Bahn wurde von der k. k. Staatsregierung subventioniert. Der Start der Bobsleighbahn konnte über einen eigens angelegten Weg, auf dem auch die Zugtiere die Bobs transportierten, erreicht werden. Zwischen dem Start und dem Ziel war eine Kommunikation mittels Telefon möglich.¹⁰⁰ Die Bahn wurde Ende Dezember 1908 mit einem Rennen eröffnet.¹⁰¹ Die anderen der insgesamt sieben Rodelbahnen wurden im Prospekt ebenso mit zahlreichen Details beschrieben. Angeführt wurden

98 Wintersportvereinigung, Winter, S. 9.

99 Ebd., S. 11–13.

100 Ebd.

101 Lippott, Chronik, S. 104.

etwa die Schwierigkeit und die Länge der Bahn sowie eine Beschreibung der Aussicht während der Fahrt.¹⁰²

Einige Kufsteiner Unterkünfte, wie etwa das Hotel Egger, stellten ihren Wintergästen Rodel, Bobs und Skeletons leihweise zur Verfügung.¹⁰³ Waren keine Sportgeräte im Hotel ausleihbar, verfügten die an den Rodelbahnen gelegenen Gasthöfe über Leihrodel.¹⁰⁴

5.5 Skispringen & Skifahren

Skifahren und Skispringen gingen in dieser frühen Zeit des Wintertourismus noch Hand in Hand, meist wurden Sprungschancen am jeweiligen Skigelände angelegt. Anfänger*innen standen in Kufstein Übungsplätze auf den Hügeln der Stadt zur Verfügung, beispielsweise im Ortsteil Zell am Lausbichl oder am Thierberg. Auch im Bereich rund um Vorderdux und Hinterdux konnten Gäste und Einheimische erste Skierfahrten sammeln. Zusätzlich gab es die Möglichkeit, die von der Wintersportvereinigung von Mitte Dezember bis Mitte März regelmäßig angebotenen Skikurse zu besuchen.¹⁰⁵ Nach der Gründung des Kufsteiner Skiclubs 1910 widmete sich dieser ebenso der Durchführung von Skikursen: „Der Aufgabenkreis der Skiclubs umfaßte Tourenführungen, Verbesserungen der Technik durch Schulung und Veranstaltungen von Rennen.“¹⁰⁶

Das bereits erwähnte Gebiet rund um Vorder- und Hinterdux war im Grunde das Kufsteiner Wintersportzentrum. Rodeln, Bob- und Skeletonfahren, Skispringen und Skirennen waren dort möglich. Das nahegelegene Almengebiet um das Brentenjoch und den Steinberg ergänzte mit den Skipisten das Angebot. Vor allem die Schneelage, die gute Lage der Abfahrten aufgrund der weitläufigen Almwiesen sowie die abwechslungsreichen Möglichkeiten dieses Bereichs wurden im Winterprospekt hervorgehoben: Dieses Gebiet würde das „Prädikat ‚ideal‘“ verdienen, denn es „weist alles auf, was des Skiläufers Herz höher schlagen lässt“.¹⁰⁷ Laut Franz Biasi rühmte sogar eine Frankfurter Zeitung den Skisportplatz Steinberg als „Paradies für Skifahrer“.¹⁰⁸

Kufstein schien in der Wintersaison damit zu kämpfen, dass das im Sommer so wichtige Kaisertal mit Hinterbärenbad für Skifahrer*innen als nicht ideal wahrgenommen wurde und für die Bewerbung nicht ausreichend war. Um die Skigäste anzusprechen, musste in der Argumentation also auf andere Regionen, wie den Steinberg und Vorder- und Hinterdux, gesetzt werden:

„Es ist eine leider noch immer vielfach verbreitete Ansicht, dass Kufstein und insbesondere der Kaiser ‚so gar kein Skigelände‘ besäßen. Diese Meinung teilen merkwürdigerweise auch viele, die Kufstein und den Kaiser sehr gut zu kennen meinen. Gewiß – Hinterbärenbad, das für so viele identisch ist mit dem ‚Kaiser‘,

102 Wintersportvereinigung, Winter, S. 11–13.

103 Prospekt Hotel Egger, S. 9.

104 Wintersportvereinigung, Winter, S. 12–13.

105 Ebd., S. 13–15.

106 Lässer, Fremdenverkehr, S. 89.

107 Wintersportvereinigung, Winter, S. 15.

108 Biasi, Kufstein, S. 201.

darf kaum für sich das Prädikat ‚Standquartier für Skiläufer‘ in Anspruch nehmen, wenn auch der bescheidenere Fahrer dort schon ganz gut auf seine Rechnung kommt. Aber es gibt noch andere Orte als Hinterbärenbad und Stripsenjoch, als Halt und Totenkirchl, die auch zum ‚Kaiser‘ gehören und die selbst für den verwöhnten Skimann noch eine ganze Menge Leckerbissen aufbewahren.“¹⁰⁹

Mit Vorderdux, Hinterdux, Steinberg und den Übungshügeln gelang es Kufstein, sich als Skiort zu etablieren und damit auch skifahrende Gäste anzulocken.

5.6 *Die Wintersportfeste – Werbung für Kufsteins Wintersaison*

Eine kluge „Erfindung“ der Wintersportvereinigung mit anhaltender Wirkung für die beginnende Wintersaison waren die Wintersportfeste. Das erste Wintersportfest fand vom 21. bis 23. Januar 1905, ein Jahr nach Gründung der Wintersportvereinigung, statt und wurde danach regelmäßig einmal pro Winter veranstaltet.¹¹⁰ Die Teilnehmer*innen der Wintersportfeste bekamen einen Einblick in die Vielfalt der Wintersportmöglichkeiten: Das Programm umfasste Eisschießen, Rodelrennen für Damen und Herren sowie Skiwettkämpfe mit Skirennen und Skispringen und ein gesellschaftliches Rahmenprogramm, u. a. die musikalische Umrahmung durch die Musikkapelle. Die Presse berichtete über die Kufsteiner Wettbewerbe im deutschsprachigen Raum, also dem heutigen Deutschland, in der Schweiz und in Österreich.¹¹¹

Für das zweite Wintersportfest 1906 belegen die Zahlen der „Kufsteiner Chronik“ bereits einen regen Zulauf. Alleine aus dem Münchner Raum kamen 1500 Gäste in zwei Sonderzügen nach Kufstein. Der Zuwachs dürfte angehalten haben, 1907 sind 2000 Gäste aus dem Münchner Raum als Teilnehmer*innen des Wintersportfestes erwähnt.¹¹²

Die Wintersportvereinigung schien sehr bemüht gewesen zu sein und sorgte immer wieder für Neuheiten. So wurde beispielsweise ein Paar-Rodel-Bewerb abgehalten oder auch das Skijöring mit einem Pferdegespann eingeführt. Die Anlage eines neuen Eislaufplatzes am Fischergries 1908 mit einer Fläche von 2.000 Quadratmetern steht ebenfalls in Zusammenhang mit den Wintersportfesten. Die Wintersportfeste trugen ihren Teil dazu bei, dass Kufstein seinen Ruf als Wintersportort festigen konnte und der Wintertourismus in Kufstein zu einem Wirtschaftsfaktor werden konnte.¹¹³

5.7 *Zur Größenordnung des frühen Wintertourismus*

Durch den Vergleich der statistischen Daten aus verschiedenen Quellen sind Abweichungen erkennbar, die aus Sicht der Verfasserin Hinweise auf die Größenordnung der Saison außerhalb des Sommers in Kufstein liefern können. Die Gästezahlen aus den Fremden- und Wohnungslisten bezogen sich rein auf die Sommersaison von Anfang

109 Wintersportvereinigung, Winter, S. 14.

110 Lippott, Chronik, S. 85.

111 Biasi, Kufstein, S. 200–201.

112 Lippott, Chronik, S. 85.

113 Biasi, Kufstein, S. 201.

Juli bis Mitte September. Für einige der in Abbildung 1 dargestellten Jahre lagen noch andere Zahlen vor, die in der folgenden Abbildung dargestellt sind und anhand derer ein Vergleich mit den statistischen Daten aus der Sommersaison vorgenommen werden kann.

| Jahr | Sommergäste ¹¹⁴ | Gäste gesamt | Gästedifferenz |
|------|----------------------------|-----------------------|----------------|
| 1903 | 10.063 | 13.000 ¹¹⁵ | 2.937 |
| 1909 | 11.919 | 18.266 ¹¹⁶ | 6.347 |
| 1910 | 14.439 | 26.624 | 12.185 |

Abbildung 2: Gästeanzahl in Kufstein außerhalb der Sommerhochsaison (eigene Darstellung)¹¹⁷

Während 1903 – also vor Einsetzen der relevanten Wintersaison – im Verhältnis noch eine sehr geringe Anzahl an Gästen außerhalb der Sommersaison für Kufstein gezählt wurde, stellte sich die Situation für die Jahre 1909 und 1910 anders dar. 1909 kamen zwei Drittel der Gesamtgäste in der Sommersaison nach Kufstein, 1910 waren es mehr als die Hälfte aller Gäste. Es ist in diesen beiden Jahren anhand der Gästedifferenz jedoch die Tendenz erkennbar, dass auch außerhalb der Sommermonate eine beachtliche Anzahl an Gästen Kufstein besuchte. Wird diese Gästedifferenz nun in Relation zu den vorangegangenen Schilderungen über die Wintersaison gesetzt, so kann angenommen werden, dass die außerhalb der Sommersaison gezählten Gäste zu einem wesentlichen Teil in der Wintersaison nach Kufstein kamen. Die These, dass die Wintersaison vor dem Ersten Weltkrieg zu einem Wirtschaftsfaktor in Kufstein wurde, wird durch diese Zahlen zusätzlich gestützt – natürlich unter der Annahme, dass dieses verfügbare statistische Material korrekt ist.

6. Schluss

In den vorangegangenen Kapiteln wurde deutlich, dass der Fremdenverkehr in Kufstein bereits vor dem Ersten Weltkrieg als Wirtschaftszweig sehr angesehen war und von den verschiedensten Vereinen entsprechend unterstützt wurde. Der Fremdenverkehr hatte sich im Laufe von rund vierzig Jahren in Kufstein wirtschaftlich etablieren können. Zu Beginn, ab ca. 1870, war es vor allem die Sommersaison, die für einen steigenden Zustrom von Gästen in der Stadt sorgte. Im Zeitraum 1904 bis 1914 entwickelte sich jedoch auch eine Wintersaison, die ebenfalls ein ökonomisch relevantes Wachstum verzeichnen konnte.

Die dieser Arbeit zugrundeliegende Forschungsfrage bezog sich auf die zentralen Entwicklungsschritte im Kufsteiner Fremdenverkehr und deren Beitrag zur Ausbil-

114 Die Quelle ist hier die jeweilige Fremden- und Wohnungsliste für Kufstein und das Kaisertal, welche in regelmäßigen Abständen während der Sommersaison vom Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs herausgegeben wurde. Es handelt sich jeweils um die dort angegebene Gesamtzahl der Fremden für die Sommersaison.

115 Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs, Kufstein, S. 58.

116 Die Gesamtgästekzahl für die Jahre 1909 und 1910 sind der Dissertation von Runggaldier entnommen. Sie sind dort im Anhang für den Ort Kufstein angegeben, siehe: Runggaldier, Fremdenverkehr, Anhang S. 2.

117 Die Quellenangaben für diese Abbildung befinden sich in den obenstehenden Fußnoten, welche in der Abbildung integriert zu sehen sind.

derung einer Sommer- und Wintersaison. Selbstverständlich stellt diese Arbeit keinen Anspruch auf Vollständigkeit hinsichtlich der Entwicklungsschritte, aber dennoch wurden wichtige Bereiche herausgearbeitet, die den Kufsteiner Fremdenverkehr gefördert und geprägt haben. Dabei stehen diese Entwicklungen oftmals eng miteinander in Verbindung. Kufstein lag verkehrsgünstig und konnte als Grenzstadt auf ein bereits bestehendes gewerbliches Gaststättenwesen zurückgreifen, als es zur gesellschaftlichen Trendumkehr in der Betrachtung der Bergwelt kam und diese als interessant und „bereisenswert“ wahrgenommen wurde. Ohne den technischen Fortschritt durch den Bau der Eisenbahn wäre ein Zuwachs an Gästen vermutlich nicht in dem Ausmaß möglich gewesen. Für Kufstein spielte die leichte und raschere Erreichbarkeit mit der Eisenbahn nicht nur für die Sommersaison eine wichtige Rolle. Auch an den Zuwachsraten im Winter war die Eisenbahn beteiligt, als Sonderzüge die Teilnehmer*innen der Wintersportfeste nach Kufstein brachten. In der Person von Matthäus Hörfarter hatte Kufstein zudem einen touristischen Pionier, welcher die Zeichen der Zeit erkannte und den Fremdenverkehr geschickt zu unterstützen wusste. Die frühe Institutionalisierung der touristischen Förderung und die Positionierung Kufsteins als Kurort waren sein Vermächtnis für den Kufsteiner Fremdenverkehr. Er ebnete dadurch mit den Weg, dass Kufstein sich als Sommerziel etablieren und vom Fremdenverkehr wirtschaftlich profitieren konnte. Das Kaisergebirge und der Alpenverein sorgten für zusätzliche Attraktivität im Sommer und für steigende Gästezahlen.

Der Ausbau des Fremdenverkehrs im Sommer war der Grundpfeiler für die Begründung der Wintersaison: Das funktionierende und gut organisierte Beherbergungswesen sowie die Arbeit des Verschönerungs-, Fremdenverkehrs- und Alpenvereins trugen mit dazu bei, dass sich in der Stadt ein neuer Erwerbszweig mit ökonomischer Bedeutung entwickeln konnte. Kufstein, das diesen touristischen Wirtschaftsfaktor langfristig nutzen wollte, bemühte sich um den Ausbau der Saison. Als mit der Zunahme des Wintersports auch die Nachfrage nach einem Winterurlaub stieg, wurden sukzessive Investitionen in die touristischen Infrastruktur getätigt und so eine zweite Saison im Winter etabliert. Dass diese beginnende Wintersaison nicht einfach ein Zufall war, sondern bewusste und strategische Entscheidungen der Tourismusverantwortlichen vorausgegangen waren, zeigte sich unter anderem in der Gründung des Wintersportvereins oder in der Einführung der jährlichen Wintersportfeste. Und diese Strategie ging auf: Kufstein war einer der wenigen Orte in Tirol, denen es gelang, die Wintersaison vor dem Ersten Weltkrieg zu einem bedeutenden ökonomischen Faktor auszubauen. Vor allem aufgrund der sportlichen Wettkämpfe wurde der Winter zu einem wichtigen Werbeträger für den Ort und trug mit dazu bei, dass noch mehr Gäste auf Kufstein aufmerksam wurden. Die anhaltende Wintersportbegeisterung und Kufsteins Angebot an Sportstätten waren Erfolgsfaktoren für die beginnende Wintersaison vor 1914.

Die Anstrengungen der Stadt, im Winter eine zweite Saison aufzubauen, waren von Erfolg gekrönt. Denn gerade die Wintersaison sorgte dafür, dass die Kufsteiner Gesamtgästeszahl vor 1914 beständig wachsen konnte. Die Zahlen, welche diesen Prozess bis 1910 belegen, wurden im vorhergehenden Abschnitt präsentiert und diskutiert. Ab

dem Jahr 1911 wurden die Gästezahlen des ganzen Jahres vom städtischen Meldeamt erfasst. Waren es 1910 laut Runggaldiers Aufzeichnungen noch 26.624 Gäste im Gesamtjahr in Kufstein, so stieg die Zahl in den folgenden Jahren bis 1913 weiter an. Laut den Informationen im Artikel „Kufsteiner Fremdenverkehr in 60 Jahren“, worin sich der Autor explizit auf die Angaben des städtischen Meldeamtes bezog, waren es 1911 28.000 Gäste, 1912 31.000 Gäste und 1913 31.485 Gäste jeweils im Gesamtjahr. Im Kriegsausbruchsjahr 1914 wurden in der Folge nur noch 24.514 Gäste in Kufstein gezählt.¹¹⁸ Ohne die beginnende Wintersaison wäre eine solche Steigerung der Gästezahlen nicht möglich gewesen, denn dann hätte sich die Anzahl an Sommergästen in Kufstein innerhalb von nur wenigen Jahren mehr als verdoppeln müssen.

Die Gesamtgästezahl in Kufstein gewinnt noch mehr an Bedeutung, wenn diese mit den Zahlen anderer Orte verglichen wird, beispielsweise mit den Südtiroler Orten, die auf eine längere touristische Vergangenheit und auf eine internationale Bekanntheit als Kurort zurückblicken konnten. Runggaldiers Zahlen der Orte mit mehr als 10.000 Fremden aus 1912 zeigen, dass Kufstein eine Gästefrequenz von Dreiviertel der Gästeanzahl von Meran (ohne Obermais) hatte und an vierter Stelle insgesamt nach Innsbruck, Bozen und Meran (ohne Obermais) bei den Tiroler Fremdenorten mit mehr als 10.000 Fremden lag.¹¹⁹ Diese beachtliche Gästefrequenz in Kufstein macht nochmals die wirtschaftliche Bedeutung des Fremdenverkehrs vor dem Ersten Weltkrieg deutlich.

7. Literatur

Beda Weber, in: Wikipedia. Die freie Enzyklopädie, aktualisiert am 21.12.2017, [https://de.wikipedia.org/wiki/Beda_Weber], eingesehen 27.5.2018.

Bendler, Gebhard, Wilder Kaiser. Von Sommerfrischlern, Kletterlegenden, Skipionieren und dem Bergdoktor. 200 Jahre Alpingeschichte und Reisekultur, Innsbruck-Wien 2016.

Biasi, Franz, Kufstein. 600 Jahre Stadt 1393–1993, Innsbruck-Wien 1992.

Ders. (Hrsg.), Kufsteiner Buch. Beiträge zur Heimatkunde von Kufstein, Bd. 1 (Schlern-Schriften 156), Innsbruck 1957.

Ders. (Hrsg.), Kufsteiner Buch. Beiträge zur Heimatkunde von Kufstein, Bd. 2 (Schlern-Schriften 157), Innsbruck 1958.

Blattl, Josef, Kufsteiner Fremdenverkehr in 60 Jahren, in: Eduard Lippott (Hrsg.), 60 Jahre Tiroler Grenzboten 1871–1931, Kufstein 1931, S. 18–19.

Deutsche und Österreichische Alpenvereinssektion Kufstein (Hrsg.), Die Erschließung des Kaisergebirges. Nach Aufzeichnungen in Hinterbärenbads Tourenbüchern bearbeitet von F. Nieberl, Kufstein 1912².

¹¹⁸ Blattl, Fremdenverkehr, S. 18.

¹¹⁹ Runggaldier gibt folgende Zahlen für 1912 in seiner Tabelle „Fremdenorte mit mehr als 10.000 Fremden“ an: Innsbruck 192.681, Bozen 108.980, Meran 38.943, Kufstein 30.520, Landeck 15.430, Brixen 11.885, Runggaldier, Fremdenverkehr, Anhang S. 2. Worin die Abweichung bei Kufstein zu den Zahlen von Blattl besteht, ist leider nicht ersichtlich. Allerdings besteht die Vermutung, dass Blattl in seinem Artikel eventuell großzügig auf die gerade Zahl 31.000 aufgerundet hat.

Forcher, Michael, *Zu Gast im Herzen der Alpen. Eine Bildgeschichte des Tourismus in Tirol*, Innsbruck 1989.

Hachtmann, Rüdiger, *Tourismus-Geschichte*, Göttingen 2007.

Heimatverein Kufstein, *Rodeln vor 100 Jahren*, o. D., [<http://www.heimat-kufstein.at/2012/35-rodeln-vor-100-jahren> und <http://www.heimat-kufstein.at/bildergalerie/category/38-0113-rodeln-v-100-jahren>], eingesehen 15.10.2018.

Heinrich Noë, in: Wikipedia. Die freie Enzyklopädie, aktualisiert am 2.10.2018, [https://de.wikipedia.org/wiki/Heinrich_Noë], eingesehen 10.10.2018.

Hotel Gisela Kufstein, o. D., [<https://www.hotelgisela.at/>], eingesehen 16.08.2018.

Kuntscher, Herbert, *Wintersport seinerzeit*, in: Rotary Club Kufstein/Verein für Heimatkunde und Heimatschutz Kufstein (Hrsg.), *Kufstein. Bayerns Glanzperle Tirols*, Kufstein 2012, S. 168–175.

Kyselak, Joseph, *Zu Fuss durch Österreich. Skizzen einer Wanderung nebst einer romantisch pittoresken Darstellung mehrerer Gebirgsgegenden und Eisglätscher unternommen im Jahre 1825 von Joseph Kyselak, nachgegangen und nachgedacht von Ernst Gehmacher*, Wien u. a. 1982.

Lässer, Adolf, *100 Jahre Fremdenverkehr in Tirol. Die Geschichte einer Organisation (Tiroler Wirtschaftsstudien 40)*, Innsbruck 1989.

Leonardi, Andrea/Heiss, Hans (Hrsg.), *Tourismus und Entwicklung im Alpenraum 18.–20. Jh. (Tourism & Museum, Studienreihe des Touriseum 1)*, Innsbruck u. a. 2003.

Lippott, Eduard (Hrsg.), *60 Jahre Tiroler Grenzbote 1871–1931*, Kufstein 1931.

Ders., *Kufsteiner Chronik 788–1918*, in: Franz Biasi (Hrsg.), *Kufsteiner Buch. Beiträge zur Heimatkunde von Kufstein und Umgebung*, Bd. 2 (Schlern Schriften 157), Innsbruck 1958, S. 9–142

Lunglmayr, Alfred, *Drei Sommer in Tirol*, in: *Der Alpenfreund. Illustrierte Touristenzeitschrift für das Alpengebiet* 2 (1896), Heft 12, S. 1–4.

Pelinka, Anton/Maislinger, Andreas (Hrsg.), *Handbuch zur neueren Geschichte Tirols (Zeitgeschichte 2)*, Innsbruck 1993.

Planer, Klaus, *Der Fremdenverkehr Nordtirols*, Diss. Wien 1970.

Riedmann, Josef, *Geschichte Tirols*, Wien 1988².

Rotary Club Kufstein/Verein für Heimatkunde und Heimatschutz Kufstein (Hrsg.), *Kufstein. Bayerns Glanzperle Tirols*, Kufstein 2012.

Runggaldier, Engelbert, *Tirol und der Fremdenverkehr*, Diss. Innsbruck 1927.

Sandgruber, Roman, *Die Entstehung der Österreichischen Tourismusregionen*, in: Andrea Leonardi/Hans Heiss (Hrsg.), *Tourismus und Entwicklung im Alpenraum 18.–20. Jh. (Tourism & Museum, Studienreihe des Touriseum 1)*, Innsbruck u. a. 2003, S. 201–226.

Ders., *Ökonomie und Politik. Österreichische Wirtschaftsgeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart (Österreichische Geschichte)*, Wien 1995.

Sinwel, Rudolf (Hrsg.), *Dr. theol. Matth. Hoerfarter. Gedenkschrift zur Enthüllung des Hoerfarter-Denkmales in Kufstein am 10. September 1899*, Kufstein 1899.

Tourismusverband Kufsteinerland, *Geschäftsbericht 2017*, 2017, [<https://www.kufstein.com/media/geschaeftsbericht-tourismusverband-kufsteinerland-2017.pdf>], eingesehen 5.6.2018.

Tschurtschenthaler, Paul, *Der Tourismus im Bundesland Tirol 1918–1990*, in: Anton Pelinka/Andreas Maislinger (Hrsg.), *Handbuch zur neueren Geschichte Tirols (Zeitgeschichte 2)*, Innsbruck 1993, S. 113–208.

Türkis, Benjamin, *Innsbrucker Tourismusgeschichte (Geschichte und Ökonomie 20)*, Innsbruck 2010.

Weitlaner, Paul, *Dekan Dr. Matthäus Hörfarter*, in: Franz Biasi (Hrsg.), *Kufsteiner Buch. Beiträge zur Heimatkunde von Kufstein und Umgebung*, Bd. 1 (Schlern Schriften 156), Innsbruck 1957, S. 121–138.

8. Quellen

Baedeker, Karl, *Südbayern, Tirol, Salzburg, Ober- und Nieder-Österreich, Steiermark, Kärnten und Krain. Handbuch für Reisende*, Leipzig 1912³⁵.

Fremdenverkehrs-Verein Kufstein (Hrsg.), *Kufsteiner Fremden-Liste*, Kufstein 1905–1910.

Postkarte, 5.10.1937. Heimatverein der Stadt Kufstein, Fotosammlung Kufstein.

Prospekt Gasthof zum „Auracher“, o. D. (nach 1895). Innsbruck.

Prospekt Hotel Egger (Familie Greiner), o. D. (nach 1909). Hannover-Ricklingen.

Sektion Kufstein des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins (Hrsg.), *Hinterbärenbad im Kaiser-Gebirge. Ein Geleit- und Erinnerungs-Büchlein für Kaisergebirgs-Freunde*, Kufstein 1904.

Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs in Kufstein und Umgebung (Hrsg.), *Kufstein und seine Umgebung. Ein Führer für Fremde und Einheimische*, Kufstein 1904.

Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs in Kufstein (Hrsg.), *Fremden- & Wohnungsliste für Kufstein und das Kaisertal*, Kufstein 1895–1904.

Wintersportvereinigung Kufstein (Hrsg.), *Winter in Kufstein*, München 1911.

Tanja Angela Braunschmid ist Absolventin des Bachelorstudiums Geschichte an der Universität Innsbruck. tanjabraunschmid@hotmail.com

Zitation dieses Beitrages

Tanja Angela Braunschmid, Die Entwicklung des Fremdenverkehrs in der Stadt Kufstein bis 1914. Sommerfrische, Bergsport, Kur und die Anfänge des Wintertourismus, in: *historia.scribere* 12 (2020), S. 159-188, [<http://historia.scribere.at>], eingesehen 15.6.2020 (=aktuelles Datum).

Die Veränderung des alpinen Schutzhüttenbaus vom 19. bis zum 21. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Umweltgeschichte Westösterreichs

Verena Hechenblaikner

Kerngebiet: Wirtschafts- und Sozialgeschichte

eingereicht bei: Univ.-Ass. MMag. Irene Pallua

eingereicht im: WiSe 2018/19

Rubrik: Proseminar-Arbeit

Abstract

Changes in Alpine shelter construction from the 19th to the 21st century. A contribution to the environmental history of Western Austria

The following paper provides a chronological overview of Alpine shelter construction in Western Austria from the 19th to the 21st century. It examines the ambivalent role the "Alpenverein" has played in this Alpine development and scrutinizes its changing attitude to nature conservation. In doing so, the paper argues that different shelter constructions and the discussions surrounding them might be regarded as indicators of a general change in environmental awareness.

1. Einleitung

Trotz aller Gefahren und Entbehrungen zieht es Menschen schon seit Jahrtausenden in die Alpen. Ursprünglich waren es meist materielle Gründe, welche die Menschen dazu bewogen, ins Gebirge zu gehen. Manche waren auf der Suche nach Nahrung, andere ließen ihr Vieh auf den Bergwiesen weiden und wieder andere wollten Bodenschätze finden. Auch die Möglichkeit, durch Handel und Schmuggel über die Bergpässe etwas zu verdienen und die Berge dabei zu überschreiten, spielte eine Rolle. Bis auf wenige Ausnahmen war ihnen aber allen gemeinsam, dass sie die Berge nur bestiegen, um

ihren Lebensunterhalt zu sichern oder zumindest aufzubessern.¹ Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts und dann vor allem im 19. Jahrhundert änderte sich die Einstellung der Menschen zu den Bergen. Das wissenschaftliche Interesse an dem noch relativ unbekanntem Gebiet stieg und es machten sich immer mehr Menschen aus der Oberschicht auf, die Alpen zu erforschen, zu kartografieren und zu erklettern. Das Gebirge wurde dabei zunehmend mit Wegen erschlossen. Um im Fall eines Schlechtwettereinbruchs einen Rückzugsort zu haben, wurden auch erste Schutzhütten errichtet. Zuerst erfolgte ihr Bau auf private Initiative, doch schon bald gründete das Bürgertum alpine Vereine, die es sich zur Aufgabe machten, Hütten zu erbauen.²

Die vorliegende Proseminararbeit beschäftigt sich mit der Frage, wie sich der Schutzhüttenbau in den westösterreichischen Alpen vom 19. bis zum 21. Jahrhundert veränderte, welche Rolle bei dieser alpinen Erschließung der Alpenverein³ spielte und wie sich die Haltung zum Naturschutz wandelte. Da der Alpenverein der zahlenmäßig größte alpine Verein war (1914: 102.138 Mitglieder, 1925: 250.000 Mitglieder)⁴ und sich vor allem in Westösterreich sehr aktiv am Hüttenbau beteiligte, steht er im Zentrum der Untersuchung. Ergänzend wird gefragt, ob und wie sich ein Naturschutz- bzw. Umweltbewusstsein in den innerhalb des Alpenvereins geführten Diskussionen um den Hüttenbau sowie in den Gebäuden selbst zeigt. Das Ziel dabei ist, anhand von Fallbeispielen einen chronologischen Überblick über die Veränderung des alpinen Schutzhüttenbaus zu bieten und damit einen Beitrag zur Umweltgeschichte Westösterreichs zu leisten. Die leitende These lautet, dass sich anhand des veränderten Schutzhüttenbaus in Westösterreich ein Wandel im Umweltbewusstsein des Alpenvereins erkennen lässt. So intensiverte sich der westösterreichische Schutzhüttenbau nach den Alpenvereinsgründungen in den 1860er-Jahren und erreichte bis 1914 seinen Höhepunkt. In der Zwischenkriegszeit kam im Alpenverein vermehrt ein Naturschutzgedanke auf, der allerdings in Spannung zum Schutzhüttenbau stand und erst ab den 1970er-Jahren konkrete Anwendung fand.

Zur Bearbeitung des Themas werden als Quellen die Haupt- und Verwaltungsausschuss-Protokolle des Alpenvereins herangezogen, welche die Innensicht des Alpenvereins auf den Schutzhüttenbau aufzeigen und den Wandel des Vereins dokumentieren.⁵ Für die vorliegende Arbeit wurden dabei vor allem die Protokolle aus den 1920er-Jahren ausgewertet, da sich in dieser Zeit die Diskurse über Hütten und Naturschutz intensivierten. Zudem kann auf ein breites Spektrum an einschlägiger Sekundärliteratur zurückgegriffen werden. Anlässlich der Ausstellung „Hoch hinaus“ erschienen 2016 die

1 Peter Grupp, *Faszination Berg. Die Geschichte des Alpinismus*, Wien-Köln-Weimar 2008, S. 15–23.

2 Ebd. S. 41–78.

3 Mit der Bezeichnung Alpenverein ist in der vorliegenden Arbeit sowohl der Österreichische Alpenverein (ÖAV) als auch der Deutsche Alpenverein (DAV) gemeint bzw. zwischen 1874 und 1938 der vereinigte Deutsche und Österreichische Alpenverein (DÖAV): Martin Achrainner/Nicholas Mailänder, *Der Verein*, in: *Deutscher Alpenverein/Österreichischer Alpenverein/Alpenverein Südtirol* (Hrsg.), *Berg heil! Alpenverein und Bergsteigen 1918–1945*, Wien-Köln-Weimar 2011, S. 193–318, hier S. 199.

4 Ute Hasenöhr, *Naturschutz*, in: *Deutscher Alpenverein/Österreichischer Alpenverein/Alpenverein Südtirol* (Hrsg.), *Berg heil! Alpenverein und Bergsteigen 1918–1945*, Wien-Köln-Weimar 2011, S. 391–419, hier S. 399.

5 ÖAV-Archiv, *Quellen*, [<https://www.alpenverein.at/portal/museum-archiv/archiv-und-geschichte/04-Quellen.php>], eingesehen 1.3.2019.

zwei Bände „Hoch hinaus! Wege und Hütten in den Alpen“, die erstmals detailliert auf die Wege und Hütten des Alpenvereins eingingen.⁶ Eine weitere wichtige Publikation, welche die Geschichte des Alpenvereins von seiner Entstehung bis zum Ersten Weltkrieg kritisch aufarbeitet, ist die Monografie von Anneliese Gidl „Alpenverein. Die Städter entdecken die Alpen“⁷. In Ergänzung dazu veröffentlichte der Alpenverein im Jahr 2011 den Sammelband „Berg heil! Alpenverein und Bergsteigen 1918–1945“, der anknüpfend an Gidls Untersuchung die Entwicklung des Vereins bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs reflektiert.⁸ Einen allgemeinen Überblick über die Geschichte des Alpinismus bietet Peter Grupp mit seinem Buch „Faszination Berg“⁹.

Die Arbeit ist chronologisch aufgebaut und in drei Hauptkapitel unterteilt. Zuerst soll in einer kurzen Vorgeschichte der historische Kontext des Alpinismus verständlich gemacht und konkret auf die ersten Hüttenbauprojekte von Privatpersonen Anfang des 19. Jahrhunderts eingegangen werden. Das nächste Kapitel widmet sich dem massiven Bauboom, der am Ende des 19. Jahrhunderts mit dem Alpenverein einsetzte, und beschreibt den enormen Luxus, mit dem die Hütten zum Teil ausgestattet wurden. Der letzte Abschnitt handelt schließlich vom zunehmenden Naturschutzgedanken, der vor allem ab den 1920er-Jahren aufkam und häufig im Widerspruch mit der weiteren Erschließung der Alpen stand, ab den 1970er-Jahren aber auch im Hüttenbau ersichtlich wurde. In einem abschließenden Fazit werden Kontinuitäten und Brüche im Schutzhüttenbau zusammengefasst dargestellt.

2. Alpinistische Anfänge und erste Hüttenbauten

Lange Zeit waren die Menschen nur im Gebirge unterwegs, um dieses zu durchqueren und ihre Existenz zu sichern.¹⁰ Doch im Zuge der Aufklärung stieg das naturwissenschaftliche Interesse an den Bergen und aus dem ursprünglich gefürchteten Hochgebirge wurde ein Ort der Forschung und Entdeckung. Vor allem neugierige Männer aus der Oberschicht, wie Adelige, Kleriker oder Gelehrte, bestiegen mit Hilfe der ortskundigen Einheimischen die Alpengipfel und untersuchten die dortige Natur.¹¹ So nahm die Zahl der Expeditionen gegen Ende des 18. Jahrhunderts immer weiter zu. Um die mühevollen Begehungen für die Bergsteiger*innen¹² zu erleichtern, wurde der Alpenraum zunehmend mit Hütten erschlossen.¹³ Bei solchen Schutzhütten handelt es sich um

6 Deutscher Alpenverein/Österreichischer Alpenverein/Alpenverein Südtirol (Hrsg.), Hoch hinaus! Wege und Hütten in den Alpen, Wien-Köln-Weimar 2016.

7 Anneliese Gidl, Alpenverein. Die Städter entdecken die Alpen, Wien-Köln-Weimar 2007.

8 Deutscher Alpenverein/Österreichischer Alpenverein/Alpenverein Südtirol (Hrsg.), Berg heil! Alpenverein und Bergsteigen 1918–1945, Wien-Köln-Weimar 2011.

9 Grupp, Faszination Berg.

10 Ebd., S. 20–22.

11 Luca Gibello, Teil I: 1750–1900. Vor dem Alpinismus, in: Luca Gibello (Hrsg.), Hüttenbau im Hochgebirge. Ein Abriss zur Geschichte der Hüttenarchitektur in den Alpen, Bern 2011, S. 16–21, hier S. 19.

12 Frauen wirkten zwar von Anfang an als Bergsteigerinnen mit, aufgrund der männlich dominierten bürgerlichen Gesellschaft blieben sie aber lange im Hintergrund und der Alpinismus wurde bewusst männlich kodiert. Vgl. Grupp, Faszination Berg, S. 230.

13 Ebd., S. 41.

„einzeln gelegene Behausungen im höheren, von menschlicher Besiedlung freien alpinen Raum, die rein zum Zwecke der Betrachtung, Beobachtung und Erforschung der Alpen und insbesondere zur Begehung der höchsten Spitzen des Gebirges eingerichtet worden sind“¹⁴.

Ein frühes Beispiel für den Schutzhüttenbau in Westösterreich stellt das Gebiet um den Großglockner dar. Franz Xaver von Salm-Reifferscheidt, Fürstbischof in Gurk, organisierte die Erstbesteigung des höchsten Berges Österreichs und ließ 1799 als Stützpunkt die Salmhütte, die älteste bekannte Schutzhütte in den Ostalpen, errichten. Die Salmhütte war aus Holz gebaut und verhältnismäßig großzügig mit mehreren Räumen ausgestattet.¹⁵ Im Jahr 1800 wurden noch drei einfache „Nothütten“ aus Stein entlang des Aufstiegswegs erbaut. Naturgewalten zerstörten diese Unterkünfte zwar bald wieder, aber auf lange Sicht war die Erschließung mit Hütten nicht mehr aufzuhalten. So entstanden beispielsweise im Auftrag von Erzherzog Johann mehrere Schutzhütten, wie etwa 1834 die Johannis-Hütte auf der Pasterze. Johann Stüdl, später Mitbegründer des DAV, zeigte sich ebenfalls im Hüttenbau aktiv und errichtete zum Beispiel 1868 die Stüdlhütte am Fuße des Großglockners (Abbildung 1). Es war allerdings nicht damit getan, lediglich Hütten zu erbauen, sondern es musste auch für ihre weitere Instandhaltung gesorgt werden. Da diese ersten Hütten meist von Privatpersonen errichtet wurden und es keine übergeordnete Organisation gab – und außerdem die Zusammenarbeit mit den einheimischen Bergführern nicht immer funktionierte –, verfielen viele dieser Hüttenbauten bereits nach kurzer Zeit wieder.¹⁶ Erst nach der Gründung von Alpenvereinen in den 1860er-Jahren, die vielfach bereits bestehende Bauten übernahmen, kam es zu einer neuen Dynamik im Schutzhüttenbau.¹⁷

3. Der Alpenverein entdeckt den Hüttenbau

3.1 *Bauboom*

Als 1862 der Österreichische Alpenverein (ÖAV) von Akademikern¹⁸ aus dem Wiener Bürgertum gegründet wurde, ging es vorerst darum, das Wissen über die Alpen durch Publikationen und Vorträge zu erweitern.¹⁹ Der Fokus lag zu Beginn eindeutig nicht auf dem Hüttenbau, sondern auf der wissenschaftlichen Forschung. So wurde in den

14 Martin Scharfe, *Wege ins Behauste, Wege ins Offene. Das große Erschließungsprojekt des Alpenvereins, seine Geschichte und seine Probleme*, in: Deutscher Alpenverein/Österreichischer Alpenverein/Alpenverein Südtirol (Hrsg.), *Hoch hinaus! Wege und Hütten in den Alpen*, Bd. 1, Wien-Köln-Weimar 2016, S. 11–47, hier S. 14.

15 Ebd.; Michael Guggenberger, *Die Hütten, Biwaks und Aussichtswarten des Alpenvereins. Zentrale Ostalpen*, in: Deutscher Alpenverein/Österreichischer Alpenverein/Alpenverein Südtirol (Hrsg.), *Hoch hinaus! Wege und Hütten in den Alpen*, Bd. 2, Wien-Köln-Weimar 2016, S. 128–201, hier S. 168.

16 Martin Achrainner/Stefan Ritter/Florian Trojer, *Erschließung und Erhaltung. Fundamente für Hütten und Wege*, in: Deutscher Alpenverein/Österreichischer Alpenverein/Alpenverein Südtirol (Hrsg.), *Hoch hinaus! Wege und Hütten in den Alpen*, Bd. 1, Wien-Köln-Weimar 2016, S. 49–112, hier S. 49–53; Doris Hallama, *Hüttenbauen im Hochalpinen. Zur Architektur der Schutzhütten*, in: Deutscher Alpenverein/Österreichischer Alpenverein/Alpenverein Südtirol (Hrsg.), *Hoch hinaus! Wege und Hütten in den Alpen*, Bd. 1, Wien-Köln-Weimar 2016, S. 121–201, hier S. 121 und 128.

17 Grupp, *Faszination Berg*, S. 176.

18 Frauen waren bei der Gründung des Alpenvereins nicht dabei, konnten aber in den meisten Fällen dem Verein als Mitglieder beitreten: Achrainner/Mailänder, *Der Verein*, S. 204.

19 Gidl, *Alpenverein*, S. 21–30.



Abbildung 1: Stüdlhütte 1874

ersten Vereinsjahren lediglich eine Hütte in Kaprun errichtet.²⁰ Es kam jedoch bald zu Uneinigigkeiten über das Thema Schutzhütten, was unter anderem zur Gründung des Deutschen Alpenvereins (DAV) 1869 in München beitrug. Dieser neu gegründete Verein machte sich durch seine gezielte Unterstützung des Hütten- und Wegebaus vielfach beliebt und erhielt großen Zulauf aus der bürgerlichen Gesellschaft, während die Mitgliederzahlen beim ÖAV stagnierten. Um den Konkurrenzdruck zu umgehen, schlossen sich die beiden Vereine schließlich 1874 zum Deutschen und Österreichischen Alpenverein (DÖAV) zusammen und arbeiteten von nun an gezielt an der Erschließung des Hochgebirges.²¹

Die einzelnen Sektionen, in welche der DÖAV gegliedert war, übernahmen schließlich den Hüttenbau. Auch weit entfernte Sektionen aus dem Flachland bemühten sich um eigene Hütten, da diese die Attraktivität der Sektion im Gesamtverein steigerte. So konkurrierten die Sektionen zum Teil miteinander und wollten sich gegenseitig übertreffen, was zu einem regelrechten Bauboom führte. Während zwischen 1874 und 1885 im Jahresdurchschnitt fünf bis sechs neue Hütten errichtet wurden, verstärkte sich die Bautätigkeit vor allem seit den späten 1880er-Jahren und erreichte bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs, der das Hüttenbauwesen vorerst stoppte, ihren Höhepunkt. Allein im Jahr 1912 wurden 22 neue Unterkünfte eröffnet und 1914 verfügte der Alpenverein insgesamt über 345 Schutzhütten in den Ostalpen. Ab 1882/83 wurde zwar ein Hüttengrundbuch mit einem Verzeichnis der Eigentumsrechte etabliert, einen systematischen Bebauungsplan gab es allerdings nicht.²² Auffällig ist, dass die Hüttendichte

20 Ebd., S. 57; Hallama, Hüttenbauten im Hochalpinen, hier S. 122 und 127.

21 Gidl, Alpenverein, S. 67–76; AchRAINER/RITTER/TROJER, Erschließung und Erhaltung, S. 53.

22 Gidl, Alpenverein, S. 109–115.

im Westen Österreichs, wie etwa in Tirol, viel größer war als in östlicheren Bundesländern, wie beispielsweise der Steiermark. Dies verdeutlicht die Absicht der Sektionen, vor allem die höchsten und damit interessantesten Gebirgsregionen mit Hütten zu besetzen, die vor allem im geografischen Westen gelegen waren.²³

Die ersten Bauprojekte waren meist sehr kleine, einfach gehaltene Einraumhütten zur Selbstversorgung. Sie bestanden häufig aus geschichteten Bruchsteinen, da Steine im Gebirge einfacher zu beschaffen waren als Holz.²⁴ Hygienische Grundsätze und der Schutz der alpinen Natur rund um die Hütten wurden von den Sektionen zwar thematisiert, etwa in der Empfehlung, Abfälle und Abwasser nicht um die Hütte herum zu verstreuen, sondern in eigenen Müllgruben zu sammeln. Allerdings hielten sich die alpinen Selbstversorger*innen nicht immer daran. Aus diesem Grund kam es immer wieder zu Problemen durch Verschmutzung und Geruchsbelästigung. Das auf den Schutzhäusern übliche Plumpsklo trug seinen Teil dazu bei und so mussten die Senkgruben mit Sand oder Torf abgedeckt bzw. gelegentlich auch entleert werden.²⁵ Es war also noch ein weiter Weg bis zu umweltschonenden Hütten mit einer geregelten Abwasser- und Abfallentsorgung.

Doch schon bald stiegen die Ansprüche der Gäste und die Unterkünfte wurden immer größer und komfortabler gestaltet. Dass die Bauherren der Hütten vorwiegend aus dem Bürgertum stammten, zeigte sich sowohl in der Außenansicht, die mit Erkern und Terrassenanbauten vielfach städtische Elemente beinhaltete, als auch in der inneren Aufteilung, wo es zu einer räumlichen Trennung der gut situierten Bergsteiger*innen und der einheimischen Bergführer*innen kam.²⁶ 1877 entwarf Johann Stüdl eine allgemeine Hüttenordnung, welche grundsätzlich die Aufnahme aller Zufluchtssuchenden vorsah. Wenn möglich musste Damen aber ein separater Schlafraum zur Verfügung gestellt werden, um die Sitten zu wahren.²⁷ Die bürgerliche Kultur wurde also in die Berge transferiert und „dem alpinen Terrain ein zuvorkommendes Set leiblicher bürgerlicher Praktiken“²⁸ aufgezwungen. Der Bau von großen Hütten und promenadenartigen Wegen mit Seilsicherungen für die Tourist*innen war Ausdruck des damaligen Zeitgeistes, die Natur in eine kontrollierte Umgebung ähnlich der alpinen Museen zu verwandeln.²⁹

3.2 *Luxus am Berg*

Da durch die steigende Zahl der Hüttenbesuche in den unbewirtschafteten Hütten weder die Bezahlung und Reinigung noch die Versorgung mit Proviant einwandfrei funktionierten, wurden diese gegen Ende des 19. Jahrhunderts schrittweise in bewirt-

23 Hallama, Hüttenbauen im Hochalpinen, S. 165.

24 Ebd., S. 129–135.

25 Gidl, Alpenverein, S. 129 und 141.

26 Hallama, Hüttenbauen im Hochalpinen, S. 146 und 158.

27 Achrainger/Ritter/Trojer, Erschließung und Erhaltung, S. 62.

28 Hallama, Hüttenbauen im Hochalpinen, S. 123.

29 Ben M. Anderson, The construction of an alpine landscape. Building, representing and affecting the Eastern Alps, in: *Journal of Cultural Geography* 29 (2012), Nr. 2, S. 155–183.

schaftete Schutzhütten umgewandelt. Bereits im Jahr 1875 errichtete der DÖAV mit dem Gepatsch-Haus in den Ötztaler Alpen eine im Sommer bewirtschaftete Hütte.³⁰ Bis 1906 waren bereits achtzig Prozent aller Alpenvereinsgehütten bewirtschaftet, wodurch es nötig war, einen zusätzlichen Raum für den Bewirtschafter sowie Vorratsräume zu errichten.³¹ Generell wurden die Schutzhütten ab den 1880er-Jahren immer größer gebaut bzw. aufwendig erweitert, weil die Bergsteiger*innen zunehmend auf mehr Komfort Wert legten. Diese geänderten Ansprüche, welche die Besucher*innen an die Hütten stellten, lassen sich durch einen Generationenwechsel der Gäste erklären. Ein neuer Touristentypus entstand, der sich meist damit begnügte, das Schutzhaus zu erreichen und nur selten Gipfelbesteigungen durchführte.³² Die Küchen wurden vergrößert und die ursprünglichen sehr einfachen Pritschenlager aus Heu wurden zunehmend durch Matratzenlager oder gar durch gesonderte Zimmer mit Betten ersetzt. Ab der Jahrhundertwende wurden zum Teil auch Wasserleitungen sowie kleine Wasserkraftwerke errichtet, welche eine Stromversorgung der Hütten samt Telefonanschluss und elektrischer Heizung ermöglichten. Aus den Berghütten entwickelten sich zuweilen kleine Dörfer und Gebäudekonglomerate, die mehr einem Hotelkomplex als einem alpinen Schutzhaus ähnelten.³³ Ein Paradebeispiel dafür, dass Komfort und Luxus auf den Schutzhütten Einzug hielten, ist die Berliner Hütte in den Zillertaler Alpen (Abbildung 2). Sie wurde 1879 von der Sektion Berlin erbaut und bis 1912 sechsmal zu einem regelrechten Prestigeobjekt erweitert:

„Sie verfügt über ein eigenes Wasserkraftwerk, ein weitläufiges Treppenhaus, einen sich über eineinhalb Stockwerke erstreckenden Speisesaal mit kunstvoller Holztafelung, Einzelzimmer mit elektrischer Rufanlage, ein Postamt und eine Schuhmacherei. Hier [...] gibt es leinene Tischdecken, vornehmes Geschirr und Besteck, gute Weine und Champagner. Die Atmosphäre ähnelt fast der eines Grandhotel.“³⁴

Schon bald äußerten sich jedoch auch kritische Stimmen im Verein, welche den ihrer Meinung nach übertriebenen Luxus auf den Hütten eindämmen wollten. So beschloss der Gesamtverein 1897 neue Sektionsbauten, welche von Anfang an den Charakter eines Berghotels besaßen, nicht mehr finanziell zu unterstützen.³⁵ Die Vereinsleitung empfahl, die Größe der Häuser auf die jeweiligen Bedürfnisse der Gäste anzupassen und sprach sich gegen riesige Gebäude aus, „die mit ihrer städtischen Bauform häufig die Natur verunzieren“.³⁶ Albert Riedmann, ein Berliner Alpenvereinsmitglied, setzte sich

30 Grupp, *Faszination Berg*, S. 176–178.

31 Gidl, *Alpenverein*, S. 126 und 140.

32 Vera Bedin, *Von Hüttenwanzen, Proviantkörben und Rosshaarmatratzen. Alltag auf alpinen Schutzhütten*, in: *Deutscher Alpenverein/Österreichischer Alpenverein/Alpenverein Südtirol* (Hrsg.), *Hoch hinaus! Wege und Hütten in den Alpen*, Bd. 1, Wien-Köln-Weimar 2016, S. 211–243, hier S. 214.

33 Gidl, *Alpenverein*, S. 142; Grupp, *Faszination Berg*, S. 179; Michael Guggenberger, *150 Jahre Hüttengeschichte*, in: *Deutscher Alpenverein/Österreichischer Alpenverein/Alpenverein Südtirol* (Hrsg.), *Hoch hinaus! Wege und Hütten in den Alpen*, Bd. 2, Wien-Köln-Weimar 2016, S. 11–28, hier S. 16–18.

34 Grupp, *Faszination Berg*, S. 179.

35 Bedin, *Von Hüttenwanzen, Proviantkörben und Rosshaarmatratzen*, S. 215.

36 *Protokoll der Generalversammlung 1911*, S. 5, zit. nach Gidl, *Alpenverein*, S. 144.

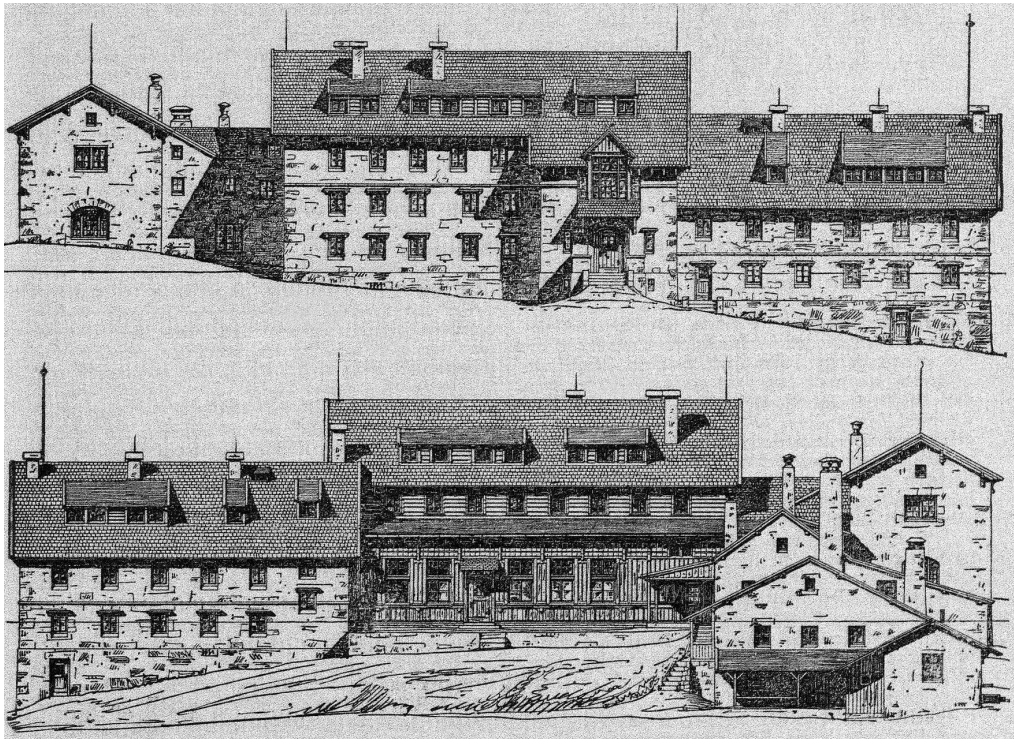


Abbildung 2: Berliner Hütte 1912

bereits 1916 gegen eine weitere Erschließung der Alpen ein.³⁷ 1917 schlug Karl Giannoni, der Konsulent für österreichischen Heimatschutz, vor, den Schutzhüttenbau durch die Verwendung traditioneller Bauformen und heimischer Materialien in die Natur zu integrieren bzw. dieser unterzuordnen.³⁸ Meist beugten sich die Sektionen jedoch den Komfortwünschen ihrer Gäste, schließlich wollten sie möglichst viele Besucher*innen auf ihren Hütten verzeichnen, um ihre Kosten zu decken.³⁹ Die Diskussionen über den Schutzhüttenbau setzten sich also weiter fort und gewannen vor allem in den 1920er-Jahren an Brisanz.

4. Naturschutz und Hüttenbau

4.1 Naturschutz und weitere Erschließung im Widerspruch

„Sichtbarster Ausdruck der frühen Aktivitäten der Alpenvereine war der Aufbau einer bergtouristischen Infrastruktur. Bald zeigten sich aber auch die negativen Seiten des Tourismus, erste warnende Stimmen erhoben sich und spätestens nach dem Ersten Weltkrieg entdeckten die Alpinisten den Naturschutz als neues Thema.“⁴⁰

37 Gidl, Alpenverein, S. 260.

38 Hallama, Hüttenbauen im Hochalpinen, S. 174.

39 Bedin, Von Hüttenwanzen, Proviantkörben und Rosshaarmatratzen, S. 215.

40 Grupp, Faszination Berg, S. 168–169.

Nach dem Ersten Weltkrieg führte die Abtretung der rund neunzig Südtiroler Schutzhütten an Italien zu einer Ausweitung der Hüttenbautätigkeit, da vor allem Sektionen, welche ihre bisherigen Schutzhütten in Südtirol verloren hatten, nach einem Ersatz suchten. In Kombination mit der zunehmenden Verbreitung des Bergsteigens kam es zu einer regelrechten Überfüllung der restlichen DÖAV-Schutzhütten. Es ist also nicht verwunderlich, dass gerade in diesem Zeitraum der Ruf nach einem Erschließungsstopp immer lauter wurde, um noch nicht erschlossene Gebiete vor ähnlichen Zuständen zu bewahren. So brachte die Sektion Bayerland bei der Nürnberger Hauptversammlung 1919 einen Antrag ein, um der ungebremsten Bautätigkeit des Alpenvereins entgegenzuwirken.⁴¹ Einem Teil des Ansuchens wurde stattgegeben und als „Nürnberger Leitsätze“ in den Verein integriert:

„Insbesondere darf jene Tätigkeit [Schutzhüttenbau] nicht so weit ausgedehnt und nicht so gestaltet werden, daß die Bergsteiger gerade um dasjenige gebracht werden, was sie berechtigterweise im Hochgebirge suchen: Ruhe, Ursprünglichkeit, ungestörten Naturgenuß.“⁴²

1920 schlossen sich ausgehend von der Sektion Bayerland mehrere Sektionen zum Interessensverband „Bergsteigergruppe“ zusammen und setzten sich gegen weitere Erschließungen ein. Bei der Hauptversammlung 1922 erwirkten sie mit den „Bayreuther Beschlüssen“ zusätzliche Einschränkungen der Erschließungsarbeiten. Der Bau neuer Hütten war nur mehr in Ausnahmefällen zu genehmigen. Der Vorschlag dieser Gruppe, die Erschließung der Ostalpen durch Hütten als abgeschlossen zu erklären, fand allerdings keine Mehrheit, da die Sektionen hierzu sehr unterschiedliche Meinungen vertraten. Jedoch konnten sie sich 1923 in Bad Tölz auf eine Reduktion des Hüttenkomforts einigen. Durch die Rückkehr zu einfacherer Ausstattung sollte ein weiterer Ansturm der Massen verhindert werden. In erster Linie ging es darum, neue Unterkünfte im Gebirge nur mehr dann zu errichten, wenn wirklich ein „bergsteigerisches Bedürfnis“ vorlag.⁴³ Allerdings war den Sektionen vielfach unklar, was konkret unter einem solchen Bedürfnis gemeint war bzw. wie dies überwacht werden sollte. So beschwerte sich etwa Dipl.-Ing. Reuter aus Essen bei der 28. Hauptausschuss-Sitzung: „Die Unterscheidung, wer Bergsteiger ist oder nicht, ist für uns [die Sektionen] und für den Hüttenpächter ganz unmöglich.“⁴⁴ Prinzipiell galt es, die Verpflegung möglichst einfach zu halten und Zimmer mit Federbetten nach und nach wieder in Matratzenlager mit Decken umzuwandeln. Der Hauptausschuss etablierte durch die sogenannten „Tölzer Richtlinien“ eine Hüttennachtruhe ab 22 Uhr und verordnete die Trennung der Geschlechter. Weiters wurde Werbung für Hütten verboten, Musikinstrumente entfernt

41 Achrainger/Ritter/Trojer, Erschließung und Erhaltung, S. 66–67.

42 Achrainger/Mailänder, Der Verein, S. 211.

43 Ebd., S. 214.

44 Protokoll der 28. Hauptausschuss-Sitzung 17–18.5.1923, in: Hauptausschuss-Protokolle 1909–1928. ÖAV-Archiv, Quellen, [<https://www.alpenverein.at/portal/museum-archiv/archiv-und-geschichte/04-Quellen.php>], eingesehen 1.3.2019.

und empfohlen, die Ausgabe alkoholischer Getränke einzustellen.⁴⁵ Sektionen, die sich nicht daran hielten, wurden verwarnt.⁴⁶

Wie in den Protokollen des Hauptausschusses ersichtlich ist, gab es aber durchaus Kritik der Sektionen an den rigiden Beschlüssen des Ausschusses,⁴⁷ die in den Folgejahren immer wieder zu Änderungen und Aufweichungen der Richtlinien führte. Beispielsweise fand der Verein auf der Hauptversammlung 1925 in Innsbruck eine sehr allgemeine Definition für Bergsteiger:

„jeder junge angehende Kletterer und ebenso auch der Veteran der Berge, der harmlose Jochbummler wie der eis- und winderprobte Hochturist [sic!], der Gebirgler und der Städter des fernen Flachlandes, wenn einer nur um die Berge willen in die Berge geht.“⁴⁸

Damit lag also in fast allen Fällen ein „bergsteigerisches Bedürfnis“ vor und dem weiteren Hüttenbau stand nichts mehr im Wege. Obwohl der Naturschutz in der Satzungsänderung 1927 mit der Absicht, „die Schönheit und Ursprünglichkeit der Ostalpen zu erhalten“, erstmals erwähnt wurde,⁴⁹ setzte sich der Neubau von Schutzhütten weiter fort. Vor allem Sektionen, welche ihre in Südtirol befindlichen Hütten verloren hatten, waren äußerst engagiert, als Ersatz neue Hütten zu bauen. Zudem trugen das Aufkommen des Skisports und die Vorschrift eines Winterraums zu Umbauten bei.⁵⁰ In den 1930er- und 1940er-Jahren bremsten schließlich die wirtschaftlichen und politischen Umstände die Bautätigkeit. Der Naturschutz wurde zwar 1938 dem seit dem „Anschluss Österreichs“ umbenannten DAV übertragen, in der Realität spielte der Schutz der Alpen neben den anderen Vereinsinteressen aber weiterhin nur eine geringe Rolle.⁵¹ Da es in der nationalsozialistischen Ära keine speziellen Planungsmerkmale der Schutzhütten gab bzw. die Bautätigkeit generell sehr eingeschränkt war,⁵² geht die vorliegende Arbeit nicht näher auf diese Zeitspanne ein. Nach dem Zweiten Weltkrieg stagnierte der Hüttenbau, die Mitglieder des 1945 aufgelösten Alpenvereins waren zunächst auf die Gründung von zwei eigenständigen Vereinen, den Österreichischen Alpenverein (ÖAV) und den neuen Deutschen Alpenverein (DAV), konzentriert.⁵³ In den 1950er- und 1960er-Jahren kam es durch den zunehmenden Tourismus aber erneut zum Bau von „Berggaststätten“.⁵⁴ Bautechnisch veränderte sich nur wenig. Statt eine neue Richtung

45 Achrainer/Mailänder, Der Verein, S. 210–215.

46 Protokoll der 161. Verwaltungsausschuss-Sitzung 2.11.1927, Verwaltungsausschuss-Protokolle 1927–1928. ÖAV-Archiv, Quellen, [<https://www.alpenverein.at/portal/museum-archiv/archiv-und-geschichte/04-Quellen.php>], eingesehen 1.3.2019.

47 Protokoll der 28. Hauptausschuss-Sitzung 17–18.5.1923, in: Hauptausschuss-Protokolle 1909–1928. ÖAV-Archiv, Quellen, [<https://www.alpenverein.at/portal/museum-archiv/archiv-und-geschichte/04-Quellen.php>], eingesehen 1.3.2019.

48 Verhandlungsschrift der 51. Hauptversammlung 25.6.1925, S. 54, zit. nach Achrainer/Mailänder, Der Verein, S. 214.

49 Hasenöhr, Naturschutz, S. 400; Protokoll der 36. Hauptausschuss-Sitzung 16–18.7.1926, in: Hauptausschuss-Protokolle 1909–1928. ÖAV-Archiv, Quellen, [<https://www.alpenverein.at/portal/museum-archiv/archiv-und-geschichte/04-Quellen.php>], eingesehen 1.3.2019.

50 Hallama, Hüttenbauen im Hochalpinen, S. 174–176.

51 Hasenöhr, Naturschutz, S. 395–400.

52 Hallama, Hüttenbauen im Hochalpinen, S. 158 und 184.

53 Ebd., S. 186.

54 Achrainer/Ritter/Trojer, Erschließung und Erhaltung, S. 109.

im Hüttenbau einzuschlagen, setzte der Verein die tradierte Bauweise fort.⁵⁵ „Die Hütten hielten sich [...] an den bekannten Typus des Satteldachhauses mit Küche und zwei Stuben im Erdgeschoss, Zimmern und Lagern im oberen und dem Dachgeschoss.“⁵⁶ Der Schutz der Umwelt wurde nach wie vor nicht als vorrangig erachtet. „Eine zentrale Rolle nahmen Natur- und Umweltschutz in den Alpenvereinen, parallel zum gesamtgesellschaftlichen Bedeutungsgewinn der Thematik, erst seit den 1970er Jahren ein.“⁵⁷

4.2 *Umweltschonendere Hütten setzen sich durch*

Ab den 1970er-Jahren gewann der Umweltschutz in den Alpenvereinen vermehrt an Bedeutung. Beispielsweise fassten die alpinen Vereine Österreichs 1970 einen Beschluss zum Schutz der Bergwelt. Da einer Umfrage zufolge 1972 zwei Drittel der DAV-Hütten den Müll ohne behördliche Zustimmung in der alpinen Landschaft ablagerten, entschied sich der DAV noch im selben Jahr für eine Resolution zur Abwasser- und Abfallbeseitigung. Von nun an waren die Schutzhütten auch von Seiten des Vereins zu einer umweltgerechten Entsorgung ihres Mülls verpflichtet und in Zusammenarbeit mit dem ÖAV wurde ein „Leitfaden zur Abwasser- und Fäkalienentsorgung“ ausgearbeitet. Der DAV erklärte in seinem Grundsatzprogramm 1977 die „Erschließung des Alpenraums“ für abgeschlossen und lehnte Hüttenneubauten ab. Ein Jahr später veröffentlichte der ÖAV das darauf aufbauende „Grundsatzprogramm für Naturschutz und Umweltplanung im Alpenraum“. Dabei orientierte sich der Verein am Prinzip der Nachhaltigkeit: Es sollten nur so viele Ressourcen verwendet werden, dass sie auch nachfolgenden Generationen noch zur Verfügung stehen.⁵⁸

Dieses Grundsatzprogramm wirkte sich auch auf die Schutzhütten aus. Es kam schrittweise zu einem vermehrten Einsatz von Technologien, die einen umweltschonenderen Betrieb ermöglichten. Auf eine ökologische Energieversorgung (wenn möglich Verzicht auf fossile Energieträger) und sparsamen Umgang mit den verfügbaren Ressourcen wurde Wert gelegt. Um Energie einzusparen, wurden zahlreichen Umbauten an den Häusern durchgeführt: „Solarkollektoren zur Erzeugung von Warmwasser, Photovoltaikmodule zur Stromerzeugung, die Dämmung von Wänden und Dächern zur Gewährleistung von niedrigen Wärmeverlustkoeffizienten und besondere Verglasungen.“⁵⁹ Zum Teil wurden auch pflanzenölbetriebene Blockheizkraftwerke und eigene Klär- und Wasseraufbereitungsanlagen errichtet. Da die Modernisierung der bereits bestehenden Hütten in manchen Fällen aber nicht möglich bzw. zu aufwendig war, kam es als Ersatz teilweise zu Neubauten. Beispiele hierfür sind die im Jahr 1996 fertiggestellte Stüdlhütte in der Glocknergruppe oder der 2007 fertiggestellte Neubau der Olpererhütte im Zillertal (Abbildung 3). Um die Helikopterflüge für den Transport von Baumaterial auf ein Minimum zu reduzieren, wurde bei diesen Berghütten eine vorgefertigte

55 Hallama, *Hüttenbauen im Hochalpinen*, S. 186–187.

56 Ebd., S. 187.

57 Hasenöhr, *Naturschutz*, S. 418.

58 Achrainger/Ritter/Trojer, *Erschließung und Erhaltung*, S. 85–87; Hallama, *Hüttenbauen im Hochalpinen*, S. 193–197.

59 Roberto Dini, *Die Architektur zeitgenössischer Berghütten. Planungselemente*, in: Luca Gibello (Hrsg.), *Hüttenbau im Hochgebirge. Ein Abriss zur Geschichte der Hüttenarchitektur in den Alpen*, Bern 2011, S. 134–143, hier S. 141.

Holzbauweise verwendet. Somit veränderte sich die konventionelle Hüttenarchitektur maßgeblich. Rechteckiger Grundriss und Satteldach waren zwar nicht neu, doch die großen Fensterfronten machen deutlich, dass die klare Trennung zwischen innen und außen aufgehoben wurde und sich die Gebäude in die Natur integrieren sollten.⁶⁰ Den Architekt*innen kam es darauf an, den Hütten „ohne aufwendige Geländeumformungen ihren bestmöglichen Platz im Bezug zur Landschaft“⁶¹ zu geben.



Abbildung 3: Olpererhütte 2011

5. Schluss

Vom Beginn des Schutzhüttenbaus Anfang des 19. Jahrhunderts bis zu den modernen und hoch technisierten Bauten im 21. Jahrhundert hat sich viel verändert. Während erste Hütten, wie etwa die Stüdlhütte, von Privatpersonen errichtet wurden und sehr einfach ausgestattet waren, intensivierte sich der Bau mit den Alpenvereinsgründungen ab den 1860er-Jahren. Auch wenn der ÖAV zunächst noch wenig Interesse am Hüttenbau zeigte, veränderte sich dies mit dem Zusammenschluss zum DÖAV, der eine große Rolle in der Erschließung der westösterreichischen Alpen spielte. Die einzelnen Sektionen, die für die Bauten zuständig waren, konkurrierten miteinander und es kam zu einem regelrechten Bauboom, der bis zum Ersten Weltkrieg anhielt. Durch die steigenden Ansprüche der Gäste wandelten sich auch die Hütten. Aus den ursprünglich kleinen, teilweise nur aus einem Raum bestehenden Schutzhütten entwickelten sich schrittweise durch Um- und Zubauten regelrechte Berghotels. Ein Beispiel hierfür

60 Hallama, Hüttenbauen im Hochalpinen, S. 193–197.

61 Ebd., S. 196.

ist die luxuriöse Berliner Hütte, deren Ausstattung fast schon mit den Grandhotels der damaligen Zeit vergleichbar war. Der Schutz der Umwelt war bei den Erschließungsprojekten vorerst zweitrangig, dies blieb jedoch nicht ohne Kritik. Vor allem in den 1920er-Jahren kam es vereinsintern zu heftigen Debatten über die Erschließung der Alpen und neue Beschlüsse, wie beispielweise die „Tölzer Richtlinien“, wurden 1923 erlassen. Die Sektionen vertraten allerdings unterschiedliche Meinungen hinsichtlich dieser Verordnungen. Die Vorschriften wurden zum Teil wieder abgeändert, um dennoch neue Hütten bauen zu können. Der Naturschutz wurde 1927 zwar in die Satzung aufgenommen, war beim Hüttenbau aber weiterhin anderen Überlegungen untergeordnet. Die NS-Zeit wurde hier nicht näher betrachtet, da der Schutzhüttenbau in dieser Zeit sehr eingeschränkt war. Generell gab es bautechnisch über das Jahr 1945 hinaus viele Kontinuitäten: So blieb das althergebrachte Satteldachhaus bestehen und Umweltschutzmaßnahmen wurden kaum gesetzt. Eine richtige „Wende“ setzte erst in den 1970er-Jahren ein. ÖAV und DAV bemühten sich von da an verstärkt um umweltschonende Hütten und setzten neue Technologien ein. Zahlreiche Um- und (wenn nicht anders möglich) Neubauten wurden durchgeführt, wobei eine energieoptimierte Bauweise im Vordergrund stand. Ein Beispiel für einen solchen Neubau ist die Olpererhütte. Anhand des veränderten Schutzhüttenbaus in Westösterreich lässt sich also ein Wandel im Umweltbewusstsein des Alpenvereins erkennen.

6. Literatur und Quellen

Achrainer, Martin/Mailänder, Nicholas, Der Verein, in: Deutscher Alpenverein/Österreichischer Alpenverein/Alpenverein Südtirol (Hrsg.), *Berg heil! Alpenverein und Bergsteigen 1918–1945*, Wien-Köln-Weimar 2011, S. 193–318.

Achrainer, Martin/Ritter, Stefan/Trojer, Florian, Erschließung und Erhaltung. Fundamente für Hütten und Wege, in: Deutscher Alpenverein/Österreichischer Alpenverein/Alpenverein Südtirol (Hrsg.), *Hoch hinaus! Wege und Hütten in den Alpen*, Bd. 1, Wien-Köln-Weimar 2016, S. 49–112.

Anderson, Ben M., The construction of an alpine landscape. Building, representing and affecting the Eastern Alps, in: *Journal of Cultural Geography* 29 (2012), Nr. 2, S. 155–183.

Bedin, Vera, Von Hüttenwanzen, Proviantkörben und Rosshaarmatratzen. Alltag auf alpinen Schutzhütten, in: Deutscher Alpenverein/Österreichischer Alpenverein/Alpenverein Südtirol (Hrsg.), *Hoch hinaus! Wege und Hütten in den Alpen*, Bd. 1, Wien-Köln-Weimar 2016, S. 211–243.

Dini, Roberto, Die Architektur zeitgenössischer Berghütten. Planungselemente, in: Luca Gibello (Hrsg.), *Hüttenbau im Hochgebirge. Ein Abriss zur Geschichte der Hüttenarchitektur in den Alpen*, Bern 2011, S. 134–143.

Gibello, Luca, Teil I: 1750–1900. Vor dem Alpinismus, in: Gibello, Luca (Hrsg.), *Hüttenbau im Hochgebirge. Ein Abriss zur Geschichte der Hüttenarchitektur in den Alpen*, Bern 2011, S. 16–21.

Gidl, Anneliese, Alpenverein. Die Städter entdecken die Alpen, Wien-Köln-Weimar 2007.

Grupp, Peter, Faszination Berg. Die Geschichte des Alpinismus, Wien-Köln-Weimar 2008.

Guggenberger, Michael, 150 Jahre Hüttengeschichte, in: Deutscher Alpenverein/Österreichischer Alpenverein/Alpenverein Südtirol (Hrsg.), Hoch hinaus! Wege und Hütten in den Alpen, Bd. 2, Wien-Köln-Weimar 2016, S. 11–28.

Ders., Die Hütten, Biwaks und Aussichtswarten des Alpenvereins. Zentrale Ostalpen, in: Deutscher Alpenverein/Österreichischer Alpenverein/Alpenverein Südtirol (Hrsg.), Hoch hinaus! Wege und Hütten in den Alpen, Bd. 2, Wien-Köln-Weimar 2016, S. 128–201.

Hallama, Doris, Hüttenbauen im Hochalpinen. Zur Architektur der Schutzhütten, in: Deutscher Alpenverein/Österreichischer Alpenverein/Alpenverein Südtirol (Hrsg.), Hoch hinaus! Wege und Hütten in den Alpen, Bd. 1, Wien-Köln-Weimar 2016, S. 121–201.

Hasenöhr, Ute, Naturschutz, in: Deutscher Alpenverein/Österreichischer Alpenverein/Alpenverein Südtirol (Hrsg.), Berg heil! Alpenverein und Bergsteigen 1918–1945, Wien-Köln-Weimar 2011, S. 391–419.

Protokoll der 28. Hauptausschuss-Sitzung 17–18.5.1923, in: Hauptausschuss-Protokolle 1909–1928. ÖAV-Archiv, Quellen, [<https://www.alpenverein.at/portal/museum-archiv/archiv-und-geschichte/04-Quellen.php>], eingesehen 1.3.2019.

Protokoll der 36. Hauptausschuss-Sitzung 16–18.7.1926, in: Hauptausschuss-Protokolle 1909–1928. ÖAV-Archiv, Quellen, [<https://www.alpenverein.at/portal/museum-archiv/archiv-und-geschichte/04-Quellen.php>], eingesehen 1.3.2019.

Protokoll der 161. Verwaltungsausschuss-Sitzung 2.11.1927, in: Verwaltungsausschuss-Protokolle 1927–1928. ÖAV-Archiv, Quellen, [<https://www.alpenverein.at/portal/museum-archiv/archiv-und-geschichte/04-Quellen.php>], eingesehen 1.3.2019.

Scharfe, Martin, Wege ins Behauste, Wege ins Offene. Das große Erschließungsprojekt des Alpenvereins, seine Geschichte und seine Probleme, in: Deutscher Alpenverein/Österreichischer Alpenverein/Alpenverein Südtirol (Hrsg.), Hoch hinaus! Wege und Hütten in den Alpen, Bd. 1, Wien-Köln-Weimar 2016, S. 11–47.

7. Abbildungen

Abbildung 1: Stüdlhütte 1874, [https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Stuedelhuette_1874.jpg], eingesehen 16.4.2020.

Abbildung 2: Berliner Hütte 1912, in: Der Naturfreund 1913, [[https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Berliner-Hütte-\(1912\).jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Berliner-Hütte-(1912).jpg)], eingesehen 16.4.2020.

Abbildung 3: Friedrich Böhringer, Olpererhütte 2011, [https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Olpererhütte_im_August_2011_11.JPG], eingesehen 16.4.2020.

Verena Hechenblaikner ist Studentin der Geschichtswissenschaften an der Universität Innsbruck und studentische Mitarbeiterin am Institut für Zeitgeschichte. verena.hechenblaikner@uibk.ac.at

Zitation dieses Beitrages

Verena Hechenblaikner, Die Veränderung des alpinen Schutzhüttenbaus vom 19. bis zum 21. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Umweltgeschichte Westösterreichs, in: *historia.scribere* 12 (2020), S. 189–203, [<http://historia.scribere.at>], eingesehen 15.6.2020 (=aktuelles Datum).

Lobende Erwähnungen 2020

gesponsert von Josef Riedmann, Christoph Ulf und der Wagner'schen
Buchhandlung

Gesellschaftlicher und rechtlicher Status der Sprachmeister*innen in der Frühen Neuzeit. Sprachliche Fähigkeiten als entscheidendes Kriterium?

Vera Flatz

Kerngebiet: Neuzeit

eingereicht bei: Ass.-Prof. Dr. Niels Grüne

eingereicht im: WiSe 2018/19

Rubrik: Proseminar-Arbeit

Abstract

Societal and legal status of foreign language teachers in the early modern age. Language skills as the determining criterion?

The following paper deals with the requirements foreign language teachers had to fulfil in order to be granted citizenship in the Early Modern Age. The group of foreign language teachers was extremely heterogenous, originating from different countries, different social standings and lacking institutionalized education. Due to increased mobility and financial insecurities, foreign language teachers were rarely granted civil rights. This paper examines accepted and rejected requests for citizenship to explore what factors led to a positive or negative decision. As will be shown, multiple factors played a role in this process, including the language skills, but also factors such as prominent supporters and financial security.

1. Einleitung

Eine moderne Fremdsprache zu lernen ist heute Teil jeder fundierten Bildung. An jeder Bildungseinrichtung sind Stellen für Sprachlehrpersonen eingerichtet. Aus diesem Grund kommt Fremdsprachenlehrpersonen auch ein relativ hohes Maß an gesellschaftlicher Anerkennung entgegen, das anderen Fächern häufig fehlt. In der Frühen Neuzeit zeichnet sich ein ganz anderes Bild ab.

Diese Arbeit untersucht, welches Maß an gesellschaftlicher Anerkennung, mit besonderem Blick auf den rechtlichen Status, Sprachmeister*innen¹ im Laufe der Frühen Neuzeit entgegengebracht wurde und welche Faktoren einen bestimmten rechtlichen Status begünstigten. Der rechtliche Status war in der frühneuzeitlichen Stadt ein wichtiges Kriterium für die soziale Stellung eines Individuums. Dabei stand das Bürgerrecht für die volle Aufnahme in die Stadt. Neben diesem gab es auch die Möglichkeit, einen Beisitz oder Stadtschutz zu bekommen, um so in einer der beiden Reichsstädte Augsburg oder Nürnberg als Sprachmeister*in tätig sein zu können.² Die folgende Untersuchung konzentriert sich auf diese beiden süddeutschen Reichsstädte im 17. und 18. Jahrhundert, da sie seit dem 15. Jahrhundert als wirtschaftliche, aber auch als kulturelle Zentren fungierten.³ Sprachmeister*in war während der gesamten Spanne der Frühen Neuzeit ein Beruf, der wenig gesellschaftliche Anerkennung erhielt, wodurch sich Sprachmeister*innen oft in einer prekären finanziellen Lage befanden. Es gab dennoch Sprachmeister*innen, die das Bürgerrecht oder zumindest einen Beisitz oder Stadtschutz verliehen bekamen. Die Gründe, aus denen Ansuchen angenommen oder abgelehnt wurden, waren vielfältig und hatten in manchen Fällen nichts mit der Nachfrage nach Sprachmeister*innen oder dem Können der Ansuchenden zu tun. Vielmehr spielten auch Faktoren wie die finanzielle Lage oder die Unterstützung lokaler Kaufleute eine Rolle.

Um diese These zu unterstützen, werden verschiedene, sowohl positiv als auch negativ ausgegangene Ansuchen beleuchtet, darunter der Beisitzantrag von Carl Peter Ferretté in Augsburg, das Aufnahmegesuch von Johann Nicolaus Textor in Nürnberg und das Aufnahmegesuch von Nicolaus Grey in Augsburg. Als weiteres Beispiel für einen hochangesehenen Sprachmeister, der sogar Mitglied der Preußischen Akademien der Wissenschaften war, soll Matthias Kramer dienen. Neben der rechtlichen Situation sollen auch kurz die soziale Herkunft, der Grad der Ausbildung und die verschiedenen Anstellungsverhältnisse beleuchtet werden, um ein ganzheitlicheres Bild zu erhalten. Neben den genannten Quellen gibt es einige Werke in der Forschungsliteratur, die sich mit dem Thema der Sprachmeister*innen in der Frühen Neuzeit beschäftigen. Herausragend dabei sind die Werke von Mark Häberlein, der Herausgeber von mehreren Bänden zu diesem Thema ist. Einer dieser Bände⁴ beschäftigt sich explizit mit der Sozial- und Kulturgeschichte des Berufsstandes. Daneben gilt die von Helmut Glück, Mark Häberlein und Konrad Schröder verfasste Monografie „Mehrsprachigkeit in der Frühen Neuzeit“⁵ als ein Standardwerk zum Thema, das sich auch den Sprachmeister*innen widmet.

1 Drei Prozent der Sprachmeister*innen, die im Bio-bibliographischen Lexikon der Fremdsprachenlehrer des deutschsprachigen Raumes vermerkt sind, sind weiblich: Konrad Schröder, Fremdsprachenlehrerinnen der Frühen Neuzeit. Zur Physiognomie der frühen Stadien eines modernen Frauenberufes, in: Mark Häberlein (Hrsg.), Sprachmeister. Sozial- und Kulturgeschichte eines prekären Berufsstandes, Bamberg 2015, S. 19–61, hier S. 24.

2 Helmut Glück/Mark Häberlein/Konrad Schröder, Mehrsprachigkeit in der Frühen Neuzeit. Die Reichsstädte Augsburg und Nürnberg vom 15. bis ins frühe 19. Jahrhundert, Wiesbaden 2013, S. 170.

3 Ebd., S. 9.

4 Mark Häberlein (Hrsg.), Sprachmeister. Sozial- und Kulturgeschichte eines prekären Berufsstandes, Bamberg 2015.

5 Glück/Häberlein/Schröder, Mehrsprachigkeit in der Frühen Neuzeit.

2. Der Beruf der Sprachmeister*innen

Im Laufe der Frühen Neuzeit gab es mehrere Möglichkeiten, eine Fremdsprache zu erlernen. Einerseits konnte eine Auslandsreise unternommen werden, um die Sprache des Landes in einem authentischen Umfeld und von Muttersprachler*innen zu lernen. Besonders Kaufleute schickten ihre Kinder auf Reisen, um deren fremdsprachliche Kompetenzen zu erweitern. Bei jungen Adeligen war die sogenannte „Grand Tour“ im 17. und 18. Jahrhundert besonders beliebt, um die prestigeträchtigen Fremdsprachen vermittelt zu bekommen.⁶ Auf einer „Grand Tour“ besuchten die jungen Adeligen, in Begleitung von Hofmeistern und anderen Bediensteten, die Höfe befreundeter Fürsten, aber auch Universitäten und Ritterakademien, um ihr standesgemäßes Verhalten zu vervollkommen und Kenntnisse zu erwerben – darunter eben auch Fremdsprachen.⁷ Außerdem gab es auch die Möglichkeit, im eigenen Land durch institutionalisierten Unterricht oder durch Privatunterricht Kenntnisse aufzubauen. Der Privatunterricht nahm hier jedoch die weitaus wichtigere Stellung ein, da es erst am Ende des 17. Jahrhunderts erste öffentliche Schulen gab, die neben Latein auch moderne Fremdsprachen in ihren Unterricht aufnahmen. Aus diesem Grund wurden moderne Fremdsprachen in der Frühen Neuzeit vorrangig von privaten Sprachmeister*innen gelehrt.⁸

2.1 Herkunft

Die Herkunftsländer der Sprachmeister*innen in den beiden Reichsstädten Augsburg und Nürnberg waren vielfältig. Dennoch kann in beiden Städten eine Dominanz der Sprachmeister*innen aus Frankreich festgestellt werden. Diese Dominanz lässt sich damit erklären, dass einerseits Französisch die wichtigste Fremdsprache der damaligen Zeit war. Andererseits strömten französische Muttersprachler*innen nach dem Widerruf des Ediktes von Nantes 1685 und nach der Französischen Revolution 1789 ins Heilige Römische Reich. Auch die konfessionelle Prägung der Städte spielte für die einwandernden Sprachmeister*innen eine Rolle: Die lutherische Stadt Nürnberg war für französische Katholik*innen nicht attraktiv. Französische Protestant*innen siedelten sich eher in der benachbarten Hugenottenstadt Erlangen an. Aus diesem Grund ist die Dominanz französischer Sprachmeister*innen in Augsburg noch ausgeprägter als in Nürnberg. Auch Italien spielte als Herkunftsland eine Rolle, in Nürnberg allerdings eine weit größere als in Augsburg.⁹

Als weitere Herkunftsländer sind die Schweiz, die südlichen Niederlande und Großbritannien zu nennen. In Nürnberg konstituierte sich die größte Gruppe jedoch nicht aus Muttersprachler*innen, sondern aus deutschsprachigen Sprachmeister*innen, welche die Fremdsprache ebenso nur als Zweitsprache beherrschten. Auch in Augsburg bildeten die Deutschsprachigen die zweitgrößte Gruppe.¹⁰ Ein Grund für die Dominanz der

6 Helmut Glück, Nürnberger Sprachmeister in der Frühen Neuzeit, in: Mark Häberlein/Christian Kuhn (Hrsg.), *Fremde Sprachen in frühneuzeitlichen Städten*, Wiesbaden 2010, S. 135–148, hier S. 135–138.

7 Mathis Leibetseder, *Die Kavaliertour. Adelige Erziehungsreisen im 17. und 18. Jahrhundert*, Köln 2004, S. 9–10.

8 Glück, *Nürnberger Sprachmeister*, S. 136.

9 Glück/Häberlein/Schröder, *Mehrsprachigkeit in der Frühen Neuzeit*, S. 145–147.

10 Ebd.

deutschsprachigen Sprachmeister*innen waren die Bedürfnisse der Kaufmannschaft, die sich neben fremdsprachlichen Kompetenzen auch eine Grundbildung im Kaufmännischen erwarteten.¹¹ So vielfältig wie das Herkunftsland war auch der Stand, aus dem die Sprachmeister*innen kamen. Die Gruppe beinhaltete Glaubensflüchtlinge, besonders aus Frankreich, ebenso wie abgedankte Offiziere und Soldaten. Daneben waren auch ehemalige Kleriker, verarmte Adelige, Mediziner und Juristen, aber auch Handwerker in dieser Gruppe enthalten. Was viele von ihnen einte, waren die Brüche in ihrer Biografie und die hohe geografische Mobilität.¹²

2.2 *Ausbildung*

Bei der Frage nach der Ausbildung kann kein einheitliches Bild gezeichnet werden. Die Qualifikationen waren so vielfältig wie die Herkunft der Sprachmeister*innen. Es gab keine formelle, allgemein geregelte Ausbildung. Ebenso gab es auch keine institutionelle Zusammenarbeit in Gilden oder Zünften. Das bedeutet, dass der Beruf ein freies Gewerbe war, das nur über die Beschlüsse des Stadtrats geregelt wurde. Dieser entschied, wie vielen und welchen Sprachmeister*innen ein Aufenthalt genehmigt wurde. Außerdem konnte er in dieser Weise über das Angebot der Fremdsprachen in der entsprechenden Stadt entscheiden.¹³ Martin Zürn weist darauf hin, dass sich durch das in keiner Weise geregelte Gewerbe auch nichtqualifizierte Stümper unter den Sprachmeister*innen befanden.¹⁴ Auch in dieser Arbeit wird deutlich, dass fundierte fremdsprachliche Kenntnisse nicht bei allen Sprachmeister*innen vorhanden waren. Dennoch zeigen die in dieser Arbeit untersuchten Quellen, dass ein gewisses Maß an Zweisprachigkeit durchaus vorhanden war.

2.3 *Anstellungsverhältnisse*

Neben den privat lehrenden Sprachmeister*innen gab es auch einige wenige, die in einem Anstellungsverhältnis ihren Lohn verdienten. Dabei zu nennen sind die Hof- und Pagensprachmeister*innen, die für die Ausbildung der adeligen Kinder in den Fremdsprachen zuständig waren. Diese Gruppe der Sprachmeister*innen war im Allgemeinen gebildet und verfügte über fundierte Fremdsprachenkenntnisse.¹⁵ Im 17. Jahrhundert wurde das Erlernen von Fremdsprachen zu einem der zentralen Ziele in der Erziehung des höfischen Nachwuchses.¹⁶

Auch an der Universität war es möglich, ein Anstellungsverhältnis als Sprachmeister*in zu bekommen, allerdings wurde universitärer moderner Fremdsprachenunterricht nur sporadisch angeboten. Die Jesuiten, die den Hauptteil des Lehrkörpers ausmachten,

11 Martin Zürn, Unsichere Existenzen. Sprachmeister in Freiburg i.Br., Konstanz und Augsburg in der Frühen Neuzeit, in: Mark Häberlein/Christian Kuhn (Hrsg.), *Fremde Sprachen in frühneuzeitlichen Städten*, Wiesbaden 2010, S. 103–121, hier S. 116.

12 Häberlein, *Sprachmeister*, S. 11.

13 Glück/Häberlein/Schröder, *Mehrsprachigkeit in der Frühen Neuzeit*, S. 137.

14 Zürn, *Unsichere Existenzen*, S. 118.

15 Glück/Häberlein/Schröder, *Mehrsprachigkeit in der Frühen Neuzeit*, S. 138–139.

16 Mark Häberlein/Christian Kuhn (Hrsg.), *Fremde Sprachen in frühneuzeitlichen Städten*, Wiesbaden 2010, S. 15.

waren der Ansicht, dass moderne Fremdsprachen vom Erwerb der lateinischen Sprache abhalten würden, und waren deshalb gegenüber Sprachmeister*innen skeptisch eingestellt. Außerdem waren die Universitätssprachmeister*innen nicht Mitglied der akademischen Korporation und hatten kein geregelter Gehalt. Sie waren dazu gezwungen, unter den Studierenden selbst nach Schülern zu suchen.¹⁷ Im Laufe des 18. Jahrhunderts wurden die modernen Fremdsprachen in die Lehrpläne der Gymnasien und Fachschulen aufgenommen und erweiterten somit den Arbeitsmarkt für Sprachmeister*innen deutlich. Allerdings blieb das Angebot immer größer als die Nachfrage und der Großteil der Sprachmeister*innen musste versuchen, mit privatem Fremdsprachenunterricht ein Auskommen zu finden.¹⁸

3. Rechtlicher Status – Aufnahme ins Bürgerrecht, Beisitz, Stadtschutz

Als wichtiges Kriterium für die soziale Stellung eines Berufsstandes ist der rechtliche Status zu nennen. Das Bürgerrecht verliehen zu bekommen, war schwer und nur für einen kleinen Teil der mitteleuropäischen Stadtbewohner*innen möglich. Das Bürgerrecht beinhaltete viele Rechte, wie etwa die Teilnahme am politischen Leben, aber auch einige Pflichten, wie zum Beispiel Steuerleistungen. Um das Bürgerrecht verliehen zu bekommen, musste ein Bewohner bestimmte Voraussetzungen erfüllen, z. B. über ein Mindestvermögen verfügen.¹⁹ Ebenso konnten Fremde nicht sofort um das Bürgerrecht ansuchen, sondern mussten erst einige Jahre in der betreffenden Stadt verbracht und sich Kontakte in dieser aufgebaut haben. Außerdem spielte auch die Religion in konfessionell homogenen Städten eine wichtige Rolle. Diese Voraussetzungen schlossen bereits viele Sprachmeister*innen vom Bürgerrecht aus. Besonders die hohe Mobilität von Sprachmeister*innen, die von Stadt zu Stadt reisten, um ein Einkommen zu erzielen, erlaubte es ihnen oft nicht, die geforderte Dauer in einer Stadt zu leben. Aus diesem Grund strebte eine Vielzahl von Sprachmeister*innen das Bürgerrecht nicht an. Auch das erforderliche Mindesteinkommen übertraf die finanziellen Möglichkeiten von Sprachmeister*innen oft um ein Vielfaches.²⁰

Für Personen, die das Bürgerrecht nicht anstrebten oder es aus anderen Gründen nicht verliehen bekamen, gab es andere Möglichkeiten, um sich beruflich in einer Stadt aufzuhalten. Dabei gab es die Möglichkeit des minderen Bürgerrechts. In Augsburg wurde dies als Beisitz, in Nürnberg als Stadtschutz und zum Teil auch als Beisassen- oder Hintersassenstatus bezeichnet. Dieser Status war an die Entrichtung einer bestimmten Gebühr gebunden und lief nach einiger Zeit ab, nach der eine Ausreise oder ein erneutes Ansuchen erfolgen musste. Daneben gab es auch die Möglichkeit einer Aufenthaltsgenehmigung für eine bestimmte Zeit, die ebenso an eine Gebühr geknüpft war. Beson-

17 Mark Häberlein, Der Wissensmarkt für Fremdsprachen im frühneuzeitlichen Europa, in: Marian Füssel/Philip Knäble/Nina Elseman (Hrsg.), Wissen und Wirtschaft. Expertenkulturen und Märkte vom 13. bis 18. Jahrhundert, Göttingen 2017, S. 225–363, hier S. 345–347.

18 Ebd.

19 Glück/Häberlein/Schröder, Mehrsprachigkeit in der Frühen Neuzeit, S. 170.

20 Ebd.

ders für die Frühe Neuzeit stellen die Akten der Bürgerrechts- und Beisitzansuchen eine wichtige Quelle dar, durch die viele Sprachmeister*innen erstmals sichtbar wurden.²¹

3.1 *Der Beisitzantrag des Sprachmeisters Carl Peter Feretté in Augsburg (1762)*

Carl Peter Feretté stammte aus Lothringen und beantragte im März 1761 den Beisitz in der Reichsstadt Augsburg. Zuerst berichtete Feretté von seinen bisherigen Tätigkeiten, um sein Können als Sprachmeister darzulegen. Er nannte Französisch als seine Muttersprache und gab an, an der Universität Freiburg Deutsch gelernt zu haben. Außerdem erwähnte er die Tatsache, dass er bereits mehrfach darum gebeten wurde, französischen und italienischen Sprachunterricht zu erteilen.²²

„Durch man[n]igfaltig wohlstandigen Umgang und Converstion mit vielen respectivè ansehn[lichen] und fürnehmen Persohnen hießiger Stadt, hat sich unverhofft gefüget, daß sich zerschiedenen an mich adressiert, um sich meiner Information zu bedienen, wie ich dan[n] die Ehre habe, des Tit: Pl: Herrn Graffen von Bißingen Page, dan[n] in H[errn] Neußens, H[errn] Schielens, v H[errn] Scrauers und andern Kauffman[n]s Häusern mehr, deren Kinder und Bediente im Franzöb[ischen] zu instruiren.“²³

Die Antwort der Augsburger Steuermeister fiel positiv aus, da das Angebot der bisher ansässigen Sprachmeister*innen zu gering war, um die große Nachfrage der Augsburger Kaufmannschaft zu decken. Aus diesem Grund wurde das Ansuchen auf zwei Jahre bewilligt.²⁴ Allerdings verließ Feretté die Stadt bereits vor Ablauf dieser zwei Jahre wieder.²⁵

Interessant erscheint bei dieser Quelle, dass die sprachlichen Fähigkeiten von Carl Peter Feretté sowie die Nachfrage nach Französischunterricht die Hauptrolle bei der Vergabe des Beisitzstatus gespielt haben. Die Steuermeister begründeten ihre Vergabe mit dem zu geringen Angebot an Französischunterricht in Augsburg. Da Augsburg eine große Kaufmannschaft hatte und Französisch zu einer der führenden Handelssprachen zählte, ist die Entscheidung der Steuermeister als vernünftig zu bewerten. So konnte sichergestellt werden, dass die jungen Kaufmannsöhne eine fundierte Fremdsprachenbildung erhielten, bevor sie die Geschäfte übernahmen. Außerdem schien es von Vorteil zu sein, dass Ferreté die Namen der Herren nannte, die sich Unterricht von ihm wünschten. Die Tatsache, dass sich Ferreté die Unterstützung der wichtigen Kaufmänner in Augsburg bereits gesichert hatte, hatte die Entscheidung der Steuermeister mit hoher Wahrscheinlichkeit ebenfalls beeinflusst. Einerseits war so ein Einkommen des Sprachmeisters nahezu gesichert, andererseits hatte er prominente Unterstützer, die sich für ihn bei den Steuermeistern einsetzen hätten können. Auch erwähnte Feretté in

21 Glück/Häberlein/Schröder, Mehrsprachigkeit in der Frühen Neuzeit, S. 171.

22 Beisitzantrag des Sprachmeisters Carl Peter Feretté, zit. nach Glück/Häberlein/Schröder, Mehrsprachigkeit in der Frühen Neuzeit, S. 549.

23 Ebd.

24 Ebd.

25 Glück/Häberlein/Schröder, Mehrsprachigkeit in der Frühen Neuzeit, S. 549.

seinem Gesuch, dass er bereits freie Kost und ein freies Zimmer habe, was zeigte, dass er ernsthafte Absichten hegte, für längere Zeit in dieser Stadt zu verbleiben.²⁶ Dieses Beispiel verdeutlicht, dass die sprachlichen Fertigkeiten und die tatsächliche Nachfrage eine Rolle bei der Vergabe des Besitzstatus gespielt haben. Trotzdem werden bereits hier andere Faktoren, wie die Nennung prominenter Namen oder das Vorhandensein einer Unterkunft, sichtbar, die ebenso die Vergabe beeinflusst haben könnten.

3.2 *Das Aufnahmegesuch des Sprachmeisters Johann Nicolaus Textor in Nürnberg (1764–1766)*

Dieses Aufnahmegesuch gibt einen guten Einblick in die verschiedenen Stationen eines Aufnahmegesuches in Nürnberg. Johann Nicolaus Textor, der angab, aus Luxemburg zu stammen, ersuchte um die Aufnahme in den Stadtschutz. Er erklärte, Jura studiert zu haben, schon einige Jahre als französischer Sprachmeister tätig gewesen zu sein und bei verschiedenen Herren eine Anstellung gefunden zu haben. Außerdem gab er an, dass er bereits um die Stelle als Sprachmeister an einer städtischen Schule angesucht habe, ihm diese Stelle aber verwehrt geblieben sei. Er bat daher um eine Aufnahme in den Stadtschutz, da ihm der Aufenthalt in der Stadt nicht länger gewährt wurde.²⁷

„Nachdeme mir nun der Aufenthalt alhier nicht länger gestattet werden will, so ergeth an Euer Hochwohlgeb[orene] Gnaden hiermit mein unterthänig höchstangelegenstes Bitten, mir den alhiesigen Stadt-Schuz aus Oberherrl[icher] hoher Gnade angedeyen zu lassen.“²⁸

Die darauffolgende Kommunikation zwischen dem Vormundamt und dem Stadtrat zeigt, was für Nachweise Textor erbringen musste, um den Stadtschutz zu erhalten. Textor wurde angewiesen, Proben seines Könnens vorzulegen, was sich allerdings mehrere Male verzögerte. Erst nach mehrmaligem Nachfragen des Vormundamtes gab es eine Textprobe von Textor.²⁹

Besonders interessant an diesem Beispiel sind die Gründe, aufgrund derer Textors Stadtschutzgesuch schlussendlich bewilligt wurde. Bereits in seinem Gesuch gab er an, die geforderte Kautions von 25 Gulden hinterlegt zu haben. Diese Tatsache wurde auch später in einem Ratserslass positiv erwähnt. Außerdem unterzeichneten sein Ansuchen zwei Kaufmänner, die sich als Unterstützer Textors positionierten. Die erste Stellungnahme des Vormundamtes zeigt, dass es in der Stadt Nürnberg zu dieser Zeit keinen Mangel an Französischlehrer*innen gab. Die bereits bekannten Sprachmeister*innen beklagten sich sogar über zu wenig Arbeit und daraus folgend über zu wenig Lohn, um ein gutes Auskommen zu finden. Ebenso zeigt eine weitere Stellungnahme des Vormundamtes, dass die geforderten Proben seiner Arbeit keinem hohen Standard ent-

26 Glück/Häberlein/Schröder, Mehrsprachigkeit in der Frühen Neuzeit, S. 549.

27 Aufnahmegesuch des Sprachmeisters Johann Nicolaus Textor in Nürnberg, zit. nach Glück/Häberlein/Schröder, Mehrsprachigkeit in der Frühen Neuzeit, S. 552.

28 Ebd.

29 Ebd.

sprochen haben. Es wurden Grammatikfehler angemerkt, die zeigen, dass die sprachlichen Kompetenzen nicht für einen positiven Bescheid des Aufnahmegesuchs gereicht hätten: „Es ist einem Gelehrten dieser Sprache verständigen zur Beurtheilung gegeben worden, der es nicht gelobet, ja gar Grammatikal[ische] Fehler angemerket, doch bleibt es bei dem Lob derer, wo er informiret.“³⁰

Das Beispiel des Johann Textors zeigt deutlich, dass neben den sprachlichen Kompetenzen und der Nachfrage nach Fremdsprachenunterricht in einer Stadt auch andere Faktoren wichtig für die Entscheidung waren, ob ein Stadtschutz vergeben wurde oder nicht. Obwohl das Vormundamt mehrere Gründe darlegte, die gegen eine Aufnahme gesprochen hätten (die fehlende Nachfrage, das Vorhandensein mehrerer Sprachmeister*innen und das schlechte Können), wurde Textor in den Stadtschutz aufgenommen. Hier müssen also andere Gründe den Ausschlag für einen positiven Bescheid gegeben haben. Die Kommunikation, die diesem Bescheid vorausgeht, zeigt deutlich, dass dies sowohl die hinterlegten 25 Gulden als auch die Unterstützung eingesessener Kaufleute waren. Im Bericht des Vormundamts wurde dargelegt, dass sich verschiedene Handelsleute für Textor ausgesprochen haben und sein Können bezeugten.

„Was seine informationes anbelanget, so hat er sich auf die Handelsleute Kißling, Söldel und Liebel bezogen, ausser welchen er verschiedene Handelsdiener informire. Söldel und Liebel geben ihm auch auf Befragen ein sehr gutes Zeugnis einer Geschicklichkeit, so daß, wenn seine pronunciation ebenso gut wäre, deselbe vorzügl[ich] zu rühmen seyn müste, indeme die Unterweisung vortreflich, weswegen sie selbst inständig gebetten, ihm den hiesigen Aufenthalt zu erlauben.“³¹

Diese Unterstützung scheint letztlich den Ausschlag gegeben zu haben, das Aufnahmegesuch positiv zu beurteilen.

Was in den besprochenen Beispielen keine Rolle spielte, ist die Religion des Ansuchenden. Beim Ansuchen von Textor gab es einen Vermerk, dass zu der Religionszugehörigkeit nichts bekannt sei. Ein Kommentar ergänzte, dass Textor römisch-katholischen Glaubens war.³² Dieser Umstand spielte aber in der weiteren Kommunikation keine Rolle mehr. Daraus lässt sich schließen, dass die Religionszugehörigkeit in diesem Beispiel nicht von Bedeutung war. Auch in den anderen Beispielen wurde die Religionszugehörigkeit nicht explizit genannt und floss nicht in den Entscheidungsprozess mit ein. Dies bedeutet jedoch nicht, dass eine falsche Religionszugehörigkeit in manchen Fällen kein Faktor war, der eine Ablehnung begünstigte.

3.3 *Das Aufnahmegesuch des Sprachmeisters Nicolaus Grey in Augsburg (1633)*

Dieses Aufnahmegesuch soll ein Beispiel für einen negativ ausgegangenen Fall darstellen. In den bereits besprochenen Beispielen wurden Gründe verschiedener Natur

30 Aufnahmegesuch des Sprachmeisters Johann Nicolaus Textor in Nürnberg, zit. nach Glück/Häberlein/Schröder, Mehrsprachigkeit in der Frühen Neuzeit, S. 552.

31 Ebd.

32 Ebd.

dargelegt, die letztlich zu einem positiven Bescheid führten. Es gab jedoch auch eine Vielzahl an Gesuchen, die abgelehnt wurden. Hier stellt sich die Frage, ob die Kriterien für eine Ablehnung dieselben waren wie die Kriterien, aufgrund derer ein Gesuch angenommen wurde.

Der Sprachmeister Nicolaus Grey bat 1633 um die Erlaubnis, in Augsburg als Fremdsprachenlehrer tätig zu sein. Schon in Nürnberg war er als Sprachmeister beschäftigt gewesen und versuchte nun, als italienischer Sprachmeister in Augsburg ein Auskommen zu finden. Sein Ansuchen begründete er mit der Tatsache, dass in der Handelsstadt ein Bedarf an Italienischunterricht herrschte, der bisher nicht erfüllt werden konnte.³³

Die Antwort der Verordneten zum Schulwesen fiel sehr kritisch aus. Sie äußerten sich zu der Gesamtentwicklung des Augsburger Schulsystems, das sich mehr auf die deutsche und die lateinische Sprache konzentrieren wollte. Als moderne Fremdsprache wurde neben den genannten beiden lediglich Französisch akzeptiert. Die Zuständigen gaben zwar an, ein Interesse an der Gründung einer italienischen Schule in der Stadt zu haben, kritisierten aber, dass die Schüler aufgrund eines Überangebots an Sprachen überfordert sein könnten. Einerseits wurde befürchtet, dass durch eine zusätzliche italienische Schule einige Eltern ihre Kinder nicht mehr in den Lateinunterricht schicken würden. Andererseits wurde ebenso das gleichzeitige Lernen von mehr als einer modernen Fremdsprache abgelehnt.³⁴

„Od[er] doch beede sprachen neben einander lehrnen wolten lassen, da es doch vnmöglich vnd gantz wider vnsern methotum, auch die vernunft selbsten, dz man zwo Sprachen mit vnd neben einander vnd also auf einmahl ergreiffe [...] vnd eben diß ist bishero neben anderen erroribus nicht der geringste gewesen, dz man inn Schulen zu einer Zeit vilerley sachen tractiert, vnd damit die zarte Jugend verwirret hat.“³⁵

Dieses Beispiel zeigt deutlich, dass es neben den unzureichenden fremdsprachlichen Kompetenzen der Sprachmeister*innen auch andere Gründe für die Ablehnung eines Ansuchens gab. In diesem Fall spielte der Fokus im Schulwesen eine entscheidende Rolle. Obwohl das Erlernen von Italienisch, einer Handelssprache, Vorteile für junge Kaufmannsöhne gebracht hätte, wollten diejenigen, die für das Schulwesen verantwortlich waren, keine weitere moderne Fremdsprache in ihr Schulwesen integrieren. Hier wird die Vorherrschaft des Lateinischen gut sichtbar. Aus Angst, dass einige Eltern ihre Kinder dann nur noch in den Französisch- oder den Italienischunterricht schicken würden, wurde eine weitere Fremdsprache aus Prinzip abgelehnt. Das Argument, dass mehrere Sprachen nicht zur gleichen Zeit gelernt werden können und sogar zu einer verminderten kognitiven Leistung führen, entbehrt zwar nach heutigen wissenschaftlichen Erkenntnissen jeglicher Grundlage, war aber bis ins 20. Jahrhundert weit verbreitet.³⁶

33 Aufnahme gesuch des Sprachmeisters Nicolaus Grey in Augsburg, zit. nach Glück/Häberlein/Schröder, Mehrsprachigkeit in der Frühen Neuzeit, S. 484.

34 Ebd.

35 Ebd., S. 485.

36 Michael Paradowski/Aleksandra Bator, Perceived Effectiveness of Language Acquisition in the Process of Multilingual Upbringing by Parents of Different Nationalities, in: *International Journal of Bilingual Education and*

Die Vorherrschaft des Lateinischen als Sprache der katholischen Kirche und als Sprache der Gelehrten blieb bis ins 18. Jahrhundert hinein erhalten.³⁷ Französisch war als Modesprache der Zeit lange die einzige moderne Fremdsprache, welche in nennenswertem Umfang unterrichtet wurde. Dies wird auch durch die Herkunft der Fremdsprachenlehrer bestätigt. Obwohl Italienisch neben Französisch die wichtigste Sprache für Augsburg war, kamen nur 7 Prozent der Sprachmeister*innen aus Italien. Dieser Anteil war deutlich geringer als jener der italienischsprachigen Lehrer*innen in Nürnberg.³⁸ Auch der Angebotsanteil an Italienisch war mit lediglich 22 Prozent deutlich geringer als jener in Nürnberg. Die Stellungnahme der Verordneten zum Schulwesen zeigt einen Grund auf, weshalb das Italienische in Augsburg im Nachteil war. Durch die Entscheidungen, italienischsprachigen Sprachmeister*innen den Aufenthalt zu verwehren, aus Angst, die Dominanz des Lateinischen zu gefährden, blieb das Angebot an Italienischunterricht relativ gering.

4. Matthias Kramer als herausragendes Beispiel

Matthias Kramer, 1640 in Köln geboren, Sprachmeister, Didaktiker und Grammatiker, gilt als einer der herausragendsten Sprachmeister*innen der Frühen Neuzeit. Keine/r seiner zeitgenössischen Kollegen*innen produzierte ein so umfangreiches Gesamtwerk wie er, bestehend aus Grammatiken, Dialogsammlungen und didaktischen Abhandlungen. Dieses Kapitel wird diese herausragende Figur etwas näher beleuchten. Abschließend soll festgestellt werden, welchen rechtlichen Status er sich schlussendlich erarbeiten konnte.

Obwohl Kramer einer der produktivsten Sprachmeister*innen seiner Zeit war, viele hochangesehene Schüler*innen hatte und in die Königlich Preussische Societät der Wissenschaft aufgenommen wurde,³⁹ war sein Leben geprägt von finanzieller Unsicherheit und fehlender sozialer Anerkennung.⁴⁰ 1669 bat Kramer in der Stadt Nürnberg um den Schutzverwandtenstatus. Dieser wurde ihm genehmigt und viele Jahre um jeweils ein weiteres Jahr verlängert.⁴¹ Dennoch wurde ihm zeitlebens das Nürnberger Bürgerrecht verwehrt. Seine materielle Not war am Ende seines Lebens so groß, dass er sich im Alter von achtzig Jahren dazu entschloss, nach Erlangen zu übersiedeln, da er sich dort durch eine Anstellung an der Ritterakademie ein sichereres Einkommen erhoffte.⁴² Obwohl er in Erlangen eine Fixanstellung hatte, suchte er ein Jahr nach der Übersiedelung um eine Pension an, da seine Einkünfte trotz der Stelle gering blieben.

Bilingualism 21 (2018), Heft 6, S. 647–665, hier S. 650.

37 Häberlein, *Fremde Sprachen in Frühneuzeitlichen Städten*, S. 11.

38 Glück/Häberlein/Schröder, *Mehrsprachigkeit in der Frühen Neuzeit*, S. 145–148.

39 Die Forschungsfelder der Königlich Preussischen Societät waren für diese Zeit ungewöhnlich breit gefächert. Auch geisteswissenschaftliche Forschung im Bereich der Sprachwissenschaften wurde betrieben: Simon Kofler, *Akademiegründungen im Geiste der „New Science“*. Royal Académie des Sciences und Berliner Sozietät im Vergleich, Dipl. Innsbruck 2018, S. 40.

40 Häberlein, *Sprachmeister*, S. 9.

41 Glück/Häberlein/Schröder, *Mehrsprachigkeit in der Frühen Neuzeit*, S. 155.

42 Häberlein, *Sprachmeister*, S. 9–10.

Ob dieses Unterfangen erfolgreich war, lässt sich nicht mehr beurteilen. Noch im selben Jahr verstarb Matthias Kramer.⁴³

Kramer selbst reflektierte in einigen seiner Werke über seine eigene Situation und die Situation von Sprachmeister*innen seiner Zeit im Allgemeinen. Er tat das entweder explizit in Vorwörtern zu seinen Werken oder verpackte seine Meinung implizit in die didaktischen Dialoge seiner Lehrwerke. Im Vorwort eines seiner Werke beklagte er sich über seine finanzielle Situation, indem er sich als mittellosen, dienstlosen und wohnungslosen Mann bezeichnete. In einem seiner didaktischen Dialoge unterhalten sich Schüler und Meister darüber, dass nicht einmal das Schreiben von Büchern genug Geld einbringe. Andere Dialoge enthalten Szenen, die im Leben der Sprachmeister*innen mit Sicherheit keine Realität waren und können so als eine Art Wunschdenken Kramers interpretiert werden.⁴⁴ „Dann wird die Zwiespältigkeit des Lebens deutlich, das französische Sprachmeister im 17. Jahrhundert führen mußten. Stets die Welt des Luxus vor Augen habend, für kurze Momente daran teilhabend, mußten sie doch gleichzeitig oft um ihre Existenz bangen.“⁴⁵

Das Beispiel Kramers zeigt, dass selbst die herausragendsten und berühmtesten Sprachmeister*innen ihrer Zeit oft nicht dieselbe rechtliche und auch soziale Stellung hatten wie Mitglieder anderer Berufsgruppen. Obwohl Kramer einen Stadtschutzstatus hatte, musste dieser jedes Jahr erneuert werden, was an eine Gebühr geknüpft war. Zeit lebenslang blieb ihm die Anerkennung als Bürger der Stadt Nürnberg verwehrt. Nur wenigen Sprachmeister*innen gelang es, materielle und finanzielle Sicherheit aufzubauen, indem sie das Bürgerrecht in einer Stadt erlangten.⁴⁶

5. Resümee

Sprachmeister*innen in der Frühen Neuzeit waren eine sehr heterogene Gruppe, die sich in ihrer Herkunft, ihrem Ausbildungsgrad und in ihren Anstellungsverhältnissen unterschieden. Dennoch einte sie die Tatsache, dass das Leben als Sprachmeister*in finanzielle Schwierigkeiten, eine hohe Mobilität und eine niedrige soziale Stellung mit sich brachte. Das Bürgerrecht einer Stadt zu erhalten war die Ausnahme und blieb sogar dem berühmten Matthias Kramer Zeit seines Lebens verwehrt. Als Alternative blieb das mindere Bürgerrecht, das auch Sprachmeister*innen immer wieder zugesprochen bekamen.

Carl Peter Ferrettés Beisitzantrag zeigt, dass fundierte Fremdsprachenkenntnisse und die Nachfrage nach einer bestimmten Sprache wichtige Gründe waren, aus denen ein Beisitz oder Stadtschutzstatus vergeben wurde, allerdings waren diese Faktoren nicht

43 Glück/Häberlein/Schröder, Mehrsprachigkeit in der Frühen Neuzeit, S. 156.

44 Harald Völker, Matthias Kramer als Sprachmeister, Didaktiker und Grammatiker für die französische Sprache in Deutschland, in: Wolfgang Dahmen u. a. (Hrsg.), „Gebrauchsgrammatik“ und „Gelehrte Grammatik“. Französische Sprachlehre und Grammatikographie zwischen Maas und Rhein vom 16. bis zum 19. Jahrhundert, Tübingen 2001, S. 167–250, hier S. 210–211.

45 Ebd.

46 Häberlein, Sprachmeister, S. 11.

immer die ausschlaggebenden. Das Aufnahmegesuch von Johann Nicolaus Textor zeigt deutlich, dass seine eher mangelhaften Fremdsprachenkenntnisse nicht der wesentliche Faktor für die Entscheidung gewesen sein können. Auch die Tatsache, dass der Markt an Französischlehrpersonen in Nürnberg zu diesem Zeitpunkt bereits gesättigt war, beeinflusste Textors Ansuchen nicht zum Negativen. Ausschlaggebend waren oft die finanziellen Möglichkeiten, welche die Sprachmeister*innen hatten, um jährlich die geforderte Gebühr zu bezahlen. Außerdem war auch prominente Unterstützung in einer Stadt eine wichtige Grundlage für ein erfolgreiches Ansuchen. Beide Punkte werden anhand von Textors Ansuchen deutlich. Die Hinterlegung von 25 Gulden und die Unterstützung prominenter Handelsleute hatte wohl den Ausschlag zu einer Aufnahme in den Stadtschutz gegeben. Daneben hat sich gezeigt, dass nicht nur die Person der Sprachmeister*innen an sich, sondern auch die angebotene Sprache eine Rolle spielte. Waren in einer Stadt schon viele Fremdsprachenlehrpersonen einer bestimmten Sprache vertreten, wollten die Verantwortlichen nicht eine weitere Fremdsprache, die daneben noch mit Latein konkurrieren hätte können. Dies wird anhand des Ansuchens des italienischen Sprachmeisters Nicolaus Grey deutlich. Seine Fremdsprachenkenntnisse werden in der Begründung der Ablehnung gar nicht erwähnt, sondern die allgemeine Fokussierung des Bildungssystems auf das Französische war entscheidend.

Auch wenn diese Betrachtung mit ihrer geringen Fallzahl keine allgemeingültige Aussagekraft hat, zeigt sich dennoch, dass auf keinen Fall nur das sprachliche Können und die Nachfrage in einer Stadt entscheidend für den Ausgang eines Ansuchens waren. Die Gründe für einen positiven oder negativen Bescheid waren vielfältig und lassen sich nur fallweise betrachten.

6. Literatur

Glück, Helmut, Nürnberger Sprachmeister in der Frühen Neuzeit, in: Mark Häberlein/Christian Kuhn (Hrsg.), *Fremde Sprachen in frühneuzeitlichen Städten*, Wiesbaden 2010, S. 135–148.

Ders./Häberlein, Mark/Schröder, Konrad, *Mehrsprachigkeit in der Frühen Neuzeit. Die Reichsstädte Augsburg und Nürnberg vom 15. bis ins frühe 19. Jahrhundert*, Wiesbaden 2013.

Häberlein, Mark (Hrsg.), *Sprachmeister. Sozial- und Kulturgeschichte eines prekären Berufsstands*, Bamberg 2015.

Ders., *Der Wissensmarkt für Fremdsprachen im frühneuzeitlichen Europa*, in: Marian Füssel/Philip Knäble/Nina Elseman (Hrsg.), *Wissen und Wirtschaft. Expertenkulturen und Märkte vom 13. bis 18. Jahrhundert*, Göttingen 2017, S. 225–363.

Ders./Kuhn, Christian (Hrsg.), *Fremde Sprachen in frühneuzeitlichen Städten*, Wiesbaden 2010.

Kofler, Simon, *Akademiegründungen im Geiste der „New Science“*. Royal Académie des Sciences und Berliner Sozietät im Vergleich, Dipl. Innsbruck 2018.

Leibetseder, Mathis, *Die Kavaliertour. Adelige Erziehungsreisen im 17. und 18. Jahrhundert*, Köln 2004.

Paradowski, Michael/Bator, Aleksandra, Perceived Effectiveness of Language Acquisition in the Process of Multilingual Upbringing by Parents of Different Nationalities, in: *International Journal of Bilingual Education and Bilingualism* 21 (2018), Heft 6, S. 647–665.

Schröder, Konrad, Fremdsprachenlehrerinnen der Frühen Neuzeit. Zur Physiognomie der frühen Stadien eines modernen Frauenberufes, in: Mark Häberlein (Hrsg.), *Sprachmeister. Sozial- und Kulturgeschichte eines prekären Berufsstandes*, Bamberg 2015, S. 19–61.

Völker, Harald, Matthias Kramer als Sprachmeister, Didaktiker und Grammatiker für die französische Sprache in Deutschland, in: Wolfgang Dahmen u. a. (Hrsg.), „Gebrauchsgrammatik“ und „Gelehrte Grammatik“. Französische Sprachlehre und Grammatikographie zwischen Maas und Rhein vom 16. bis zum 19. Jahrhundert, Tübingen 2001, S. 167–250.

Zürn, Martin, Unsichere Existenzen. Sprachmeister in Freiburg i.Br., Konstanz und Augsburg in der Frühen Neuzeit, in: Mark Häberlein/Christian Kuhn (Hrsg.) *Fremde Sprachen in frühneuzeitlichen Städten*, Wiesbaden 2010, S. 103–121.

Vera Flatz ist Masterstudentin im Masterstudiengang Lehramt für Sekundarstufe für die Fächer Englisch und Geschichte, Sozialkunde & Politische Bildung an der Universität Innsbruck. vera.flatz@student.uibk.ac.at

Zitation dieses Beitrages

Vera Flatz, Gesellschaftlicher und rechtlicher Status der Sprachmeister*innen in der Frühen Neuzeit. Sprachliche Fähigkeiten als entscheidendes Kriterium?, in: *historia.scribere* 12 (2020), S. 207–219, [<http://historia.scribere.at>], eingesehen 15.6.2020 (=aktuelles Datum).

Zwischen Zustimmung und Ablehnung: Hồ Chí Minh's Antikolonialismus in der Komintern

Katharina Föger

Kerngebiet: Zeitgeschichte

eingereicht bei: Ass.-Prof. Mag. Dr. Eric Burton

eingereicht im: SoSe 2019

Rubrik: Varia

Abstract

Between approval and rejection: Hồ Chí Minh's anticolonialism in the Comintern

This paper discusses Hồ Chí Minh's political conviction of Leninist Communist ideas with regard to anticolonialism. Moreover, it examines his position within the Comintern and the Indochinese Communist Party due to his specific interpretation of anticolonialism. It will be argued that reactions to his position depended on the predominant ideological principles.

1. Einleitung

1919 wurden die antikolonialen Bewegungen in Asien und Afrika von einer breiten Begeisterung erfasst, als US-Präsident Woodrow Wilson sein 14-Punkte-Programm vorstellte. Nationalist*innen aus verschiedenen Kolonien und Mandatsgebieten, wie Korea, Ägypten und Indien, erhofften sich das Ende der westlichen Kontrolle und projizierten ihre Hoffnungen und Erwartungen auf Wilson und dessen Formel des Selbstbestimmungsrechtes der Völker.¹ Von dieser als „Wilson'schen Augenblick“² bezeichneten Euphorie ließ sich der junge Ngyuen Ai Quoc, später Hồ Chí Minh, aus der französi-

1 Erez Manela, Die Morgenröte einer neuen Ära. Der „Wilson'sche Augenblick“ und die Transformation der kolonialen Ordnung der Welt, 1917–1920, in: Sebastian Conrad/Andreas Eckert/Ulrike Freitag (Hrsg.), Globalgeschichte. Theorien, Ansätze, Themen, Bd. 1, Frankfurt am Main 2007, S. 282–312, hier S. 282–283.

2 Ebd.

schen Kolonie Indochina ebenfalls mitreißen. Er erlangte Bekanntheit, als er Wilson und dem amerikanischen Außenminister 1919 die Petition „Demands of the Annamite People“ übermittelte.³ Mit dem Abschluss der Pariser Friedenskonferenz 1920 wurde klar, dass Hồ Chí Minhs Hoffnungen auf politische Unterstützung im Kampf um mehr Rechte enttäuscht werden würden, denn Wilsons Konzept vom Selbstbestimmungsrecht der Völker bezog sich ausschließlich auf Europa.⁴ Hồ Chí Minh reagierte frustriert auf den Misserfolg seiner politischen Bemühungen und suchte daraufhin nach einer anderen Möglichkeit, um Aufmerksamkeit für die Notwendigkeit eines Selbstbestimmungsrechtes der Völker in den Kolonien zu finden. Hồ Chí Minh besuchte im November 1920 eine der ersten Veranstaltungen der Kommunistischen Partei Frankreichs, was ihn zu einem Gründungsmitglied machte.⁵ Bereits im Juli 1920 veröffentlichte er einen Artikel in der sozialistischen Zeitschrift „L'Humanité“, in dem er auf die Ideen von Wladimir Iljitsch Lenin zurückgriff.⁶ Lenin verwendete ebenfalls den populären Begriff des Selbstbestimmungsrechtes der Völker, allerdings mit einer anderen Stoßrichtung.⁷ Er knüpfte das Selbstbestimmungsrecht zwar einerseits an das Gelingen der proletarischen Revolution und bettete es damit in seine Kapitalismuskritik ein, weitete andererseits aber dessen Gültigkeit explizit auf Kolonien aus.⁸ Damit konnte Lenin Hồ Chí Minh erfolgreich ansprechen. Der Antikolonialismus war ausschlaggebend für die weitere Beschäftigung Hồ Chí Minhs mit dem Kommunismus. Lenins Ideen bildeten die theoretische Basis für Hồ Chí Minhs Konzept des kommunistischen Antiimperialismus.⁹

Die ältere Forschungsliteratur tendierte dazu, Hồ Chí Minh als reinen Pragmatiker zu idealisieren, dessen Hauptziel die Unabhängigkeit Vietnams war und welcher der Dekolonisierung andere ideologische Fragen unterordnete. In Vietnam wird Hồ Chí Minh als aufopfernder Vater der Nation bis heute nahezu heroisiert.¹⁰ Die jüngere Forschung warnt allerdings davor, Hồ Chí Minhs klares Ziel der Unabhängigkeit Vietnams mit einem ideologiefreien Pragmatismus gleichzusetzen.¹¹ Dieser Essay knüpft an diese Diskussion an und widmet sich Hồ Chí Minhs spezifischer Rezeption des kommunistischen Antiimperialismus im Kontext der Komintern, der internationalen Vereinigung kommunistischer Parteien und der Indochinense Communist Party (ICP). Es soll untersucht werden, welche innerkommunistischen Reaktionen Hồ Chí Minhs Ideen innerhalb der Komintern und der Kommunistischen Partei Vietnams hervorriefen. Die leitende These lautet, dass Hồ Chí Minhs spezifische Rezeption des Antikolonialismus und sein Fokus auf den Unabhängigkeitskampf je nach leitendem Paradigma der Komintern auf Zu-

3 Michael Goebel, *Anti-Imperial Metropolis. Interwar Paris and the Seeds of Third World Nationalism*, Cambridge 2015, S. 152–155.

4 Sophie Quinn-Judge, *Ho Chi Minh. The Missing Years 1919–1941*, London 2003, S. 28.

5 Ebd., S. 31.

6 Ebd.

7 Manela, *Morgenröte*, S. 288.

8 Stefan-Ludwig Hoffmann, *Jenseits der Imperien? Antikolonialismus, Kommunismus und Menschenrechte*, 13.6.2017, [<http://dx.doi.org/10.14765/zzf.dok.1.1125>], eingesehen 8.7.2019.

9 Quinn-Judge, *Missing Years*, S. 31.

10 Ebd., S. 1.

11 Tuong Vu, *From Cheering to Volunteering. Vietnamese Communists and the Coming of the Cold War 1940–1951*, in: Christopher E. Goscha/Christian F. Ostermann (Hrsg.), *Connecting Histories. Decolonization and the Cold War in Southeast Asia 1945–1962*, Washington 2009, S. 172–204, hier S. 195.

stimmung oder Ablehnung stieß. Die Arbeit versucht dies zu zeigen, indem die Biografie Hồ Chí Minhs parallel zur ideologischen Entwicklung der Komintern beschrieben wird. Beginnend mit Hồ Chí Minhs politischer Aktivität ab 1919 soll sein politisches Leben in den 1920er-Jahren in Europa und China begleitet werden, anschließend seine Gefangenschaft in Hong Kong und sein Leben in Moskau in den 1930ern, bis hin zu seiner Rückkehr nach Vietnam und dem offiziellen Ende der Komintern in den 1940er-Jahren. Im letzten Teil des Essays wird Hồ Chí Minhs Position in der ICP erörtert, die ein Resultat der ideologischen Diskussionen in der Komintern war.

2. Rezeption Lenins bei Hồ Chí Minh

Hồ Chí Minh reflektierte 40 Jahre später (1960) im Text „Mein Weg zum Leninismus“ über seine ersten Berührungen mit Lenin und dessen Theorien. Er nannte den Patriotismus als Beweggrund und bezeichnete Lenin bewundernd als „großen Patrioten“ und bewusst nicht als „großen Sozialisten“:

„Damals bejahte ich die Oktoberrevolution nur aus dem Instinkt heraus; ihre volle historische Bedeutung hatte ich noch nicht erfaßt. Ich liebte und bewunderte in Lenin den großen Patrioten, den Befreier seines Landes.“¹²

Die Anziehungskraft Lenins auf Hồ Chí Minh war auf den antiimperialistischen Ansatz zurückzuführen, den Lenin vertrat. Dieser wurde von Lenin zunächst erarbeitet, um verschiedene Gruppen, die ein nationales Selbstverständnis entwickelten, für die proletarische Revolution zu begeistern.¹³ Lenin stützte sich dabei auf die sogenannte „nationale Selbstbestimmung“.¹⁴ Diese Idee hatte kurzfristig einen Zulauf von unterdrückten nationalen Gruppen zum Ziel, während langfristig Nationen in der Logik des Kommunismus unwichtig werden sollten.¹⁵ Lenin betonte im April 1916 in der Zeitschrift „Vorbote“ die Möglichkeit zur Sezession, was besonders für antikoloniale Bewegungen attraktiv war: „Das Selbstbestimmungsrecht der Nationen bedeutet ausschließlich das Recht auf Unabhängigkeit im politischen Sinne, auf die Freiheit der politischen Abtrennung von der unterdrückenden Nation.“¹⁶ Er ging somit weiter als Wilson, dessen Konzept des Selbstbestimmungsrechtes vage das Prinzip der Volkssouveränität beinhaltete.¹⁷ Hồ Chí Minh fasste die ideologischen Beweggründe für die Bewunderung Lenins 1960 folgendermaßen zusammen:

„Zunächst war es nicht der Kommunismus, der mich zu Lenin und zur Dritten Internationale führte, sondern mein Patriotismus. Als ich mich dann eingehender mit dem Marxismus-Leninismus beschäftigte, [...] gelangte ich [...] zur Überzeugung, daß nur der Sozialismus und der Kommunismus die unterdrück-

12 Ho Tschí Minh, Mein Weg zum Leninismus, in: Bernard Fall (Hrsg.), Revolution und nationaler Befreiungskampf. Ausgewählte Reden und Schriften 1920–1968, München 1968, S. 25–27, hier S. 25.

13 Manela, Morgenröte, S. 291.

14 Ebd.

15 Ebd.

16 Wladimir I. Lenin, Die sozialistische Revolution und das Selbstbestimmungsrecht der Nationen (1916), 4.8.2008, [<https://www.marxists.org/deutsch/archiv/lenin/1916/01/nationen.html>], eingesehen 8.4.2019.

17 Manela, Morgenröte, S. 291.

ten Nationen und die arbeitenden Menschen in aller Welt aus ihrer Sklaverei befreien konnten.¹⁸

Hồ Chí Minh hielt fest, dass der Antikolonialismus der ausschlaggebende Faktor für seine Bewunderung für Lenin gewesen war. Selbst nach dem Studium von kommunistischen Theorien schien der Fokus auf dem Selbstbestimmungsrecht der Völker zu liegen, da Hồ Chí Minh von „unterdrückten Nationen“ sprach. Diese Aussage ist im Kontext des Bürgerkriegs in Vietnam bzw. des 1960 beginnenden Krieges mit Frankreich und den USA zu sehen. Hồ Chí Minh musste in dieser Zeit auf die breite Unterstützung der Bevölkerung zählen sowie auf die Zusammenarbeit mit nationalistischen Gruppen, etwa bei der Gründung der National Liberation Front (NFL).¹⁹

3. Hồ Chí Minh und die Komintern in den 1920ern

Hồ Chí Minh war Mitbegründer der Kommunistischen Partei Frankreichs im Dezember 1920, auf deren Parteitreffen er auf die Wichtigkeit des Kampfes für unterdrückte Nationen für den Kommunismus im Allgemeinen hinwies.²⁰ Das Klassenproblem war für ihn untrennbar mit der Kolonialfrage verknüpft.²¹ Er stimmte deswegen für die Aufnahme der Partei in die Komintern, nachdem ihm von den anderen Parteimitgliedern versichert wurde, dass sich diese „für die Sache der unterjochten Völker“²² einsetze. Die Komintern nahm 1920 das Programm an, das Lenin bereits im Juli desselben Jahres unter dem Namen „Thesen zur kolonialen und nationalen Frage“ publiziert hatte und das Hồ Chí Minh für Lenin begeisterte.²³ Basierend auf Lenins Thesen verabschiedete die Dritte Internationale drei Grundsätze, die für die asiatischen kommunistischen Bewegungen wichtig waren und auf dem IV. Weltkongress 1922 fixiert wurden. Diese Prinzipien der „Einheitsfront“ (Einheit der Proletarier aller Nationen, die Unterstützung der Bauernschaft in deren Kampf gegen Feudalismus sowie Zusammenarbeit mit bürgerlich-demokratischen Nationalbewegungen) spiegelten Hồ Chí Minhs politisches Denken wider. Er betonte wiederholt die Wichtigkeit der Dekolonisierung für den Erfolg des Kommunismus und postulierte, dass die proletarische Revolution auch im Westen nur glücken könne, wenn die kommunistischen Parteien den Antikolonialismus unterstützen würden. Damit versuchte Hồ Chí Minh Unterstützung für die Dekolonisierung Vietnams bei den kommunistischen Parteien in Europa zu finden.²⁴ 1924 erklärte Hồ Chí Minh diesen Ansatz mit einem Rückgriff auf Lenin:

18 Ho Tschi Minh, *Leninismus*, S. 27.

19 Mark Atwood Lawrence, *Recasting Vietnam. The Bao Dai Solution and the Outbreak of the Cold War in Southeast Asia*, in: Christopher E. Goscha/Christian F. Ostermann (Hrsg.), *Connecting Histories. Decolonization and the Cold War in Southeast Asia 1945–1962*, Washington 2009, S. 15–39, hier S. 19.

20 Walden Bello, Ho Chi Minh, in: Immanuel Ness/Zak Cope (Hrsg.), *The Palgrave Encyclopedia of Imperialism and Anti-Imperialism*, Bd. 1, London 2016, S. 86–100, hier S. 86.

21 Bello, *Ho Chi Minh*, S. 88.

22 Ho Tschi Minh, *Leninismus*, S. 26.

23 Quinn-Judge, *Missing Years*, S. 47–48.

24 Bello, *Ho Chi Minh*, S. 89.

„Nach Lenin hängt der Sieg der Revolution in Westeuropa vom engen Kontakt mit den Befreiungsbewegungen in den unterdrückten Kolonien, die gegen den Imperialismus gerichtet sind, und von der nationalen Frage ab.“²⁵

Den zweiten Grundsatz, die politische Unterstützung von Bauern gegen Landbesitzer und feudale Abhängigkeitsverhältnisse, verband Hồ Chí Minh mit der Unterdrückung durch Kolonialherren. 1923, auf der ersten Krestintern, der sogenannten Bauerninternationalen, fokussierte sich Hồ Chí Minh in seiner Rede auf die Situation der Landwirte in den französischen Kolonien und behauptete, Bauern in den Kolonien würden in zweierlei Hinsicht unterdrückt werden: als Bauern sowie als Kolonisierte.²⁶ Hồ Chí Minh sympathisierte insbesondere mit dem dritten Punkt des Programmes. Lenin machte auf die Relevanz der Zusammenarbeit zwischen bürgerlichen Bewegungen und kommunistischen Parteien aufmerksam, denn nur gemeinsam hätten sie am Beginn genug politische Durchschlagskraft. Es gäbe am Anfang zu wenig Unterstützung für die proletarische Revolution, die somit erst nach der nationalen Unabhängigkeit und dem Ende des Feudalismus beginnen könne.²⁷ Hồ Chí Minh deutete die demokratisch-bürgerlichen Aufstände in eine nationale Revolution um, die im Falle Vietnams das Ende der französischen Kolonialherrschaft bedeuten sollte.²⁸

Hồ Chí Minh hielt sich ab November 1924 im chinesischen Kanton (Guangzhou) auf, wo er anfangs als Übersetzer arbeitete und später in der Whampoa-Akademie Jugendliche ideologisch schulte.²⁹ In China vertrat die kommunistische Bewegung die Politik der Einheitsfront, die 1927 scheiterte, als die Kuomintang, die nationalistische Partei Chinas, die Allianz mit der Kommunistischen Partei Chinas auflöste.³⁰ Das blutige Ende der Einheitsfront in China diente der Komintern als eindeutiges Zeichen für die Unzuverlässigkeit der Bourgeoisie und der nationalistischen Bewegungen.³¹ Sie reagierte darauf, indem sie Ende der 1920er-Jahre die Theorie der „Dritten Periode“ vertrat, die sie am VI. Weltkongress bestätigte.³² Damit war eine radikal linke Politik gemeint, die mit der Sozialdemokratie brach und somit erst recht keine Koalitionen mit nationalistischen oder bürgerlichen Parteien vorsah.³³

Josef Stalin äußerte sich seit 1927 skeptisch über den Erfolg kommunistischer Revolutionen in Asien, was auf die misslungene Kooperation zwischen kommunistischen und nationalistischen Bewegungen in China zurückzuführen ist.³⁴ Stalin übertrug diese

25 Ho Tschí Minh, Zur Nationalen und Kolonialen Frage, in: Bernard Fall (Hrsg.), *Revolution und nationaler Befreiungskampf. Ausgewählte Reden und Schriften 1920–1968*, München 1968, S. 63–76, hier S. 64.

26 Quinn-Judge, *Missing Years*, S. 43–44.

27 Ebd., S. 48–49.

28 Bello, *Ho Chi Minh*, S. 89.

29 Quinn-Judge, *Missing Years*, S. 69.

30 Ebd., S. 106.

31 Ebd., S. 70.

32 Ebd., S. 122.

33 *Sozialistische Klassiker 2.0, Dritte Periode*, 3.7.2018, [<https://sites.google.com/site/sozialistischeklassiker2punkt0/glossar/dritte-periode>], eingesehen 8.7.2019.

34 Ilya V. Gaiduk, *Soviet Cold War Strategy and Prospects of Revolution in South and Southeast Asia*, in: Christopher E. Goscha/Christian F. Ostermann (Hrsg.), *Connecting Histories. Decolonization and the Cold War in Southeast Asia 1945–1962*, Washington 2009, S. 123–136, hier S. 124.

Enttäuschung über die Situation in China auf andere asiatische kommunistische Bewegungen und sah asiatische Regionen als noch zu unvorbereitet für die proletarische Revolution an.³⁵

4. **Hồ Chí Minh und die Komintern in den 1930ern**

So enttäuschend die Erfahrung in China für die Komintern war, so lehrreich war sie für Hồ Chí Minh in seiner Entwicklung als Netzwerker und Organisator von propagandistischen Veranstaltungen.³⁶ Hồ Chí Minh verfolgte die Idee der Einheitsfront weiterhin und die Vorfälle in China waren für ihn kein Grund, seine Vorgehensweise zu ändern.³⁷ Er blieb davon überzeugt, dass Allianzen mit dem Bürgertum und nationalistischen Bewegungen notwendig seien, um die französische Kolonialherrschaft in Vietnam zu stürzen. Sein Einwand gegen die neue Komintern-Linie der Dritten Periode war, dass derartige Allianzen durch eine zu radikale Betonung des Klassenkampfes scheitern oder gar nicht erst zustande kommen würden. Hồ Chí Minh plädierte für einen regen Austausch zwischen der ICP und den Bauern, den Intellektuellen und dem Bürgertum, um von ihnen zu profitieren. Er insistierte auf eine inklusivere Herangehensweise, indem er die Klassenzugehörigkeit nicht als Ausschlusskriterium für eine Mitgliedschaft bei der im Februar 1930 gegründeten Indochinese Communist Party (ICP) zählte.³⁸ Hồ Chí Minh versicherte zwar in einem Bericht an die Komintern, dass das Programm der neuen Partei der Komintern-Linie entspräche,³⁹ aber die Grundsätze der ICP basierten auf einem Programm für Kolonien, das noch die Politik der Einheitsfront widerspiegelte, was sich in seinem Bestreben einer Öffnung der Partei zeigte. Im Oktober wurde dieses Programm durch ein neues ersetzt, das die aktuelle Linie der Komintern berücksichtigte.⁴⁰ Daraus resultierte sowohl eine Zersplitterung der ICP als auch eine Distanzierung der nationalen Bewegungen und verminderte so Hồ Chí Minhs Einfluss in der Partei.⁴¹

Nach einer Periode der Gefangenschaft in Hong Kong von 1931–1933 kehrte Hồ Chí Minh zurück nach Moskau. In der Komintern hatte sich durch den Aufstieg der faschistischen Parteien in Europa das ideologische Leitbild gedreht, nämlich wieder hin zur Zusammenarbeit mit anderen politischen Gruppen, um den Faschismus zu bekämpfen. Auf dem VII. Weltkongress 1935 wurde die Linie der „Volksfront“-Allianzen offiziell bestätigt und die Komintern räumte den Parteien mehr Handlungsfreiheiten ein, sodass diese auf ihre lokale Situation reagieren konnten.⁴² 1936 warb die ICP öffentlich für den gemeinsamen Kampf, um antikoloniale Befreiungsbewegungen in einem Komitee zu vereinen. In diese Zeit fällt auch die Gründung der Viet Minh, eine „antiimperialistische

35 Gaiduk, *Prospects of Revolution in South and Southeast Asia*, S. 125.

36 Quinn-Judge, *Missing Years*, S. 70.

37 Ebd., S. 114.

38 Bello, *Ho Chi Minh*, S. 91.

39 Quinn-Judge, *Missing Years*, S. 156.

40 Ebd., S. 157–158.

41 Ebd., S. 192.

42 Ebd., S. 208.

Front⁴³ mit anderen vietnamesischen Parteien.⁴⁴ Trotz der Auseinandersetzungen mit den vietnamesischen Trotzkisten 1937 gab es weiterhin Versuche einer Zusammenarbeit mit nationalistischen Bewegungen.⁴⁵

Der politische Wandel in der Komintern kam auch Hồ Chí Minh zugute, denn die Theorie der Einheitsfront wurde durch die Idee einer breiten „Volksfront“ wieder aufgewertet.⁴⁶ Hồ Chí Minh kehrte 1934 endgültig nach Moskau zurück.⁴⁷ Als Student (und später auch Vortragender) zuerst an der Lenin-Schule, dann an der Stalin-Schule wurde er ideologisch geschult und überwacht.⁴⁸ Der Grund, wieso Hồ Chí Minh die Zeit des Großen Terrors in Moskau trotz des Misstrauens und der Differenzen bezüglich des ICP-Programmes von 1930 überstand, lag darin, dass Vietnam für Stalin keine Priorität hatte und die Vorgänge in Europa für ihn stets vorrangig waren.⁴⁹ Das führte allerdings auch dazu, dass Stalin wenig Engagement bei der Dekolonisierung Vietnams zeigte.⁵⁰ Hồ Chí Minh agierte zwar aus der Sicht Stalins zu wenig in Harmonie mit der sowjetischen Linie, aber als Vertreter aus einer für Stalin geopolitisch uninteressanten Gegend erregte er keine große Aufmerksamkeit.⁵¹ 1938 verließ Hồ Chí Minh Moskau Richtung China und erreichte Vietnam im Mai 1941,⁵² wo er den Vorsitz der ICP übernahm.⁵³

5. Hồ Chí Minhs Rückkehr nach Vietnam

Hồ Chí Minh vertrat in Vietnam weiter seinen Ansatz, dass die koloniale Frage vorrangig sei – erst danach sollten die innervietnamesischen sozialen Spannungen geregelt werden. Er plädierte für einen gemeinsamen Widerstand gegen die Kolonialherren.⁵⁴ Seine Motivation begründete er mit Lenins Theorie des nationalen Selbstbestimmungsrechtes:

„Lenins Grundsätze über das Recht der Völker auf Selbstbestimmung [...] haben den Völkern in den Kolonialländern und halbkolonialen Staaten gezeigt, welchen Weg sie zur nationalen Einheit und Unabhängigkeit einzuschlagen haben. Für die asiatischen wie für alle Völker der Welt, die für Frieden, Unabhängigkeit, Demokratie und Sozialismus kämpfen, ist Lenin wie die Sonne, die in der Natur alles zu blühendem Leben erweckt.“⁵⁵

43 Quinn-Judge, *Missing Years*, S. 212.

44 Ebd.

45 Ebd., S. 216.

46 Ebd., S. 199.

47 Ebd., S. 200.

48 Ebd., S. 207.

49 Ebd., S. 218.

50 Christopher E. Goscha, *Choosing between the Two Vietnams*, in: Christopher E. Goscha/Christian F. Ostermann (Hrsg.), *Connecting Histories. Decolonization and the Cold War in Southeast Asia 1945–1962*, Washington 2009, S. 207–237, hier S. 209.

51 Gaiduk, *Prospects of Revolution in South and Southeast Asia*, S. 125–126.

52 Quinn-Judge, *Missing Years*, S. 219–220.

53 Bello, *Ho Chi Minh*, S. 86.

54 Ebd., S. 90.

55 Ho Tschí Minh, *Der Leninismus und die Befreiung der unterdrückten Völker*, in: Bernard Fall (Hrsg.), *Revolution und nationaler Befreiungskampf. Ausgewählte Reden und Schriften 1920–1968*, München 1968, S. 291–297, hier S. 292.

Hồ Chí Minh war seit seiner Ankunft in Vietnam aufgrund seiner offenen Haltung gegenüber den nationalistischen Bewegungen innerhalb seiner eigenen Partei mit Kritik konfrontiert. Ihm wurde vorgeworfen, er habe keinen Glauben an das Proletariat, seine politische Linie sei immer noch von Lenins Thesen des Jahres 1920 beeinflusst und er mache theoretische Fehler in seiner Argumentation.⁵⁶ Teile der ICP hatten sich Ende der 1920er-Jahre konsolidiert, in der Zeit also, als die Komintern die Linie der Einheitsfront verwarf und die Theorie der Dritten Periode vertrat. Diese Fraktionen waren dementsprechend skeptisch gegenüber Hồ Chí Minh.⁵⁷ Durch die häufigen und langen Abwesenheitsphasen hatte Hồ Chí Minh nur eine geringe politische Durchsetzungskraft. Hồ Chí Minh überließ größtenteils anderen Akteuren die Gestaltung der Parteilinie, wie etwa Truong Chinh, Generalsekretär der ICP,⁵⁸ welcher die Entscheidungen in Bezug auf die südostasiatischen Revolutionen, Agrarreformen und die Stellung Vietnams in Konkordanz mit der sowjetischen Linie fällte.⁵⁹ Die Ablehnung innerhalb der ICP fußte auf der gleichen Skepsis, auf die Hồ Chí Minh bereits Ende der 1920er getroffen war.

6. Schluss

Hồ Chí Minhs politischer Ansatz wurde maßgeblich durch Lenins Gedanken über das Selbstbestimmungsrecht der Völker geprägt, der dieses explizit auf Kolonien ausweitete und somit den theoretischen Rahmen für Hồ Chí Minhs Antikolonialismus bildete. Lenin beeinflusste mit seinen „Thesen zur kolonialen und nationalen Frage“ nicht nur Hồ Chí Minh, sondern auch die ideologische Haltung der Komintern. Seit dem IV. Weltkongress 1922 wurde die Zusammenarbeit mit bürgerlich-demokratischen Nationalbewegungen forciert und auch antikoloniale Bestrebungen wurden stärker in den Blick genommen. Diese Politik spiegelte exakt Ho Chi Minhs Ideen wider. Für ihn konnte die Dekolonisierung Vietnams nur in Zusammenarbeit mit nationalen und bürgerlichen Bewegungen gelingen. Die Linie der Einheitsfront erfuhr 1927 in China mit dem Aufkündigen der Allianz vonseiten der nationalistischen Partei ein jähes Ende. Diese Erfahrung führte zu einem Umdenken innerhalb der Komintern, die daraufhin die Theorie der Dritten Periode verfolgte und somit nur mehr die Zusammenarbeit mit anderen kommunistischen Bewegungen als erfolgsversprechend erachtete. Bei Hồ Chí Minh stieß diese Änderung auf Unverständnis und er verfolgte weiterhin die Politik der Einheitsfront. Das Programm der ICP, das 1930 von ihm erarbeitete wurde, beinhaltete noch Ansätze der Einheitsfront und wollte so auch andere Bewegungen in Vietnam einbinden. Die Komintern verlangte erfolgreich eine Änderung und Hồ Chí Minhs politischer Einfluss blieb in den nächsten Jahren gering, was auch mit seiner Gefangenschaft in Hong Kong zusammenhing. Nach 1933 hielt sich Ho Chi Minh wieder in Moskau auf, wo er ideologisch überwacht und geleitet wurde, sodass er bei seiner Rückkehr nach Vietnam eine „korrekte“ Ideologie weitergab.⁶⁰ Hồ Chí Minh überwand

56 Quinn-Judge, *Missing Years*, S. 254.

57 Ebd., S. 255.

58 Goscha, *Choosing between the Two Vietnams*, S. 211.

59 Ebd., S. 216–217.

60 Quinn-Judge, *Missing Years*, S. 219.

die Zeit der Dritten Periode trotz des Dissenses mit der Komintern, da Vietnam aus der Sicht der Sowjetunion nur geringe geopolitische Relevanz hatte. Durch den Aufstieg faschistischer Parteien in Europa änderte sich die Strategie der Komintern erneut. Laut dem VII. Weltkongress der Komintern 1935 sollten Volksfronten gebildet werden, was Hồ Chí Minh als Fortsetzung der Einheitsfront interpretierte. Der ICP wurde erlaubt, wieder gemeinsam mit anderen vietnamesischen Parteien für die Dekolonisierung Vietnams zu agieren. Trotz diesem Vorgehen der ICP begegneten Fraktionen der Partei Hồ Chí Minh bei seiner Rückkehr 1941 mit Skepsis, da er ihnen zu nationalistisch erschien. Somit ähnelt Hồ Chí Minhs Rezeption in der ICP seiner Position in der Komintern. Hồ Chí Minhs politische Ideen blieben in den 1920er- und 1930er-Jahren ähnlich, ganz im Gegensatz zur Komintern, deren Haltung sich von der Idee einer Einheitsfront über die Theorie der Dritten Periode hin zu den Volksfronten mehrfach änderte. Zur Zeit des Einheitsfront-Paradigmas erlebte Hồ Chí Minh in China mit seinen inklusiven politischen Aktivitäten in den 1920ern zunächst Bestätigung, wurde 1930 aber von der Komintern korrigiert und in seiner Position in Vietnam marginalisiert. Nach 1935 veränderte sich die Strategie der ICP durch den Paradigmenwechsel in der Komintern abermals, diesmal hin zu Vorstellungen, die Hồ Chí Minh schon 1930 vertreten hatte. Im Gegensatz zu der eingangs erwähnten Heroisierung von Hồ Chí Minh als pragmatischer Schlüsselfigur bei der Dekolonisierung Vietnams hat dieser Essay anhand seines Verhältnisses zur Komintern zum einen gezeigt, wie stark Hồ Chí Minh den von ihm einmal als richtig eingeschätzten Strategien der Einheitsfront verhaftet blieb. Zum anderen wird der ideologische Rahmen deutlich, in dem sich Hồ Chí Minh bewegte und von dem seine politischen Handlungsmöglichkeiten abhängig waren.

7. Literatur

Bello, Walden, Ho Chi Minh, in: Immanuel Ness/Zak Cope (Hrsg.), *The Palgrave Encyclopedia of Imperialism and Anti-Imperialism*, Bd. 1, London 2016, S. 86–100.

Gaiduk, Ilya V., Soviet Cold War Strategy and Prospects of Revolution in South and Southeast Asia, in: Christopher E. Goscha/Christian F. Ostermann (Hrsg.), *Connecting Histories. Decolonization and the Cold War in Southeast Asia 1945–1962*, Washington 2009, S. 123–136.

Goebel, Michael, *Anti-Imperial Metropolis. Interwar Paris and the Seeds of Third World Nationalism*, Cambridge 2015.

Goscha, Christopher E., Choosing between the Two Vietnams, in: Christopher E. Goscha/Christian F. Ostermann (Hrsg.), *Connecting Histories. Decolonization and the Cold War in Southeast Asia 1945–1962*, Washington 2009, S. 207–237.

Hoffmann, Stefan-Ludwig, Jenseits der Imperien? Antikolonialismus, Kommunismus und Menschenrechte, 13.6.2017, [<http://dx.doi.org/10.14765/zzf.dok.1.1125>], eingesehen 8.7.2019.

Lawrence, Mark Atwood, Recasting Vietnam. The Bao Dai Solution and the Outbreak of the Cold War in Southeast Asia, in: Christopher E. Goscha/Christian F. Ostermann (Hrsg.),

Connecting Histories. Decolonization and the Cold War in Southeast Asia 1945–1962, Washington 2009, S. 15–39.

Manela, Erez, Die Morgenröte einer neuen Ära. Der „Wilsonsche Augenblick“ und die Transformation der kolonialen Ordnung der Welt, 1917–1920, in: Sebastian Conrad/Andreas Eckert/Ulrike Freitag (Hrsg.), Globalgeschichte. Theorien, Ansätze, Themen, Bd. 1, Frankfurt am Main 2007, S. 282–312.

Sozialistische Klassiker 2.0, Dritte Periode, 3.7.2018, [<https://sites.google.com/site/sozialistischeklassiker2punkt0/glossar/dritte-periode>], eingesehen 8.7.2019.

Quinn-Judge, Sophie, Ho Chi Minh. The Missing Years 1919–1941, London 2003.

Vu, Tuong, From Cheering to Volunteering. Vietnamese Communists and the Coming of the Cold War 1940–1951, in: Christopher E. Goscha/Christian F. Ostermann (Hrsg.), Connecting Histories. Decolonization and the Cold War in Southeast Asia 1945–1962, Washington 2009, S. 172–204.

8. Quellen

Ho Tschí Minh, Der Leninismus und die Befreiung der unterdrückten Völker, in: Bernard Fall (Hrsg.), Revolution und nationaler Befreiungskampf. Ausgewählte Reden und Schriften 1920–1968, München 1968, S. 291–297.

Ders., Mein Weg zum Leninismus, in: Bernard Fall (Hrsg.), Revolution und nationaler Befreiungskampf. Ausgewählte Reden und Schriften 1920–1968, München 1968, S. 25–27.

Ders., Zur Nationalen und Kolonialen Frage, in: Bernard Fall (Hrsg.), Revolution und nationaler Befreiungskampf. Ausgewählte Reden und Schriften 1920–1968, München 1968, S. 63–76.

Lenin, Wladimir I., Die sozialistische Revolution und das Selbstbestimmungsrecht der Nationen (1916), 4.8.2008, [<https://www.marxists.org/deutsch/archiv/lenin/1916/01/nationen.html>], eingesehen 8.4.2019.

Katharina Föger ist Studentin der Geschichtswissenschaften an der Universität Innsbruck. katharina.foeger@student.uibk.ac.at

Zitation dieses Beitrages

Katharina Föger, Zwischen Zustimmung und Ablehnung: Hồ Chí Minhs Antikolonialismus in der Komintern, in: *historia.scribere* 12 (2020), S. 221–230, [<http://historia.scribere.at>], eingesehen 15.6.2020 (=aktuelles Datum).

„Wo bleibt der demokratische Geschichtsunterricht?“ Der Umgang mit der NS-Vergangenheit in Schulbildung und Gesellschaft am Beispiel von Taras Borodajkewycz und Hans-Ulrich Rudel

Benedikt Kapferer

Kerngebiet: Zeitgeschichte

eingereicht bei: Dr. Karin Moser

eingereicht im: SoSe 2019

Rubrik: Varia

Abstract

“Where are the democratic history lessons?” Dealing with the Nazi past in education and society in Austria with the examples of Taras Borodajkewycz and Hans-Ulrich Rudel

In post-WWII Austria, the way the Nazi past was dealt with was far from frictionless or consensual. As opposed to the preceding ideologies of Fascism and National Socialism, a new democratic mentality had yet to be formed. In this regard, history lessons at universities and at schools are central spaces for analysing the processes of de-Nazification and democratization. Therefore, the following paper discusses two examples of highly controversial teachings that reflect the larger level of Austrian history after 1945: Taras Borodajkewycz (1960s) and Hans-Ulrich Rudel (1983).

1. Einleitung

„Die einzig wahrhafte Kraft gegen das Prinzip von Auschwitz wäre Autonomie [...] die Kraft zur Reflexion, zur Selbstbestimmung, zum Nicht-Mitmachen.“¹

¹ Theodor W. Adorno, Erziehung nach Auschwitz, in: Gerd Kadelbach (Hrsg.), Theodor W. Adorno. Erziehung zur Mündigkeit. Vorträge und Gespräche mit Hellmut Becker 1959–1969, Frankfurt a. M. 2008, S. 88–104, hier S. 93.

Mit seinem mittlerweile zum Klassiker gewordenen Text „Erziehung nach Auschwitz“ aus dem Jahr 1966 prägte Theodor W. Adorno den gesellschaftlichen Zugang zum Umgang mit der NS-Vergangenheit auf einzigartige Weise. So wurden die darin aufgestellten Grundsätze über Erziehung zu einem „Credo“ für eine ganze Generation von Lehrer*innen.² Damit steht er insbesondere in der Bundesrepublik Deutschland für eine tiefgreifende Veränderung im (Geschichts-)Bewusstsein der Nachkriegszeit. Doch gerade in den ersten Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg gab es keineswegs eine allgemeine Deutungshoheit und keinen gesellschaftlichen Konsens darüber, wie mit dem Nationalsozialismus in Erziehung, Schule und in der Geschichtsvermittlung umgegangen werden sollte. Die Bereitschaft zum (selbst-)reflexiven, selbstbestimmten und kritischen Diskurs über die jüngere Vergangenheit war zweifelsfrei nur sehr schwach ausgeprägt, weshalb die Grundlage dafür erst in der öffentlichen Auseinandersetzung gelegt werden musste.

In der Geschichte der Zweiten Republik gilt die Affäre um Taras Borodajkewycz (1902–1984), Professor für Neuere Geschichte der Hochschule für Welthandel in Wien, als ein zentrales Kapitel für die Aushandlung des Umgangs mit dem Erbe des Nationalsozialismus. Der von linken Studierenden und Aktivist*innen getragene Protest richtete sich gegen den Hochschulprofessor aufgrund seines öffentlich zur Schau gestellten deutschnationalen und österreichfeindlichen Geschichtsbildes, seines größtenteils hingenommenen, unhinterfragten und als belustigend aufgefassten Antisemitismus und seiner Bewertung des Nationalsozialismus und Adolf Hitlers in seiner Lehre. Ende März 1965 kam es zu Demonstrationen und Ausschreitungen zwischen Gegner*innen und Befürworter*innen des Professors, bei denen es mit dem ehemaligen Widerstandskämpfer Ernst Kirchweger das erste politische Todesopfer der Zweiten Republik gab. Die Auseinandersetzungen machten den uneinheitlichen Umgang mit der NS-Vergangenheit in der Gesellschaft sichtbar. Im Speziellen warfen die Proteste ein Licht auf die nicht vorhandene kritische Behandlung des Nationalsozialismus im Rahmen der Geschichtsvermittlung, im konkreten Fall in der universitären Lehre und Hochschulbildung. Als besonders prägnanter Ausdruck dafür steht die Formulierung „Wo bleibt der demokratische Geschichtsunterricht?“³ von einem Plakat eines Demonstranten aus dem Anti-Borodajkewycz-Lager.

Ausgehend von dieser Parole geht die vorliegende Arbeit der Frage nach, wie sich der Umgang mit der NS-Vergangenheit in der Geschichtsvermittlung in der Nachkriegsgesellschaft der Zweiten Republik gestaltete. Wie wurde Zeitgeschichte als jüngere Vergangenheit thematisiert und in institutionalisierter Form vermittelt? Wie lässt sich der Prozess der Loslösung von autoritären Strukturen und NS-freundlichen Gesinnungen

2 Andrea Höft, Nationalsozialismus im Schulunterricht, in: Torben Fischer/Matthias Lorenz (Hrsg.), Lexikon der „Vergangenheitsbewältigung“ in Deutschland. Debatten- und Diskursgeschichte des Nationalsozialismus nach 1945, Berlin 2015, S. 182–186, hier S. 184.

3 Johannes Lau, Langsame Abkehr von der Opferthese, in: *Der Standard*, 3.10.2018, S. 28; vgl. auch 19650330_PD0002 (RM), 30.03.1965. APA Picturedesk [https://www.picturedesk.com/bild-disp/search/search.action?ts=1-555661039786&data=eyJicil6WylwOjlxOmJvcn9kYWprZXd5Y3oiXSwhcnMiOjEslN0ljoIUUVFUllFU1R5SU5HliwiaXNwljpmYWxzZSwiaXNzljpmYWxzZSwic29ydCl6MCwibnJwljo1MCMwlcG4iOjF9&searchID=20d2da56-eb13-4579-8a9b-78290ce13bd8], eingesehen 19.04.2019.

hin zu einer Demokratisierung der Gesellschaft im Sinne eines „demokratischen Geschichtsunterrichts“ verstehen? Zur Behandlung dieser Fragen stehen zwei Fallbeispiele im Mittelpunkt: zum einen die bereits skizzierte Affäre Borodajkewycz und zum anderen die Folge „Geschichtsunterricht“ der ORF-Sendung „Ohne Maulkorb“ aus dem Jahr 1983. Neben der fehlenden Behandlung der Zeitgeschichte spricht darin ein Schüler einen Vorfall von eines Geschichtelehrers an einer Wiener Schule an. Dieser habe seiner Klasse nahegelegt, sich an Hans-Ulrich Rudel (1916–1982), einem Schlachtfieger der Wehrmacht, NS-Fluchthelfer und später noch aktiven Nationalsozialisten, ein Beispiel zu nehmen und ihn als Helden zu betrachten. Die beiden Fälle dienen als Beispiele dafür, wie der Diskurs über den Nationalsozialismus in der schulischen und universitären Lehre in Österreich bis weit in die Zweite Republik (zumindest) in Teilen geführt wurde. Dabei wird von der These ausgegangen, dass diese öffentlichen Infragestellungen von Praktiken der Geschichtsvermittlung in einem längeren Prozess einer Entnazifizierung von unten und gleichzeitig einer Demokratisierung von unten entsprachen. Im Gegensatz zu politisch „von oben herab“ (*top-down*) verordneten gesetzlichen Maßnahmen meint die Bezeichnung „von unten“ (*bottom-up*) eine im Wesentlichen aus der Gesellschaft kommende außerparlamentarische Entwicklung. Wenngleich es sich bei den zentralen Akteur*innen um Angehörige einer Bildungselite handelte, steht der Diskurs im Kontrast zur politischen Handlungsebene im engeren Sinne (Gesetze, Verordnungen, parlamentarische Mittel etc.). Eine Entnazifizierung bzw. Demokratisierung von unten betont demnach anstelle von hohen politischen Entscheidungsträger*innen die Rolle der Bevölkerung, der Zivilgesellschaft oder einzelner Individuen sowie vor allem jüngerer Generationen.

Die Entnazifizierung in Österreich wird zwar meist als gescheitert betrachtet,⁴ in den ausgewählten Beispielen ist jedoch zu erkennen, dass vor allem jüngere Generationen immer wieder für eine solche Entnazifizierung eintraten und eine Demokratisierung der politisch-sozialen Umstände anregten. In diesem Sinne ist die Auseinandersetzung um Borodajkewycz im Jahr 1965 als Bruch zu sehen. Auch wenn diese nur vereinzelt in bildungsbürgerlichen Sphären in Wien ausgetragen wurde, löste sie eine öffentliche Diskussion über einen „demokratischen Geschichtsunterricht“ aus. Als Fortsetzung dessen lässt sich die kritische mediale Reflexion der institutionalisierten Geschichtsvermittlung aus der „Ohne Maulkorb“-Folge aus dem Jahr 1983 begreifen.

Die Analyse beginnt mit der Berücksichtigung der Bedeutung eines „demokratischen Geschichtsunterrichts“ und verknüpft diese mit der von den Alliierten in der unmittelbaren Nachkriegszeit betriebenen Entnazifizierung und Re-Education. Im Anschluss daran werden die beiden ausgewählten Fälle als Beispiele für umstrittene Formen der Geschichtsvermittlung und als Ausdruck der Demokratisierung thematisiert. Schließlich sei an dieser Stelle noch darauf hingewiesen, dass keine allgemeinen Urteile über die Art der Vermittlung des Nationalsozialismus im Geschichtsunterricht getroffen wer-

4 Willi Weinert, Die Entnazifizierung an den österreichischen Hochschulen, in: Sebastian Meissl/Klaus-Dieter Mulley/Oliver Rathkolb (Hrsg.), Verdrängte Schuld, Verfehlt Sühne. Entnazifizierung in Österreich 1945–1955. Symposium des Instituts für Wissenschaft und Kunst Wien, März 1985, Bad Vöslau 1986, S. 254–269, hier S. 268.

den können, da es den Geschichtsunterricht oder die Geschichtsvorlesung nicht gab und die inhaltliche Ausrichtung fundamental von der jeweiligen Lehrperson abhing. Nichtsdestotrotz geben die beiden Fallbeispiele Aufschluss über die Formen des Diskurses und dienen damit als Ausgangspunkt für eine aussagekräftige Bestandsaufnahme zum Umgang mit der NS-Vergangenheit.

2. Umstrittene Lehre. Auf der Suche nach einem „demokratischen Geschichtsunterricht“

2.1 *Entnazifizierung und das demokratische Prinzip*

In der Frage nach der Bedeutung eines „demokratischen Geschichtsunterrichts“, wie er in der Demonstration gegen Borodajkewycz am 30. März 1965 gefordert wurde, ist es notwendig, die unmittelbare Nachkriegszeit zu berücksichtigen. In dieser wurde nicht nur die Grundlage für den politischen Neuaufbau des Staates, sondern auch für die Entwicklung eines österreichischen Nationsbewusstseins und einer Identität in Abgrenzung zum völkischen Deutschnationalismus und Nationalsozialismus gelegt. Dafür war es essentiell, die allgemeine, in der Gesellschaft vorherrschende Mentalität und Gesinnung zu verändern. Nach Peter Dinzelbacher ist unter historischer Mentalität „das Ensemble der Weisen und Inhalte des Denkens und Empfindens [zu verstehen], das für ein bestimmtes Kollektiv in einer bestimmten Zeit prägend ist“. Die historische Mentalität manifestiere sich in konkreten Handlungen.⁵

Nach der Niederlage im Zweiten Weltkrieg galt es für die Alliierten, die Mentalität als „Inhalte des Denkens und Empfindens“ der Österreicher*innen neu zu gestalten, was sie mit den Konzepten der Entnazifizierung und der Re-Education versuchten. Der Begriff „Entnazifizierung“ wurde 1945 von den Alliierten eingeführt und bezeichnet sämtliche Bestrebungen, gegen ehemalige Nationalsozialist*innen vorzugehen und sie aus dem öffentlichen Leben zu verdrängen.⁶ Am Beispiel der „Vergangenheitsbewältigung“ in der Bundesrepublik Deutschland schildert Dennis Meyer, dass die Entnazifizierung im Sinne einer Demokratisierung der deutschen Bevölkerung betrieben worden sei. Insgesamt gelte sie jedoch als „gescheiterter Versuch einer politischen Massensäuberung“. Nichtsdestotrotz sei sie bedeutend für die Verankerung einer Demokratie gewesen.⁷ In Österreich sei die Entnazifizierung laut Dieter Stiefel in den unmittelbaren Nachkriegsjahren ein sehr dominantes und weit verbreitetes Thema gewesen. Fast nichts sei von ihr unberührt geblieben.⁸ Im Gegensatz dazu resümiert Willi Weinert in seiner Analyse der Entnazifizierung an den österreichischen Hochschulen, dass sie in ihrer Fokussierung auf die NSDAP und ihre Organisationen die „geistigen Mittäter“ vernachlässigt habe und grundsätzlich als gescheitert betrachtet werden

5 Peter Dinzelbacher, Zur Theorie und Praxis der Mentalitätsgeschichte, in: Peter Dinzelbacher (Hrsg.), Europäische Mentalitätsgeschichte, Stuttgart 1993, S. 15–37, hier S. 21.

6 Thorsten Eitz/Georg Stötzel, Wörterbuch der „Vergangenheitsbewältigung“. Die NS-Vergangenheit im öffentlichen Sprachgebrauch, Hildesheim-Zürich-New York 2007, S. 197.

7 Dennis Meyer, Entnazifizierung, in: Fischer/Lorenz (Hrsg.), Lexikon der „Vergangenheitsbewältigung“, S. 20.

8 Dieter Stiefel, Entnazifizierung in Österreich, Wien-München-Zürich 1981, S. 11.

könne.⁹ Trotzdem sei die Entnazifizierung nicht als vorübergehende Bestrebung, sondern als längerfristiger Prozess anzusehen.¹⁰ Dies habe vor allem mit den Nachkriegsgenerationen zu tun, was Stiefel in seinem Beitrag aus dem Jahr 1981 folgendermaßen beschreibt: „[...] aber es sind die Nachgeborenen in dem Sinn, daß sie die politischen und sozialen Umwälzungen selbst nicht mehr miterlebt haben, Spuren davon aber immer noch in ihrer eigenen Gesellschaft finden. [...] In diesem Sinn geht die Entnazifizierung bis heute weiter.“¹¹ Insofern können öffentliche Infragestellungen von Praktiken der Geschichtsvermittlung als Konfrontationen mit solchen „Spuren“ angesehen werden. Die jüngeren Generationen nehmen dabei jeweils eine zentrale Rolle ein.

Das Konzept der Re-Education ergänzte die Entnazifizierung. Es betonte im Kontext der Nachkriegszeit per definitionem die „politische Umerziehung nach demokratischen Prinzipien“. Die Re-Education umfasste Bestrebungen der Besatzungsmächte mit dem Ziel der „Beseitigung des Faschismus aus dem politischen, kulturellen und ökonomischen Leben und Bewusstsein“ der Bevölkerung.¹² Auf kultureller Ebene ist zum Beispiel die Konfrontation mit den Menschheitsverbrechen in den Konzentrationslagern mittels Dokumentarfilmen in Kinos zu nennen.¹³ Hervorzuheben ist, dass die Umerziehung zwar nicht nur, aber primär von den Alliierten ausging¹⁴ und deshalb als von oben auferlegte Maßnahme betrachtet werden kann. Des Weiteren gelten sie weitgehend als gescheitert, wobei vor allem die „geistigen Mittäter“ vernachlässigt worden seien.¹⁵ Gleichzeitig ist die Entnazifizierung auch als längerer Prozess anzusehen, der sich über die unmittelbaren Nachkriegsjahre hinaus erstreckt.

Schließlich sind die Entnazifizierung und Re-Education eng mit einem Prozess der Demokratisierung der Gesellschaft verbunden. Dieser Zusammenhang ist für die Frage nach dem „demokratischen Geschichtsunterricht“, wie er im Jahr 1965 gefordert wurde, essentiell. Im Sinne einer historischen Mentalität manifestiert sich nämlich der Grad der Entnazifizierung in der sozialen Handlung des Geschichtsunterrichts, und zwar in der Art und Weise, wie die Vergangenheit vermittelt wird. Damit macht der Geschichtsunterricht als soziale Interaktion die Ausprägung der Entnazifizierung erkennbar. So dient die institutionalisierte Form des Lernens und Lehrens von Geschichte als Indikator für die Demokratisierung einer Gesellschaft.

Allgemein kann als Annäherung an die Bedeutung eines „demokratischen Geschichtsunterrichts“ ein weites Demokratieverständnis herangezogen werden. In seiner 1916 erstmals erschienenen Publikation bezeichnete der US-amerikanische Philosoph und Pädagoge John Dewey Demokratie als „mehr als eine Regierungform [sic]; sie ist in erster Linie eine Form des Zusammenlebens, der gemeinsamen und miteinander ge-

9 Weinert, Entnazifizierung, S. 268.

10 Stiefel, Entnazifizierung, S. 325.

11 Ebd., S. 12.

12 Dennis Meyer, Entnazifizierung, in: Fischer/Lorenz (Hrsg.), Lexikon der „Vergangenheitsbewältigung“, S. 21–22.

13 Heiner Roß (Hrsg.), Lernen Sie diskutieren! Re-education durch Film. Strategien der westlichen Alliierten nach 1945, Berlin 2014².

14 Stiefel, Entnazifizierung, S. 332.

15 Weinert, Entnazifizierung, S. 268.

teilten Erfahrung“¹⁶. Diese „miteinander geteilte Erfahrung“ ist gerade für den Umgang mit der (jüngeren) Vergangenheit bedeutsam, da dieser erst ausgehandelt werden muss. In der heute etablierten geschichtsdidaktischen Fachliteratur gibt es ebenfalls Ausführungen zum demokratischen Geschichtsunterricht. Laut Klaus Bergmann handelt es sich dabei um eine Form des Unterrichts, welche an der Herausbildung und Realisierung von demokratischen Grundhaltungen und Abläufen mitwirkt.¹⁷ Als Maßnahme einer Demokratisierung der Gesellschaft offenbart sich damit die Verbindung zur Entnazifizierung und der Re-Education. Konkret zählt Bergmann unter anderem eine Alltags- und Sozialgeschichte sowie eine Inklusion ausgeschlossener sozialer Gruppen im Sinne einer „Geschichte von unten“ zu seinen Merkmalen. In der Theorie sei demokratischer Geschichtsunterricht als „kommunikative Veranstaltung“ gedacht.¹⁸ Dies bedeute, dass sich die Schüler*innen untereinander sowie mit den Lehrpersonen über „Erfahrung und Wertvorstellungen von Menschen in ihrer Zeit auseinandersetzen, streiten oder verständigen können“¹⁹. Besonders bemerkenswert ist dabei, dass der demokratische Geschichtsunterricht per definitionem offen für Streitgespräche, vor allem zwischen Lehrperson und Schüler*innen, angelegt sein sollte. Der Charakter der konfliktreichen Aushandlung eines gemeinsamen Geschichtsverständnisses ist speziell für den Zeitabschnitt der jüngeren Vergangenheit relevant, denn die Epoche bzw. Disziplin der Zeitgeschichte wird bisweilen auch als „Streitgeschichte“ gefasst.²⁰ Das darin angedeutete Kontroversitätsgebot – die Möglichkeit, strittige Themen auch kontrovers zu diskutieren – vom Beutelsbacher Konsens aus dem Jahr 1976 ist daher ein Grundprinzip politischer und demokratischer Bildung.²¹ Damit würde ein demokratischer Geschichtsunterricht im Raum der universitären und schulischen Geschichtsvermittlung ein Ringen um die von Dewey angesprochene „miteinander geteilte Erfahrung“ eröffnen. Kurz gesagt befürwortet das Konzept des demokratischen Geschichtsunterrichts grundsätzlich eine offene Diskussion und Aushandlung von Geschichte sowie ein Infragestellen von Inhalten und Werten der Geschichtsvermittlung. Anhand zweier konkreter Beispiele wird im Folgenden aufgezeigt, wie sich diese Aushandlung vollzog und wie damit eine Entnazifizierung von unten stattfand.

2.2 *Der Fall Borodajkewycz*

Die Affäre um den Hochschulprofessor Taras Borodajkewycz aus dem Jahr 1965 wurde in der österreichischen Geschichtsschreibung weitgehend aufgearbeitet. Dadurch konnte ihre Bedeutung für die Entwicklung des Umgangs mit der NS-Vergangenheit

16 John Dewey, *Demokratie und Erziehung. Eine Einleitung in die philosophische Pädagogik*, Weinheim-Basel 2011⁵, S. 121.

17 Klaus Bergmann, *Geschichtsdidaktik. Beiträge zu einer Theorie historischen Lernens*, Schwalbach/Ts. 2000², S. 178.

18 Den kommunikativen Aspekt bei der Etablierung einer demokratischen Filmkultur in Roß, *Lernen Sie diskutieren!*.

19 Bergmann, *Geschichtsdidaktik*, S. 178.

20 Martin Sabrow/Ralph Jessen/Klaus Große Kracht, *Einleitung. Zeitgeschichte als Streitgeschichte*, in: Martin Sabrow/Ralph Jessen/Klaus Große Kracht (Hrsg.), *Zeitgeschichte als Streitgeschichte. Große Kontroversen nach 1945*, München 2003, S. 9–18.

21 Reinhold Gärtner, *Basiswissen Politische Bildung*, Wien 2016, S. 16–17.

als „Meilenstein“²² und „Wendepunkt“ unterstrichen und eine „langsame Abkehr von der Opferthese“²³ konstatiert werden. Während eine detaillierte Diskussion der Affäre den Rahmen der Arbeit sprengen würde, sei an dieser Stelle einerseits auf die umfangreiche Forschungsliteratur, insbesondere auf die 2015 erschienene Monografie Rafael Kropiunigg, verwiesen.²⁴ Andererseits soll eine kurze Skizzierung der zentralen Aspekte den notwendigen Rahmen liefern.

Die Kontroverse um den Wirtschaftsgeschichte-Dozenten an der Hochschule für Welthandel nahm mit einer Vorlesungsreihe zur Zwischenkriegszeit und dem Dritten Reich ihren Anfang. Das Unterrichtsministerium hatte zuvor eine zeitgenössische Geschichtsvermittlung als Freifach verlangt. Aufzeichnungen des Wirtschaftsstudenten Ferdinand Lacina (geb. 1942), dem späteren sozialdemokratischen Finanzminister, im Dezember 1961 wurden zum Ausgangspunkt für die kritische Auseinandersetzung. Lacina notierte während der Vorlesungen die für ihn höchst problematischen, doch im Hörsaal nicht einmal ansatzweise kritisch reflektierten Anmerkungen des Professors. Dabei wurden ein latenter Antisemitismus, ein völkischer Deutschnationalismus sowie eine Verherrlichung Adolf Hitlers offen zur Schau gestellt.²⁵ Als „Mitlebender“ und Zeitzeuge drückte Borodajkewycz sein „spezifisches Betroffensein durch die Geschichte“²⁶ ohne jeden Vorbehalt aus. Exemplarisch können neben latenten antisemitischen Kommentaren über Hans Kelsen, den maßgeblichen Verfasser der österreichischen Bundesverfassung, auch die von NS-Faszination und Verharmlosung geprägte Erzählung über Adolf Hitler genannt werden.²⁷ Durch Lacinas Kontakt zum Juristen und SPÖ-Funktionär Heinz Fischer (geb. 1938), dem späteren Bundespräsidenten, kam es auf der Grundlage der Vorlesungsaufzeichnungen zu publizistischen Anstrengungen. Fischer veröffentlichte Auszüge der Mitschrift in der sozialdemokratischen „Arbeiter-Zeitung“, was ein erster Versuch war, das Thema in die Öffentlichkeit zu bringen. Daraufhin klagte Borodajkewycz jedoch erfolgreich auf Ehrenbeleidigung, sodass Fischer und ein Redakteur zu einer Geldstrafe verurteilt wurden.²⁸

Nachdem die Causa wenige Jahre ruhte, wurde sie am 18. März 1965 erneut aufgegriffen. Dieses Mal war es das relativ junge Medium Fernsehen, das den Ausschlag gab. Die ORF-Satiresendung „Das Zeitventil“ von Gerhard Bronner griff den Inhalt von Lacinas Mitschrift in einem gestellten Interview auf. Ein Schauspieler verkörperte darin den Hochschulprofessor, dessen Originalzitate aus der Vorlesung im Interview verar-

22 Kasemir, Ende, S. 501.

23 Lau, Abkehr, S. 28.

24 U. a. Gerard Kasemir, Spätes Ende für „wissenschaftlich“ vorgetragenen Rassismus. Die Borodajkewycz-Affäre 1965, in: Michael Gehler/Hubert Sickinger (Hrsg.), Politische Affären und Skandale in Österreich. Von Mayerling bis Waldheim, Innsbruck 2007, S. 486–501; Arnd Bauerkämper, Das umstrittene Gedächtnis. Die Erinnerung an Nationalsozialismus, Faschismus und Krieg in Europa seit 1945, München 2012, S. 323–324; Rafael Kropiunigg, Eine österreichische Affäre. Der Fall Borodajkewycz, Wien 2015; Lau, Abkehr, S. 28.

25 Kropiunigg, Affäre, S. 11–24.

26 Hans Rothfels, Zeitgeschichte als Aufgabe, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 1 (1953), Heft 1, S. 1–8, hier S. 2.

27 Kropiunigg, Affäre, S. 11–24; siehe auch die Mitschrift der Vorlesung als Ausstellungsexponat im 2018 eröffneten Haus der Geschichte Österreich in Wien.

28 Kropiunigg, Affäre, S. 38.

beitet und so einem größeren Publikum vermittelt wurden.²⁹ Kurze Zeit später bestätigte und wiederholte Borodajkewycz seine antidemokratischen und NS-freundlichen Äußerungen unter dem Beifall von deutschnational gesinnten Studierenden in einer TV-Pressekonferenz. Zudem bekräftigte er auch die Richtigkeit seiner NSDAP-Mitgliedschaft. Als Resultat dieser Medienereignisse konnte eine breitere Masse zum politischen Protest gegen den Hochschulprofessor mobilisiert werden. Am 31. März 1965 kam es in Demonstrationen zum Aufeinanderprallen des rechten und linken Lagers bzw. der Befürworter*innen Borodajkewycz' und seiner Gegner*innen. Erstere ließen den Professor mit Parolen („Vivat Academia / Vivant Professores“) hochleben, letztere forderten die Bekämpfung des „braunen Gifts“. Zusätzlich fragten sie nach dem in der Einleitung angesprochenen „demokratischen Geschichtsunterricht“.³⁰ Die gewaltsamen Ausschreitungen gipfelten im Tod Ernst Kirchwegers, einem Antifaschisten und ehemaligen Widerstandskämpfer (1898–1965).³¹ Nach diesen Entwicklungen legte Heinz Fischer Berufung gegen das Ehrenbeleidigungsverfahren ein, woraufhin er und der Redakteur freigesprochen wurden. Erst am 14. Mai 1966 bestrafte der Senat der Hochschule für Welthandel Taras Borodajkewycz mit der zwangsweisen Versetzung in den Ruhestand.³²

Die Vorlesungsaufzeichnungen von Lacina besitzen als ursprüngliches Medium der Kritik eine besondere Bedeutung für die Geschichte der Zweiten Republik im Allgemeinen und für die Aufarbeitung der NS-Vergangenheit im Speziellen. Dies unterstreicht nicht zuletzt die Tatsache, dass sie als Objekt im 2018 eröffneten Haus der Geschichte Österreich ausgestellt sind. Im Themenabschnitt „Diktatur, NS-Terror, Erinnerung“ nehmen sie neben dem vergleichsweise monumentalen „Waldheim-Pferd“ von Alfred Hrdlicka einen zentralen Platz im österreichischen Gedächtnis ein. In der historischen Aufarbeitung des Skandals ist jedoch auffällig, dass die Parolen bei den Demonstrationen vom März 1965 als Ausdruck der politischen (Protest-)Kultur weniger im Vordergrund standen. Eine genauere Betrachtung dieser – allen voran der Frage nach einem „demokratischen Geschichtsunterricht“ – macht jedoch einen Prozess der Demokratisierung der Gesellschaft als Forderung von Teilen aus der Gesellschaft erfassbar. Insofern ist der Fall Borodajkewycz als Vorläufer der 68er-Bewegung zu betrachten. Laut Wernecke habe sich in der bundesdeutschen Gesellschaft seit den späten 1950er-Jahren langsam ein Trend zu einer Liberalisierung und Demokratisierung abgezeichnet. Dieser sei auch mit einer Forderung nach Entnazifizierung an den Hochschulen und konkreten Aufforderungen sowie publizistischen Tätigkeiten von Studierenden an mehreren deutschen Universitäten im Studienjahr 1964/1965 verbunden gewesen.³³

29 Ebd., S. 44; siehe dazu das Material in der ORF TVthek: Die Originalsendung aus dem Jahr 1965 wurde nicht archiviert, allerdings erfolgte 1994 eine erneute Nachstellung mit einer Einführung von Gerhard Bronner, siehe: ORF TVthek, Fiktives Interview mit Taras Borodajkewycz, 23.12.1994, [https://tvthek.orf.at/history/Der-Fall-Borodajkewycz/9427047/Fiktives-Interview-mit-Taras-Borodajkewycz/9462767], eingesehen 1.3.2020.

30 ORF TVthek, Demo gegen Taras Borodajkewycz, 31.3.1965, [https://tvthek.orf.at/history/Der-Fall-Borodajkewycz/9427047/Demo-gegen-Taras-Borodajkewycz/9440238], eingesehen 1.3.2020.

31 Bauerkämper, Gedächtnis, S. 323–324; allgemein zum Fall Borodajkewycz: ORF TVthek, Der Fall Borodajkewycz o. D. [https://tvthek.orf.at/history/Der-Fall-Borodajkewycz/9427047], eingesehen 01.03.2020.

32 Kasemir, Spätes Ende, S. 500.

33 Klaus Wernecke, 1968, in: Fischer/Lorenz (Hrsg.), Lexikon der „Vergangenheitsbewältigung“, S. 188–189.

Laut Kropiunigg habe die Affäre in Österreich eine „versäumte Entnazifizierung“³⁴ offenbart, wobei die Entnazifizierung hier als der Prozess von oben verstanden werden muss. Zu den wesentlichen Schauplätzen in der Causa gehörten die Vorlesung bzw. die Hochschule, die Medien und die Straße als politisches Konfliktfeld,³⁵ aber nicht primär die Politik. Ursprünglich initiiert von Studierenden und Akteur*innen der jüngeren Generation wie Lacina oder dem Juristen und SPÖ-Funktionär Fischer, kann sie damit als eine Bewegung von unten angesehen werden. Im Kern richtete sie sich gegen ein nationalsozialistisches, antisemitisches und völkisch deutschnationales Geschichtsbild im Rahmen der zeithistorischen Vermittlung an der Hochschule für Welthandel. Es sei dabei für Lehrende möglich gewesen, den Studierenden und damit der Bildungselite weitgehend ungehindert und unhinterfragt antidemokratische und deutschnationale Anschauungen zu vermitteln.³⁶ In Anlehnung an Stiefels Wortlaut fanden einzelne Akteur*innen somit „Spuren“³⁷ der nationalsozialistischen Vergangenheit in ihrer Lebenswelt wieder, äußerten ihre Kritik an der antidemokratischen Einstellung und gingen mit demokratischen Mitteln dagegen vor. Diese beinhalteten die friedlichen Mittel der Erzeugung von öffentlichem, außerparlamentarischem Diskurs und Protesten. Insofern war eine kritisch eingestellte Minderheit um eine Konfrontation mit Relikten nationalsozialistischer Anschauungen bemüht. Dies kommt einer Entnazifizierung von unten sowie einer Demokratisierung von unten gleich. So war dies gleichzeitig ein Versuch der Umsetzung eines demokratischen Geschichtsunterrichts, der mit der Forderung desselben einherging. Im offenen Streit zwischen Lehrenden (Borodajkewycz) und Studierenden (Lacina u. a.) bzw. einer kritischen Öffentlichkeit fand eine Auseinandersetzung gemäß der Definition Bergmanns statt: ein kontroverser Umgang mit „Erfahrung und Wertvorstellungen von Menschen in ihrer Zeit“³⁸.

Wenngleich das Ergebnis der Affäre keinen radikalen Wandel bewirkte,³⁹ so war es dennoch ein folgenreicher Bruch in der österreichischen Nachkriegsgesellschaft. Dieser zeigte auf, dass die öffentliche Infragestellung von Lehrpraktiken und -inhalten in einer Demokratie möglich sein musste. Die Vermittlung der NS-Vergangenheit im Rahmen der Zeitgeschichte als „Epoche der Mitlebenden“⁴⁰ und der damit einhergehenden Herausforderungen für die Rolle der Vermittlungsperson blieben nicht mehr länger unhinterfragt. Deshalb kann der Fall Borodajkewycz mit der Forderung eines „demokratischen Geschichtsunterrichts“ als ein Akt studentischen bzw. zivilgesellschaftlichen Ungehorsams angesehen werden.

2.3 Hans-Ulrich Rudel als „Vorbild“ und „Held“

Als Heinz Fischer im Jahr 1985 – nun in seiner Funktion als SPÖ-Wissenschaftsminister in der Regierung Sinowatz – ein Symposium über die Entnazifizierung in Österreich eröff-

34 Kropiunigg, Affäre, S. 10.

35 Ebd., S. 89.

36 Ebd., S. 11.

37 Stiefel, Entnazifizierung, S. 12.

38 Bergmann, Geschichtsdidaktik, S. 178.

39 Kropiunigg, Affäre, S. 84.

40 Rothfels, Zeitgeschichte als Aufgabe, S. 2.

nete, machte er folgende Feststellung: „Ich bin fest überzeugt, daß die Relikte des Verständnisses für nationalsozialistische Gesinnung oder auch nur einzelne Elemente derselben in den letzten 20 Jahren wesentlich geringer geworden sind.“⁴¹ Die Tagung über die Entnazifizierung in Österreich im März 1985 kam zu einem besonderen Zeitpunkt: einerseits ein Jahr vor der Waldheim-Affäre, die zweifelsfrei den markantesten Wendepunkt im Umgang Österreichs mit der NS-Vergangenheit darstellte, und andererseits zwanzig Jahre nach dem Fall Borodajkewycz. So liefert die Einschätzung Fischers über den Rückgang von Tendenzen der NS-Ideologie eine interessante Zwischenbilanz. Bei der Untersuchung der institutionalisierten Vermittlung von Zeitgeschichte in Gesellschaft, (Hoch-)Schule und Unterricht bietet sich mit der Folge „Geschichtsunterricht“ der ORF-Fernsehsendung „Ohne Maulkorb“ aus dem Jahr 1983 eine aufschlussreiche Quelle für diese Zeit an.

Die Folge verdeutlicht eine Fortsetzung des Diskurses und der Aushandlung von Geschichte als Entnazifizierung von unten sowie einem „demokratischen Geschichtsunterricht“. Mit der Zäsur bei Borodajkewycz wurde gezeigt, dass Lehrende in ihren Machtpositionen unter Berufung auf demokratische Prinzipien öffentlich hinterfragt werden können. Was im Jahr 1965 noch aufgrund der Unantastbarkeit von Lehrenden eine umfassende gesellschaftliche Bewegung benötigte und gewaltsame Reaktionen auslöste, konnte im Jahr 1983 ohne großen Widerstand der Gegenseite auch im kleineren Rahmen artikuliert werden. Dies kommt durch eine genauere Analyse der Sendung zum Vorschein.

Die Folge des Jugendmagazinformates „Ohne Maulkorb“ wurde am 18. Februar 1983 ausgestrahlt und war eine Bestandsaufnahme des Geschichtsunterrichts in einer Wiener Schule. Der Beitrag dauert ca. 24 Minuten, lässt Jugendliche in ihrer Lebenswelt Schule sowie auch Expert*innen aus Wissenschaft und Politik zu Wort kommen. In seiner Anmoderation nennt Peter Resetarits (geb. 1960) 50-jährige Jubiläen und bedeutende Jahrestage für die österreichische Geschichte, so etwa die Ausschaltung des Parlaments am 4. März 1933, als Anlass für die Sendung.⁴² Der mittlerweile langjährige ORF-Journalist spricht dabei bereits eine Vernachlässigung zeithistorischer Themen im Unterricht an. Zudem ist Peter Resetarits neben dem Aspekt des erinnerungskulturellen Agenda-Settings des Jubiläums hier nennenswert, weil er eine Verknüpfung zur formalen Ebene ermöglicht. Sein Bruder, Willi Resetarits (geb. 1948), untermalt mit der Musik seiner Band Schmetterlinge („Faschismuslied des Geschichtslehrers“) die inhaltliche Ebene. Die mediale Inszenierung lässt daher gemäß der jugendlichen Zielgruppe eine Ausrichtung an einer kritischen und alternativen Subkultur erkennen.

Im Laufe der Sendung erzählen Schüler*innen davon, was sie im Fach Geschichte lernen und wie sie persönlich dazu stehen. Zum Beispiel sagt eine Jugendliche: „In den Geschichtsbüchern steht wie es war, das sind Tatsachen, die muss der Schüler akzeptieren. Und die eigene Meinung, die wird eigentlich unterdrückt, weil man ja gleich

41 Heinz Fischer, Eröffnung des Symposions Entnazifizierung in Österreich, in: Meissl/Mulley/Rathkolb (Hrsg.), *Verdrängte Schuld, Verfehlte Sühne*, S. 13.

42 Michael Kreissl, „Geschichtsunterricht“, in: *Ohne Maulkorb*, Österreichischer Rundfunk, 18.2.1983, 00:00–01:00 min.

zum nächsten Stoff übergehen muss.“⁴³ Neben der Behandlung von Kriegen, Schlachten und Königen würde es im Geschichtsunterricht hauptsächlich um das Auswendiglernen von Jahreszahlen gehen. Des Weiteren kommt die fehlende Berücksichtigung der jüngeren Vergangenheit, beispielsweise der Jahre 1933/34, der Verbrechen des Faschismus oder des Widerstandes dagegen, zur Sprache. Dabei wird die Rolle der Lehrperson adressiert. Konkret stellt ein Redakteur die Frage, ob es „auch besonders extreme Beispiele von Lehrern, deren Einstellung vielleicht dann hin und wieder an der Grenze der Demokratie zu sein scheint“, gebe. Daraufhin antwortet ein Vertreter der „Schülerzeitungsgewerkschaft“: „Nein, nicht nur an der Grenze, sondern auch darüber hinaus.“ Als Beispiel dafür nennt er einen Professor aus einem Bundesgymnasium, der seiner Klasse nahegelegt habe, sie sollten sich an „Oberst Rudel ein Beispiel nehmen“ und diesen als „Vorbild“ betrachten. Dies habe sich so zugetragen, dass der Lehrer in einer Diskussion Hans-Ulrich Rudel als „Helden“ bezeichnet habe, der „hinter den feindlichen Linien gelandet ist, um seine Kameraden zu retten und mit Schulterschuss durch die eiskalte Wolga geschwommen ist. Kein Wort davon, dass das eine der schillerndsten Figuren der neofaschistischen Szene in Deutschland ist.“⁴⁴

Zur besseren Einordnung dieser Aussagen des Schülers sowie der Lehrperson ist der AHS-Oberstufenlehrplan dieser Zeit heranzuziehen. Laut dem Historiker Heinz P. Wassermann reichte die damals letzte größere Reform in das Jahr 1970 zurück. Speziell für die didaktischen Grundsätze hebt Wassermann die neue Aufforderung aus dem Lehrplan hervor, dass in „allen Klassen [...] bei sich bietendem Anlass Probleme des Zeitgeschehens in objektiver Weise“ zu behandeln seien.⁴⁵ In dieser Reform hätten sich die zeitlichen Grenzen für die thematische Abhandlung in den einzelnen Jahrgängen ebenfalls geändert. So sei in der achten Klasse der Zeitraum vom Beginn des Ersten Weltkrieges bis zur Gegenwart vorgesehen. Zumindest in der Theorie bedeutete dies eine stärkere Beachtung der jüngeren Vergangenheit. Darüber hinaus belegt der Lehrplan die weitgehende Ausklammerung des Holocaust.⁴⁶ Einen ähnlichen Befund liefern Schulbuchanalysen von österreichischen Lehrwerken. Demnach habe es bis in die 1980er-Jahre wenig oder gar keine Berücksichtigung des Themas der (österreichischen) NS-Täterschaft gegeben. Die Darstellung der Zeit des Zweiten Weltkrieges sei bis auf wenige Ausnahmen vom Opfermythos gekennzeichnet gewesen. Österreichische Soldaten der deutschen Wehrmacht seien auch nicht in Bezug auf Kriegsverbrechen behandelt worden.⁴⁷ Wenngleich der Lehrplan als normative Grundlage mit der Aufforderung zur Objektivität oder der Hinwendung zur Zeitgeschichte in der achten Klasse als progressiv erscheint, offenbart die Schulbuchanalyse zentrale Leerstellen.

43 Kreissl, „Geschichtsunterricht“, 03:38–03:48 min.

44 Ebd., 15:48–16:42 min.

45 Heinz P. Wassermann, *Verfälschte Geschichte im Unterricht. Nationalsozialismus und Österreich nach 1945*, Innsbruck-Wien 2004, S. 46.

46 Wassermann, *Verfälschte Geschichte*, S. 47.

47 David Hasenauer, *„Vergangenheitsbewältigung“ in österreichischen Schulbüchern seit 1955. Die Darstellung von „Anschluss“, NS-Verbrechen, österreichischem Widerstand und (Nach-)Kriegserinnerungen bis heute*, Dipl. Innsbruck 2015, S. 185.

Von einer Objektivität, geschweige denn einer Anerkennung der Kontroversität der Themen, ist beim geschilderten Vorfall der Sendung „Ohne Maulkorb“ keinesfalls zu sprechen. Der Beutelsbacher Konsens aus dem Jahr 1976, der neben dem Kontroversitätsgebot das fundamentale Indoktrinationsverbot enthält,⁴⁸ ist bei der Lehrperson im Jahr 1983 nicht ansatzweise zu erkennen. Vielmehr kommt die Verehrung und die Bewunderung eines von der NS-Propaganda zur Legende hochstilisierten Wehrmachts-Kampffliegers, eines späteren NS-Fluchthelfers und weiterhin aktiven Nationalsozialisten⁴⁹ zum Ausdruck. Diese lehnt sich dabei in ihren Grundzügen an den kontroversiellen Diskurs der (Neu-)Bewertung der Wehrmacht ab den 1990er-Jahren an.⁵⁰ Sie geht aber auch darüber hinaus, da der Lehrer – wie der Schüler andeutet – keine kritische Reflexion des in neonazistischen Organisationen tätigen Mannes vornimmt. In der Einschätzung des Schülers, dass sich der Lehrer „an der Grenze der Demokratie“ bzw. „darüber hinaus“ bewege, kommen die öffentliche Infragestellung der Geschichtsinterpretation und damit auch der Ansatz eines demokratischen Geschichtsunterrichts zum Ausdruck.

Gleichermaßen steht dieses Hinterfragen der Gesinnung des Lehrers für eine Fortführung der Entnazifizierung von unten, wie sie bereits mit der Kritik an Taras Borodajkewycz im Jahr 1965 zum Vorschein kam. Da der Lehrer von der Redaktion mit der Bitte um eine Stellungnahme ohne Erfolg kontaktiert worden sei, konnte im Falle des Jahres 1983 kein Gespräch mit dem Lehrer stattfinden.⁵¹ Nichtsdestotrotz macht der Vorfall auch den Prozess einer Demokratisierung sichtbar: Die Schüler*innen bekamen im Format des Fernseh-Jugendmagazins eine mediale Bühne, die ihre Stimme aufzeigte, andere Geschichtslehrer*innen sowie Expert*innen aus der Geschichtswissenschaft einbezog und den Diskurs mit politischen Verantwortlichen aus dem Unterrichtsministerium ermöglichte. Damit konnte letztlich eine Multiperspektivität im gesellschaftlichen Dialog hergestellt und eine eminent demokratische, das heißt eine offene, sachliche, kritische und vor allem gewaltfreie Auseinandersetzung gewährleistet werden. Somit veranschaulicht die „Ohne Maulkorb“-Folge eine Fortführung der Entnazifizierung und Demokratisierung von unten und steht als mediale Repräsentation selbst für eine „kommunikative Veranstaltung“⁵² im Sinne eines demokratischen Geschichtsunterrichts.

3. Schluss und Ausblick

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass die beiden Fallbeispiele Aufschluss über die Diskurse des Umgangs mit der NS-Vergangenheit in Bildung, (Hoch-)Schule und Gesellschaft geben. Der Umgang mit dem Nationalsozialismus darin gestaltete

48 Gärtner, Basiswissen, S. 16–17.

49 Sönke Neitzel, Rudel, Hans-Ulrich, in: Deutsche Biographie, o. D., [<https://www.deutsche-biographie.de/gnd118603655.html#ndbcontent>], eingesehen 20.04.2019; *Der Spiegel*, 03.01.1983, S. 65–66.

50 Lena Knäpple, Wehrmachtsausstellung, in: Fischer/Lorenz (Hrsg.), *Lexikon der „Vergangenheitsbewältigung“*, S. 312–314.

51 Kreissl, „Geschichtsunterricht“, 16:42–16:53 min.

52 Bergmann, *Geschichtsdidaktik*, S. 178.

sich ähnlich problematisch und herausfordernd wie in anderen politischen, kulturellen und sozialen Bereichen und musste erst in demokratischen Prozessen ausgehandelt werden. Die Zeitgeschichte als jüngere Vergangenheit wurde im Rahmen der universitären Lehre und des schulischen Geschichtsunterrichts auf unterschiedliche, teils besonders kontroverse Art und Weise vermittelt. Wie die analysierten Beispiele zeigen, entsprechen die Kritik und die öffentliche Infragestellung von als undemokratisch empfundenen Praktiken den gesellschaftlichen Prozessen einer Entnazifizierung und Demokratisierung von unten. Im Verständnis von John Dewey ist Demokratie dabei eine Art der Koexistenz und der kollektiven Erfahrung, die es in der Gesellschaft auszuhandeln gilt.

Unter dem Eindruck aktueller Ereignisse und Debatten ist zu konstatieren, dass dieser Prozess der Aushandlung auch im Jahr 2020 andauert. So steht die Causa um den FPÖ-nahen Professor Lothar Höbelt vom Institut für Geschichte der Universität Wien⁵³ in einer Tradition mit den beschriebenen Fallbeispielen. Die Nähe eines Dozenten zum Rechtsextremismus, Deutschnationalismus sowie Geschichtsrevisionismus erinnert einmal mehr an die Ereignisse, die Kritik und die Proteste aus dem Jahr 1965 sowie an die Frage aus dem Anti-Borodajkewycz-Lager: „Wo bleibt der demokratische Geschichtsunterricht?“ In der Begegnung damit sind demokratische Mittel wie „die Kraft zur Reflexion, zur Selbstbestimmung, zum Nicht-Mitmachen“⁵⁴ von essentieller Bedeutung. Nicht zuletzt besteht genau darin der Kern einer demokratischen Auseinandersetzung über die Gestaltung einer Erziehung nach Auschwitz.

4. Literatur und Quellen

APA Picturedesk, 19650330_PD0002 (RM), 30.03.1965, [<https://www.picturedesk.com/bild-disp/search/search.action?ts=1555661039786&data=eyJicil6WylwOjlxOmJvc-m9kYWprZXd5Y3oiXSwicnMiOjEsInN0ljojUUVFUllfU1RSSU5HIiwiaXNwIjpmYWxzZSwiaXNzIjpmYWxzZSwic29ydCI6MwibnJwIjo1MwIwG4iOjF9&searchID=20d2da56-eb13-4579-8a9b-78290ce13bd8>], eingesehen 19.04.2019.

Adorno, Theodor W., *Erziehung nach Auschwitz*, in: Gerd Kadelbach (Hrsg.), Theodor W. Adorno. *Erziehung zur Mündigkeit. Vorträge und Gespräche mit Hellmut Becker 1959–1969*, Frankfurt a. M. 2008, S. 88–104.

Bauerkämper, Arnd, *Das umstrittene Gedächtnis. Die Erinnerung an Nationalsozialismus, Faschismus und Krieg in Europa seit 1945*, München 2012.

Bergmann, Klaus, *Geschichtsdidaktik. Beiträge zu einer Theorie historischen Lernens*, Schwalbach/Ts. 2000².

Der Spiegel, 03.01.1983, S. 65–66.

53 o. A., Lothar Höbelt, Professor Einzelfall, in: *der Standard.at*, 22.1.2020, [<https://www.derstandard.at/story/2000113531274/lothar-hoebelt-professor-einzelfall>], eingesehen 1.3.2020.

54 Adorno, *Erziehung*, S. 93.

Dewey, John, *Demokratie und Erziehung. Eine Einleitung in die philosophische Pädagogik*, Weinheim-Basel 2011⁵.

Dinzelbacher, Peter, *Zur Theorie und Praxis der Mentalitätsgeschichte*, in: Peter Dinzelbacher (Hrsg.), *Europäische Mentalitätsgeschichte*, Stuttgart 1993, S. 15–37.

Eitz, Thorsten/Stötzel, Georg, *Wörterbuch der „Vergangenheitsbewältigung“*. Die NS-Vergangenheit im öffentlichen Sprachgebrauch, Hildesheim-Zürich-New York 2007.

Fischer, Heinz, *Eröffnung des Symposions Entnazifizierung in Österreich*, in: Sebastian Meissl/Klaus-Dieter Mulley/Oliver Rathkolb (Hrsg.), *Verdrängte Schuld, Verfehlte Sühne. Entnazifizierung in Österreich 1945–1955*. Symposium des Instituts für Wissenschaft und Kunst Wien, März 1985, Bad Vöslau 1986, S. 9–13.

Gärtner, Reinhold, *Basiswissen Politische Bildung*, Wien 2016.

Hasenauer, David, *„Vergangenheitsbewältigung“ in österreichischen Schulbüchern seit 1955. Die Darstellung von „Anschluss“, NS-Verbrechen, österreichischem Widerstand und (Nach)Kriegserinnerungen bis heute*, Dipl. Innsbruck 2015.

Höft, Andrea, *Nationalsozialismus im Schulunterricht*, in: Torben Fischer/Matthias Lorenz (Hrsg.), *Lexikon der „Vergangenheitsbewältigung“ in Deutschland. Debatten- und Diskursgeschichte des Nationalsozialismus nach 1945*, Berlin 2015, S. 182–186.

Kasemir, Gerard, *Spätes Ende für „wissenschaftlich“ vorgetragene Rassismus. Die Borodajkewycz-Affäre 1965*, in: Michael Gehler/Hubert Sickinger (Hrsg.), *Politische Affären und Skandale in Österreich. Von Mayerling bis Waldheim*, Innsbruck 2007, S. 486–501.

Knäpple, Lena, *Wehrmachtsausstellung*, in: Fischer/Lorenz (Hrsg.), *Lexikon der „Vergangenheitsbewältigung“*, S. 312–314.

Kreissl, Michael, *„Geschichtsunterricht“*, in: *Ohne Maulkorb*, Österreichischer Rundfunk, 18.02.1983.

Kropiunigg, Rafael, *Eine österreichische Affäre. Der Fall Borodajkewycz*, Wien 2015.

Lau, Johannes, *Langsame Abkehr von der Opferthese*, in: *Der Standard*, 03.10.2018.

Meyer, Dennis, *Entnazifizierung*, in: Fischer/Lorenz (Hrsg.), *Lexikon der „Vergangenheitsbewältigung“*, S. 20–21.

Ders., *Reeducation*, in: Fischer/Lorenz (Hrsg.), *Lexikon der „Vergangenheitsbewältigung“*, S. 21–23.

Neitzel, Sönke, Rudel, Hans-Ulrich, in: *Deutsche Biographie*, o.D., [<https://www.deutsche-biographie.de/gnd118603655.html#ndbcontent>], eingesehen 20.04.2019.

o. A., *Lothar Höbelt, Professor Einzelfall*, in: *der Standard.at*, 22.01.2020, [<https://www.derstandard.at/story/2000113531274/lothar-hoebelt-professor-einzelfall>], eingesehen 01.03.2020.

ORF TVthek, Demo gegen Taras Borodajkewycz, 31.03.1965, [<https://tvthek.orf.at/history/Der-Fall-Borodajkewycz/9427047/Demo-gegen-Taras-Borodajkewycz/9440238>], eingesehen 01.03.2020.

ORF-TVthek, Fiktives Interview mit Taras Borodajkewycz, 23.12.1994, [<https://tvthek.orf.at/history/Der-Fall-Borodajkewycz/9427047/Fiktives-Interview-mit-Taras-Borodajkewycz/9462767>], eingesehen 01.03.2020.

ORF TVthek, Der Fall Borodajkewycz, o. D. [<https://tvthek.orf.at/history/Der-Fall-Borodajkewycz/9427047>], eingesehen 01.03.2020.

Roß, Heiner (Hrsg.), Lernen Sie diskutieren! Re-education durch Film. Strategien der westlichen Alliierten nach 1945, Berlin 2014².

Rothfels, Hans, Zeitgeschichte als Aufgabe, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 1 (1953), Heft 1, S. 1–8.

Sabrow, Martin/Jessen, Ralph/Große Kracht, Klaus, Einleitung. Zeitgeschichte als Streitgeschichte, in: Martin Sabrow/Ralph Jessen/Klaus Große Kracht (Hrsg.), *Zeitgeschichte als Streitgeschichte. Große Kontroversen nach 1945*, München 2003, S. 9–18.

Stiefel, Dieter, *Entnazifizierung in Österreich*, Wien-München-Zürich 1981.

Wassermann, Heinz P., *Verfälschte Geschichte im Unterricht. Nationalsozialismus und Österreich nach 1945*, Innsbruck-Wien 2004.

Weinert, Willi, Die Entnazifizierung an den österreichischen Hochschulen, in: Meissl/Mulley/Rathkolb (Hrsg.), *Verdrängte Schuld, Verfehlte Sühne*, S. 254–269.

Wernecke, Klaus, 1968, in: Fischer/Lorenz (Hrsg.), *Lexikon der „Vergangenheitsbewältigung“*, S. 188–193.

Benedikt Kapferer ist Mitarbeiter am Institut für Zeitgeschichte der Universität Innsbruck. Im Dezember 2019 schloss er sein Lehramtsstudium der Fächer Geschichte, Sozialkunde und Politische Bildung und Englisch an der Universität Innsbruck ab. benedikt.kapferer@uibk.ac.at

Zitation dieses Beitrages

Benedikt Kapferer, „Wo bleibt der demokratische Geschichtsunterricht?“ Der Umgang mit der NS-Vergangenheit in Schulbildung und Gesellschaft am Beispiel von Taras Borodajkewycz und Hans-Ulrich Rudel, in: *historia.scribere* 12 (2020), S. 231–245, [<http://historia.scribere.at>], eingesehen 15.6.2020 (=aktuelles Datum).

Agoge und Paideia – Ein Überblick über die Erziehungssysteme Spartas und Athens

Ferdinand Kleyhons

Kerngebiet: Alte Geschichte

eingereicht bei: assoz. Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Kordula Schnegg

eingereicht im: WiSe 2017/18

Rubrik: Proseminar-Arbeit

Abstract

Agoge und Paideia – an overview of the education systems of Sparta and Athens

The following proseminar paper gives an overview of the education systems of Sparta and Athens. Both were amongst the most influential *Poleis* of ancient Greece, but still had completely different educational systems: the Spartan *Agoge* and the Athenian *Paideia*. Based on primary sources and secondary literature, this paper will not just give an overview, but also compare those two systems in various aspects, such as the upbringing of children in the family or the system of public education, and then examine their impact on the respective societies.

1. Einleitung

„Zum tüchtigen Bürger gehören auch im heutigen Leben Freiheit, Fleiß, Bildung, Arbeit, Fortschritt. Dies alles kann man nur durch die Erziehung und Ausbildung der Staatsbürger erreichen, wenn man schon im Kindesalter beginnt. Alle Eigenschaften, Fertigkeiten und Fähigkeiten für die Entfaltung des Individuums finden in der Familie, in der Schule und im Allgemeinen in der Gesellschaft statt.“¹

1 Manolis Georg Koliadis, *Die Jugend im Athen der klassischen Zeit. Ansätze zu einer historischen Jugendforschung*, Frankfurt am Main 1988, S. 113.

Dieses Zitat des griechischen Autors Georg Manolis Koliadis beschreibt, welchen unglaublich hohen Stellenwert Erziehung für eine Gesellschaft haben kann, sowohl heutzutage als auch bereits vor über 2000 Jahren. Dass dies schon im antiken Griechenland der Fall war, lässt sich anhand der beiden *Poleis* Sparta und Athen ausmachen, deren Erziehungssysteme auf die Bildung guter Staatsbürger*innen, im Sinne des Ideals der *Polis*, abzielten. Jedoch waren die Erziehungssysteme der jeweiligen griechischen *Polis* mitunter sehr unterschiedlich und verfolgten ganz andere Ziele, wie das spartanische und das athenische Konzept ebenfalls veranschaulichen.

Wie gestaltete sich also die damalige Erziehung in Sparta und in Athen, und welche Auswirkungen hatte diese auf die entsprechende Gesellschaft? Worin lagen die Unterschiede zwischen der spartanischen und der athenischen Erziehung der klassischen Zeit? Genau darum geht es inhaltlich in dieser Proseminararbeit. Um die gestellten Fragen besser beantworten zu können, wird dem spartanischen Erziehungssystem, der *Agoge*, das athenische, die *Paideia*, als Kontrast gegenübergestellt, um so die beiden miteinander vergleichen zu können. Dadurch können die Eigenheiten, die diese Systeme ausmachten, hervorgehoben werden.

Dazu werden zu Beginn beide Erziehungsmethoden genauer vorgestellt, wobei auch auf gewisse Besonderheiten, wie zum Beispiel die *Krypteia* oder die *Päderastie*, eingegangen wird. Danach werden die Auswirkungen besagter Systeme auf die jeweilige Gesellschaft der *Polis* erläutert und zum Schluss werden noch einmal die wichtigsten Punkte zusammenfassend dargestellt, um so zu einer Beantwortung der eingangs gestellten Fragen zu kommen. Die der Arbeit zu Grunde liegende These ist, dass sich die spartanische und die athenische Erziehung hinsichtlich ihres Fokus unterschieden. Während die Ausbildungsinhalte der *Agoge* darauf abzielten, aus den heranwachsenden Bürgern Krieger zu formen, die Sparta bis aufs Letzte verteidigen würden, zielten die Ausbildungsinhalte in Athen darauf ab, aus den Kindern und Jugendlichen nicht nur Krieger, sondern vor allem möglichst vollendete Bürger, sowohl den Körper als auch den Geist betreffend, zu schaffen.

Ganz allgemein lässt sich festhalten, dass die Quellenlage zum Thema der Erziehung in der griechischen Antike, speziell im Bereich der spartanischen Erziehung, nur unzureichend ist. Die beiden Hauptquellen dieser Zeit sind Xenophon und Plutarch.² Daneben lassen sich auch noch weitere Quellen anderer griechischer Autoren, wie Platon oder Sokrates, die in ihren Erzählungen ebenfalls Hinweise auf die spartanische Erziehung geben, hinzuziehen.³ Diese unzureichende Quellenlage, in der oft ein und derselbe Sachverhalt von den antiken Autoren unterschiedlich beschrieben wird, führt ebenso zu teilweise unterschiedlichen Auslegungen in der modernen Forschung, sodass die Erschließung des realen Sachverhalts nur ansatzweise durchführbar ist.

Da *Agoge* und *Paideia* als Erziehungssysteme nur für die Knaben vorgesehen waren, beschränkt sich diese Arbeit ausschließlich auf die Erziehung der männlichen Nach-

2 Jean Ducat, Perspectives on Spartan Education in the Classical Period, in: Stephen Hodkinson/Anton Powell (Hrsg.), *Sparta. New Perspectives*, London 1999, S. 43–66, hier S. 46–47.

3 Ebd.

kommen.⁴ Auf die Mädchenerziehung, die es auch gab, wird nicht eingegangen, da dies den Umfang dieser Arbeit sprengen würde. Folglich sind in der Arbeit einige Ausdrücke bewusst in der männlichen Form gehalten.

2. *Agoge* – Die Erziehung in Sparta

„Of all Greek cities, Sparta is surely the one where education played the greatest role, because the model of the citizen was particularly demanding and exerted a very strong pressure on individuals [...]. Education is, therefore, at the heart of Spartan ideology and practice.“⁵

Dieses Zitat des Althistorikers Jean Ducat veranschaulicht prägnant den bedeutenden Stellenwert, den die Erziehung in Sparta innehatte. Der Begriff, der das spartanische Erziehungssystem definiert, ist die sogenannte *Agoge*.⁶ Dieses System stellte die Grundlage des spartanischen Staates dar, schließlich diente die *Agoge* zum Gleichmachen aller spartanischen Vollbürger⁷, den Spartiaten, zu loyalen Untertanen, welche die Basis des totalitären Systems der *Polis* Sparta ausmachten.⁸ Zu den speziellen Eigenheiten der *Agoge* zählten der bedingungslose Gehorsam und die bedingungslose Disziplin als oberste Maxime.⁹

Wie bereits erwähnt, sind Schriften von Xenophon und Plutarch die Hauptquellen zur *Agoge*.¹⁰ Xenophon (ca. 430 bis ca. 354 v. Chr.) zog nach seiner Verbannung aus Athen nach Sparta ins Exil, wohin er auch schon vorher gute Verbindungen gepflegt hatte. Somit wäre es nicht verwunderlich, wenn er, der direkten Kontakt zum spartanischen Lebensstil hatte, über die *Agoge* der klassischen Zeit genauer Bescheid wusste.¹¹ Inwieweit seine Aufzeichnungen aber durch seine persönlichen Lebensumstände beeinflusst sind und er zum Beispiel aus Vergeltung den Athener*innen oder auch aus Dankbarkeit den Spartaner*innen gegenüber bestimmte Charakteristika der *Agoge* verharmloste oder möglicherweise ausließ, ist leider schwer nachvollziehbar.

Plutarch (45 bis 120 n. Chr.) hingegen lebte einige Jahrhunderte später und bezog sich in seiner Beschreibung der *Agoge* wiederum auf Xenophon, aber auch auf Quellen, die bis spät in die hellenistische Zeit hineinreichen.¹² Daher ist es durchaus möglich, dass es in seiner Beschreibung zur Vermischung unterschiedlicher Formen der *Agoge* aus

4 Johannes Christes, Paideia, in: Der Neue Pauly, Bd. 9, Stuttgart-Weimar 2000, Sp. 150–152; Koliadis, Die Jugend im Athen der klassischen Zeit, S. 113.

5 Ebd., S. 43.

6 Paul Cartledge, Krypteia, in: Der Neue Pauly, Bd. 6, Stuttgart-Weimar 1999, Sp. 872.

7 Neben den *Spartiaten*, die sich auch als *Homoioi* bezeichneten, gab es in der Gesellschaft Spartas auch weitere Gruppen, wie die *Hypomeiones*, *Periöken* und *Heloten*. Allerdings zählten nur die *Spartiaten* zu den Vollbürgern und waren daher neben den *Hypomeiones*, ehemalige *Spartiaten*, die ihren Status als Vollbürger verloren haben, als einzige dazu verpflichtet, das System der *Agoge* zu durchlaufen: Karl-Wilhelm Welwei, *Spartiatatai*, in: Der Neue Pauly Online, 2006, [http://dx.doi.org/10.1163/1574-9347_dnp_e1118630], eingesehen 3.4.2020.

8 Carl-Wilhelm Weber, Die Spartaner. Enthüllung einer Legende, Herrsching 1989, S. 216.

9 Ebd., S. 216–219.

10 Ducat, Perspectives on Spartan Education, S. 43.

11 Hans Armin Gärtner, Xenophon, in: Der Neue Pauly, Bd. 12/2, Stuttgart-Weimar 2003, Sp. 633–644.

12 Ducat, Perspectives on Spartan Education, S. 44; Dominique Henri Saffrey, Plutarchos, in: Der Neue Pauly, Bd. 9, Stuttgart-Weimar 2000, Sp. 1158–1176.

verschiedenen Zeiten gekommen sein mag, sodass auch seine Arbeiten definitiv unter Vorbehalt zu nützen sind. Was jedoch beide auszeichnet, wie der britische Althistoriker Paul Cartledge meint, ist ihre apologetische Art der Beschreibung: Beide versuchen die Eigenheiten der *Agoge* zu verteidigen, weniger aber diese zu loben.¹³

2.1 *Aussetzung der Neugeborenen und die Erziehung in der Familie*

Das System der *Agoge* setzte bereits direkt nach der Geburt eines Kindes ein. Da die *Agoge* keine Individualität, Andersartigkeit, aber vor allem auch keine Schwäche duldete, wurden die Neugeborenen vom Vater den Ältesten vorgeführt. Dabei wurden sie von diesen begutachtet und entweder als lebenswert oder nicht lebenswert eingestuft. Traf das Letztere zu, sollte das Neugeborene zum Felsabgrund der sogenannten *Apothetai* gebracht werden. So wird der erste Abschnitt der *Agoge* von Plutarch in seiner Biografie zum mythischen Gesetzgeber Lykurg beschrieben.¹⁴

Wie diese Kindsaussetzung bzw. Kindsauslese im historischen Kontext zu deuten ist, wurde in der Forschung schon des Öfteren diskutiert und es wurden hierfür mehrfache Auslegungen gefunden, wie der deutsche Althistoriker Stefan Link in seinem Artikel „Zur Aussetzung neugeborener Kinder in Sparta“ darlegt. So beschränkt der französische Althistoriker Gustave Glotz in seiner Deutung der Kindsaussetzung diese nur auf die erstgeborenen Söhne, da nur jene eines der neuntausend sogenannten Landlose erben konnten. Bei allen anderen Kindern sei diese Auslese schon nicht mehr in Kraft getreten. Laut dem Altphilologen Marc Huys war die Kindsaussetzung ein Ritual der archaischen Zeit, das von Plutarch fälschlicherweise in die Tradition von Lykurg gesetzt wurde. In der klassischen Zeit war sie jedoch schon lange nicht mehr gültig, da die damalige spartanische Bevölkerungspolitik auf ein Bevölkerungswachstum bzw. den Bevölkerungserhalt abzielte.¹⁵ Stefan Link selbst kommt zu dem Schluss, dass die Kindsaussetzung eine Institution war, die in klassischer Zeit noch gültig war, jedoch nicht darauf abzielte, so viele Kinder wie möglich auszulesen, sondern versuchte, dem Bevölkerungserhalt entsprechend eine größtmögliche Zahl an Neugeborenen als lebensfähig einzustufen.¹⁶

Unabhängig vom Ausmaß der Kindsauslese schloss die Erziehung in der Familie, die in den ersten sieben Lebensjahren zu Hause durch Ammen erfolgte, an den grundlegenden Charakter der *Agoge* an: Wie alle anderen Ausbildungsabschnitte war sie von Strenge und Disziplinierung geprägt. Die Kinder sollten schon von klein auf abgehärtet werden, indem sie zum Beispiel mit jedem Essen vorliebnehmen mussten oder lange im Dunkeln alleine gelassen wurden. Jegliche Trotzreaktion oder Weinen wurden streng bestraft. Auf Grund ihrer Qualitäten genossen lakonische Ammen, die selbst

13 Ducat, *Perspectives on Spartan Education*, S. 44.

14 Plut. Lyk. 16.

15 Stefan Link, *Zur Aussetzung neugeborener Kinder in Sparta*, in: *Tyche* 13 (1998), Heft 1, S. 153–164, hier S. 154–157.

16 Ebd., S. 164.

meist aus den Reihen der *Helotinnen*¹⁷ oder *Periökinnen*¹⁸ rekrutiert wurden, hohes Ansehen und wurden mitunter von Ausländer*innen um viel Geld gekauft.¹⁹

2.2 Die staatliche Erziehung

Ab dem achten Lebensjahr wurden die Knaben der Familie entzogen und unter staatliche Aufsicht gestellt. Von nun an lebten sie gemeinsam mit Gleichaltrigen, meist in Gruppen zu sechs Kindern aufgeteilt, in kasernenähnlichen Baracken, wobei der Klügste und Mutigste jeder Gruppe die Rolle des Anführers, des sogenannten *Bouagós*, und dadurch auch die Verantwortung für die ganze Gruppe übernahm. Jedoch stand dieser selbst wiederum unter der Oberaufsicht des sogenannten *Paidonomos*, der für die Kontrolle der gesamten staatlichen Erziehung zuständig war und der somit jeglichen willkürlichen Machtmissbrauch des *Bouagós* verhindern sollte.²⁰

Der Beschreibung einiger griechischer Quellen zufolge war die Grundausbildung in diesem ersten Abschnitt der staatlichen Erziehung, der bis zum zwölften Lebensjahr dauerte, sehr mangelhaft. Isokrates zum Beispiel schreibt, dass den Spartanern jegliches Interesse an Bildung fehlte und sie nicht einmal die Buchstaben lernten.²¹ Plutarch wiederum erwähnt in seiner Lykurg-Biografie: „Lesen und Schreiben lernten sie nur so viel, wie sie brauchten.“²² Ein weiteres Beispiel für die mangelnde Bildung gibt Platon an, als er ein Gespräch zwischen Hippias, dem Größeren, mit Sokrates beschreibt, in welchem Hippias meint, dass viele der Spartaner nicht einmal zählen könnten.²³ Paul Cartledge nimmt jedoch an, dass die Kinder im spartanischen Erziehungssystem, ähnlich dessen Pendant in der restlichen griechischen Welt (der *Paideia*), Lesen, Schreiben, Rechnen, Musizieren sowie Tanzen lernten und auch Sport- bzw. Gymnastikunterricht erhielten.²⁴ Wie all das vermittelt wurde, ist nicht überliefert. Jean Ducat geht aber davon aus, dass dies, gleich wie in Athen, im Rahmen privater Schulen passierte.²⁵

Dennoch stand weiterhin Abhärtung und die Vorbereitung der Knaben auf das Soldatenleben am Programm. So durften sie, egal bei welchem Wetter, keine Schuhe tragen und erhielten nur ein einziges Kleidungsstück, mit dem sie das ganze Jahr auskommen mussten. Des Weiteren bekamen sie nur unzureichend Essen, sodass sie gewisserma-

17 Die *Helotinnen* und *Heloten* entsprachen einer eigenen Bevölkerungsschicht Spartas. Sie entstammten der ursprünglichen Bevölkerung Lakoniens und Messeniens, die von Sparta erobert wurden und mussten von da an als eine Form von Staatssklav*innen Sparta dienen: Paul Cartledge, *Heloten*, in: *Der Neue Pauly*, Bd. 5, Stuttgart-Weimar 1998, Sp. 333–336.

18 Die *Periökinnen* und *Periöken* waren neben den *Helotinnen* und *Heloten* eine eigene Bevölkerungsschicht Spartas bzw. Lakoniens und Messeniens. Sie waren Bürger*innen ihrer eigenen *Poleis*, die aber wiederum Sparta untertan und so Sparta auch zur Heerfolge verpflichtet waren. In Sparta selbst hatten sie allerdings keine Bürgerrechte und waren somit kein Teil der spartanischen Vollbürger*innen, der *Spartiaten*: Paul Cartledge, *Perioikoi*, in: *Der Neue Pauly*, Bd. 9, Stuttgart-Weimar 2000, Sp. 582–583.

19 Weber, *Die Spartaner*, S. 218.

20 Weber, *Die Spartaner*, S. 219–220.

21 Isokr. *Panath.* 12, 209.

22 Plut. *Lyk.* 16.

23 Plat. *Hipp. mai.* 285.

24 Paul Cartledge, *Spartan Reflections*, London 2001, S. 85.

25 Ducat, *Perspectives on Spartan Education*, S. 47.

ßen gezwungen waren, zusätzlich Lebensmittel zu stehlen.²⁶ Wurden die Knaben dabei erwischt, erhielten sie harte Strafen, nicht jedoch wegen des Diebstahls selbst, sondern weil sie ungeschickt waren und sich dabei erwischen ließen.²⁷

Vom 13. bis zum 18. Lebensjahr wurde das Training noch härter und auf eine rein militärische Ausbildung reduziert. Bloß die Musik und das Tanzen wurden beibehalten, da sie dem militärischen Unterricht dienlich waren.²⁸ So wurden bei den Tänzen Kampfformationen und Kampfabläufe gedrillt und beim Musikunterricht die Gleichförmigkeit des Marschritts zum Flötenspiel geübt.²⁹ Außerdem wurden die Jugendlichen ab diesem Alter in Jahresklassen, von denen jede einen eigenen Namen erhielt, eingeteilt. Sie mussten Testungen verschiedenster Art bestehen, die oft im Zusammenhang mit religiösen Ritualen abgehalten wurden, so zum Beispiel im Rahmen der Festivitäten der *Gymnopaedia*.³⁰

Vom 18. bis zum 20. Lebensjahr wurden die Jugendlichen als *Paidiskos* bezeichnet. Dieser Lebensabschnitt wurde als Übergang vom Knaben (*Pais*) zum Mann (*Aner*) gesehen. In dieser Zeit mussten sie, ähnlich wie ihre athenischen Altersgenossen, Militärdienst ableisten, um danach schließlich als Bürger in die Reihen des stehenden Heeres aufgenommen zu werden.³¹ Zu Vollbürgern wurden die Männer allerdings erst mit 30 Jahren.³² In welchem Zusammenhang dieser Militärdienst mit der sogenannten *Krypteia* steht, wird weiter unten noch genauer erläutert.

2.3 *Päderastie*

Ein in der Forschung vielfach diskutiertes Thema der *Agoge* ist die Knabenliebe, die sogenannte *Päderastie*. Ab dem zwölften Lebensjahr sollten die Jungen für sich einen Liebhaber finden, der selbst zur Schicht der jüngsten Vollbürger, der sogenannten *Eirenes*, zählte und der noch nicht verheiratet war. In welchem Verhältnis diese Beziehung allerdings geführt wurde, ist nicht genau überliefert und wird in der Forschung unterschiedlich gedeutet. Hier reichen die Spekulationen von einer rein freundschaftlichen Beziehung im Sinne der Homoerotik bis hin zu sexuellen körperlichen Verhältnissen, wie der deutsche Altphilologe Erich Bethe 1907 postulierte.³³ Xenophon selbst beschrieb sie in seinem Werk „Die Verfassung der Spartaner“ als eine Beziehung, die auf rein freundschaftlicher Ebene basierte, da ein sexuelles Verhältnis genauso schändlich bzw. verpönt gewesen wäre wie Inzucht innerhalb der Familie.³⁴ Es kann jedoch mit großer Wahrscheinlichkeit davon ausgegangen werden, dass es das Ziel hinter diesem System war, den heranwachsenden Knaben durch ein direktes Vorbild dem spartani-

26 Cartledge, *Spartan Reflections*, S. 85–86.

27 Weber, *Die Spartaner*, S. 224.

28 Cartledge, *Spartan Reflections*, S. 86.

29 Weber, *Die Spartaner*, S. 225.

30 Cartledge, *Spartan Reflections*, S. 86.

31 Ebd., S. 87–88.

32 Paul Cartledge, *Agoge*, in: *Der Neue Pauly*, Bd. 1, Stuttgart-Weimar 1996, Sp. 265–266.

33 Cartledge, *Spartan Reflections*, S. 87.

34 Xen. *Lak. pol.* 2, 13.

schen Ideal entsprechend aufzuziehen und ihn so schließlich besser in die spartanische Gesellschaft eingliedern zu können.³⁵

2.4 *Krypteia*

Ein weiterer wichtiger Teil der *Agoge* war die sogenannte *Krypteia*.³⁶ Auch hier ist sich die Forschung nicht ganz einig, wie diese auszulegen ist. Überliefert sind nämlich zwei unterschiedliche Versionen, eine von Platon und eine von Plutarch. In „Der Neue Pauly“ wird die *Krypteia* von Paul Cartledge, der wiederum auf Platon verweist, als ein hartes militärisches Training unter widrigsten Bedingungen mit nur unzureichender Ausrüstung der Jugendlichen bezeichnet.³⁷ In der „Realenzyklopädie“ wird sie hingegen von Johann Oehler, ebenfalls mit dem Verweis auf Platon, einerseits als die zweijährige militärische Ausbildung der Jugendlichen, die weiter oben schon erwähnt wurde, und andererseits als diese Gruppe der Jugendlichen selbst, bezeichnet.³⁸ Platon beschreibt sie in seinem Werk „*Nomoi*“ als eine Art Geheimjagd, die mit großen Mühen, Barfußgehen und auch Schlafen auf nacktem Boden verbunden ist.³⁹

Plutarch wiederum beschreibt sie in seiner Lykurg-Biografie als eine Institution, bei der die jungen Spartaner auf das Land geschickt wurden und die Aufgabe hatten, sich am Tag zu verstecken und in der Nacht alle *Helot*innen* zu töten, auf die sie stießen.⁴⁰ Allerdings setzt sie Plutarch auf Grund ihrer Brutalität erst nach dem großen Helotenaufrastand an, der noch vor Mitte des 5. Jahrhunderts datiert wird, um sie so nicht mit Lykurg in Verbindung zu bringen. Paul Cartledge bietet für diesen Umstand ebenfalls die Erklärungsmöglichkeit, dass die ursprüngliche *Krypteia*, die nur als Härtestest galt, um eine zusätzliche Funktion erweitert wurde, nämlich um die der Ermordung von *Helot*innen*, um weitere Aufstände zu verhindern.⁴¹ In seinem Werk „*Spartan Reflections*“ interpretiert er sie überhaupt als einen Härtestest, zu dem nur eine kleine Elite der 18-Jährigen ausgewählt wurde, die in Folge isoliert, lediglich mit einem Messer bewaffnet, außerhalb Spartas, am Land, überleben und nach Einbruch der Nacht *Helot*innen* töten mussten.⁴² Laut Cartledge ist die These, dass die *Krypteia* in klassischer Zeit außerdem zu einer Art Initiationsritus wurde, mit dem die *Agoge* abgeschlossen wurde und der die Tötung eines Feindes verlangte, ebenfalls plausibel.⁴³

2.5 *Auswirkung des Erziehungssystems auf die spartanische Gesellschaft*

All diese Wesenszüge der *Agoge* lassen die spartanische Gesellschaft als sehr hart und diszipliniert erscheinen; als Gesellschaft, die keine Schwäche duldet und deren ober-

35 Cartledge, *Spartan Reflections*, S. 87.

36 Johann Oehler, *Krypteia*, in: *Paulys Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft*, Bd. 11, München 1922, Sp. 2013–2032.

37 Paul Cartledge, *Krypteia*, in: *Der Neue Pauly*, Bd. 6, Stuttgart-Weimar 1999, Sp. 872.

38 Oehler, *Krypteia*, Sp. 2013–2032.

39 *Plat. leg.* 633b-d.

40 *Plut. Lyk.* 28.

41 Cartledge, *Krypteia*, Sp. 872.

42 Cartledge, *Spartan Reflections*, S. 88.

43 Cartledge, *Krypteia*, Sp. 872.

ste Priorität die ständige Bildung neuer Spartiaten-Krieger war. Ob das in der Realität tatsächlich so der Fall war, ist nur schwer überprüfbar. Es gibt aber auch Hinweise darauf, dass sich die Spartaner trotz dieser Erziehung, die durchaus als sehr abstumpfend empfunden werden kann, zumindest ein paar Emotionen und den Familiensinn erhalten konnten. So meint der deutsche Althistoriker Carl Wilhelm Weber diesbezüglich, dass die Strenge der Eltern gegenüber ihren Kindern teilweise nur gespielt gewesen sei und sie sich oft nur im Beisein der Nachbar*innen derartig verhalten hätten, sie ihre Kinder im familiären Beisammensein aber liebte und mit ihnen gespielt hätten. Folgenden Hinweis führt er für diese Hypothese an:

„Eine Anekdote berichtet, der König Agesilaos, ein Kindernarr, sei seinen Kleinen zum Spaß auf einem Stock reitend durch die Wohnung gebrast. Als einer seiner Freunde ihn dabei gesehen habe, soll er ihn inständig gebeten haben, bloß nichts weiterzuerzählen, bevor er selbst Kinder habe.“⁴⁴

Eine Quelle für seine Anekdote führt Weber allerdings nicht an.

3. *Paideia* – Die Erziehung in Athen

Bevor über die Erziehung der Athener gesprochen wird, müssen zuvor noch die wichtigsten Grundbegriffe dieser Thematik erklärt werden, da diese oftmals verschwimmen und meist nicht klar voneinander zu trennen sind, jedoch eine wichtige Rolle im Bereich der Erziehung spielten.

Zuallererst ist der Begriff *Paideia* zu nennen. Dem Namen nach ursprünglich „Knabenerziehung“ und „Knabenbildung“, aber auch „Kindheit“ oder „Jugend“ bedeutend, war es ein vielschichtiger Begriff, der in erster Linie die Ausbildung der Jünglinge meinte. Darunter ist im Prinzip das gesamte Ausbildungssystem zu verstehen, welches die athetischen Kinder und Jugendlichen durchlaufen mussten, um Vollbürger zu werden.⁴⁵ Dabei sollten diese dem Ideal der *Kalokagathia* entsprechen.⁴⁶ Platon versteht unter besagter Erziehung, die Erzeugung der Begierde vom Knabenalter an ein vollkommener, rechtschaffener und gehorsamer Staatsbürger zu werden.⁴⁷ Die *Kalokagathia* war das Ideal eines Menschen, zu dem die Kinder durch die *Paideia* geformt werden sollten. Dieses Ideal entsprach einem „vollständig entfalteten Geist in einem zur höchsten Vollendung entwickelten Körper“, wie es der griechische Autor Georg Manolis Koliadis beschreibt, ein Wesenszustand, den alle Athener zu erreichen versuchten.⁴⁸

Ein weiteres wichtiges Wort, das es im Zusammenhang mit der Erziehung zu erwähnen gilt, ist die *Ephebie*. Als sogenannte *Epheben* wurden Jugendliche bzw. Jünglinge in Athen bezeichnet, die nicht mehr zu den Knaben zählten, wobei genaue Altersgren-

44 Weber, Die Spartaner, S. 218–219.

45 Koliadis, Die Jugend im Athen der klassischen Zeit, S. 113; Johannes Christes, *Paideia*, in: Der Neue Pauly, Bd. 9, Stuttgart-Weimar 2000, Sp. 150–152.

46 Christes, *Paideia*, Sp. 150–152.

47 Plat. leg. 1, 643 d–e.

48 Koliadis, Die Jugend im Athen der klassischen Zeit, S. 125.

zen nicht auszumachen sind.⁴⁹ Meist wird die *Ephebie* aber für den Zeitraum zwischen dem 12. und dem 18. oder sogar dem 20. Lebensjahr angesetzt.⁵⁰ Sie war somit die Erziehung, die im Anschluss an die Knabenerziehung erfolgte und deren Unterricht weiter vertiefte, vor allem aber als Vorbereitung der Jugendlichen für das Leben als Bürger der *Polis* diente.⁵¹

Seit dem 7. Jahrhundert v. Chr. kam es in ganz Griechenland zur Ausbildung des Bürgerideals und damit zur Ausbildung einer entsprechenden Erziehung. War dieses Ideal anfangs noch an ein Kriegertum angelehnt, dessen höchster Wert die Verteidigung der Heimat gegen Feinde war, so rückte im Laufe der Jahrhunderte mehr und mehr die geistige Erziehung in den Mittelpunkt. Die militärische Ausbildung wurde zunehmend unbedeutender, bis sie im Athen des 5. Jahrhunderts v. Chr. schließlich nur noch aus zwei Jahren Militärdienst vom 18. bis zum 20. Lebensjahr bestand. Ebenso kam es schrittweise zu einer Ausbreitung der Erziehung, die anfangs nur der aristokratischen Elite vorbehalten war, sich schließlich im Laufe des 5. Jahrhunderts v. Chr. auch den Söhnen aller freien Bürger erschloss.⁵²

Ziel der athenischen Erziehung war „[...] die Bildung freier Bürger mit vollständigen körperlichen und physischen Kräften“⁵³. Laut Koliadis war im Gegensatz zu Sparta dafür aber nicht nur der Staat, sondern vor allem die Familie zuständig.⁵⁴ Dass diese Aussage bezüglich des spartanischen Erziehungssystems so pauschal nicht gültig ist, zeigt die Tatsache, dass die spartanischen Kinder bis zum siebten Lebensjahr im Kreise der Familie aufgewachsen und erzogen worden sind, wie oben bereits erwähnt wurde. Jedoch kann gesagt werden, dass die Familie in Athen einen wesentlich höheren Einfluss auf die Erziehung der Kinder hatte als in Sparta. Allgemein betrachtet lässt sich das athenische Erziehungssystem in vier Ausbildungsstufen unterteilen:

Erste Stufe (1. – 7. Lebensjahr): Erziehung in der Familie

Zweite Stufe (7. – 15. Lebensjahr): Grundstudium: Systematische schulische Erziehung in den Volksschulen und der *Palästra*

Dritte Stufe (15. – 18. Lebensjahr): Mittelstudium: Vormilitärische Ausbildung und staatliche Erziehung an den Gymnasien

Vierte Stufe (18. – 20. Lebensjahr): Militärische Ausbildung⁵⁵

Von der Geburt bis zum vollendeten sechsten Lebensjahr wurden die Kinder zu Hause von der Mutter und einer Amme aufgezogen. Dabei war vor allem die Einführung der Kinder in die religiösen, nationalen und politischen Ereignisse der *Polis*, wie Feste, Rituale oder Prozessionen, aber auch die Ehrung der verstorbenen Familienmitglieder von

49 Koliadis, Die Jugend im Athen der klassischen Zeit, S. 110–111.

50 Hans Joachim Gehrke, *Ephebeia*, in: Der Neue Pauly, Bd. 3, Stuttgart-Weimar 1997, Sp. 1071–1075.

51 Koliadis, Die Jugend im Athen der klassischen Zeit, S. 109.

52 Ebd., S. 114–115, 116, 118.

53 Ebd., S. 115.

54 Ebd.

55 Ebd., S. 116.

höchster Bedeutung. Die Kinder sollten dabei eine Frömmigkeit und Ehrfurcht vor den Göttern und einen natürlichen Zugang zu den Toten entwickeln.⁵⁶

3.1 *Die schulische Erziehung*

Nach der Erziehung der Kinder innerhalb der Familie folgte ab dem siebten Lebensjahr das Grundstudium in den Grundschulen, welches für alle freien Bürgerkinder offen zugänglich und verpflichtend war.⁵⁷ Die Schulen waren jedoch privat, da die Eltern die Lehrpersonen bezahlen mussten und sie deshalb nach persönlichem Ermessen auswählen konnten.⁵⁸ Die Lehrer waren wiederum nicht für alle Bereiche, sondern nur für den Unterricht in ganz bestimmten Fächern zuständig. So lehrte ein Lehrer Lesen, Schreiben und Arithmetik, während ein anderer rein für den Gymnastikunterricht verantwortlich war. Des Weiteren wurden die Grundschulen noch in die zwei Bereiche der körperlichen sowie der musikalischen Erziehung aufgeteilt.⁵⁹

Die Schulen der körperlichen Erziehung entsprachen sandbedeckten Sportplätzen, den sogenannten *Palästren*, auf denen die Jünglinge von einem Sportlehrer, dem *Paidotriben*, unterrichtet wurden und unter anderem den Ringkampf, das Schwimmen und das Speer- und Diskuswerfen erlernten und dabei alle athletischen Prüfungen bestehen mussten.⁶⁰ Zur Zeit Perikles war auch das Erlernen kultischer Tänze Teil der Ausbildung.⁶¹ Diese körperliche Erziehung hatte mehrere Ziele. Einerseits diente sie der Entwicklung von Mut und eines guten Charakters, andererseits der Entwicklung eines schönen und kräftigen athletischen Körpers. Sie war damit schon der erste Schritt einer vormilitärischen Erziehung zur Bildung eines guten Soldaten und *Polis*-Bürgers.⁶²

In den Schulen der musikalischen Erziehung erlernten die Kinder das Lesen, Schreiben und Rechnen durch den *Grammatistis*. Dieser war in seinem Unterricht auch für die Auswahl der passenden Lesetexte verantwortlich, durch welche die Kinder charakterlich dem Ideal entsprechend richtig geprägt werden sollten. Da in der athenischen Kultur Musik eine wichtige Rolle spielte und jede Person, die nicht tanzen oder singen konnte, gesellschaftlich geächtet wurde, erhielten die Schüler auch Musikunterricht, der ebenfalls der Charakterbildung dienen sollte.⁶³

3.2 *Die staatliche Erziehung*

Nach der verpflichtenden Grundschulausbildung, die bis zum 15. Lebensjahr dauerte, folgte für die Jugendlichen wohlhabender Familien die Ausbildung in den staatlichen Gymnasien. Von denen gab es anfangs, zur Zeit Solons, nur zwei, die *Akademie* und das *Kynosarjes*, und später wurde durch Perikles das *Lykeion* erbaut.⁶⁴

56 Koliadis, *Die Jugend im Athen der klassischen Zeit*, S. 117.

57 Ebd., S. 117, 121.

58 Ebd., S. 118; Cartledge, *Spartan Reflections*, S. 81.

59 Koliadis, *Die Jugend im Athen der klassischen Zeit*, S. 117–118.

60 Ebd., S. 118–119.

61 Ebd., S. 122.

62 Ebd., S. 119, 124.

63 Ebd., S. 119–121.

64 Ebd., S. 121.

Ganz allgemein gesehen zielte die Ausbildung in den Gymnasien wiederum auf die Erziehung der jungen Athener zu Bürgern ab, die der *Polis* dienten und sich gut in ihre Gesellschaft integrierten.⁶⁵ Schließlich begann für die Jugendlichen mit Beginn des 16. Lebensjahres ein neuer Lebensabschnitt, der für sie mehr Freiheiten und eine zunehmende Einbindung in das gesellschaftliche Leben der *Polis* bedeutete.⁶⁶ Erreicht wurde das durch eine staatsbürgerliche Erziehung und die Fortführung und Spezialisierung des Literatur-, Musik- und Sportunterrichts aus den Grundschulen in den Gymnasien.⁶⁷ So wurden im Gymnastikunterricht der *Pentathlon*, der Fünfkampf, und das *Pankration* weiter vertieft und zusätzlich Unterricht im Jagen erteilt. Die Jagd sollte vor allem der Schärfung der Sinne, der Gesundheitssteigerung, der Abhärtung und ganz allgemein der Vorbereitung auf das militärische Leben dienen.⁶⁸

Im Bereich der geistigen Erziehung erhielten die Schüler Unterricht in Geografie, Geometrie, Astronomie, Kosmografie, Dialektik, Rhetorik und auch im Zeichnen.⁶⁹ Die zunehmende gesellschaftliche Integration bedeutete aber noch keine persönliche Entscheidungsfreiheit und Selbstbestimmung bzw. Selbstverantwortung. Diese oblag immer noch dem Vater. Jedoch waren die Gymnasien sehr wohl Orte des Diskurses, in denen die Jugendlichen gemeinsam mit ihren Kameraden und Lehrern über Staatsangelegenheiten sprechen konnten.⁷⁰

3.3 Die militärische Erziehung

Im Gegensatz zur staatlichen Erziehung vom 15. bis zum 18. Lebensjahr war die militärische Erziehung wieder für alle Jugendlichen Pflicht. Sie dauerte zwei Jahre, vom 18. bis zum 20. Lebensjahr, und war der letzte Abschnitt in der Erziehung der angehenden athenischen Staatsbürger.⁷¹

Die Ausbildung begann mit der Eintragung der Jugendlichen in die Bürgerliste, die sogenannte *Demos*-Liste, als zukünftige athenische Bürger, der Ausgabe der Waffen an sie, sowie mit einem Eid, den die Jünglinge vor dem Altar der Göttin *Agraulos Athene* ablegen mussten. Das Bürgerrecht erhielten sie mit dem abgeschlossenen Militärdienst, das Wahlrecht jedoch erst mit dem 30. Lebensjahr.⁷² Dieser Ausbildungsabschnitt war nicht rein militärisch, sondern diente auch als Einführung der *Epheben* in ihre Pflichten und Rechte als athenische Bürger. Jedoch waren sie während der gesamten Ausbildungszeit immer noch rechtlos.⁷³

Neben der militärischen und sportlichen Ausbildung und dem Training zur Bildung des perfekten *Hopliten*-Soldaten bestand der Unterricht aus Exkursionen und Reismärschen in *Attika* und zu seinen nördlichen Grenzen zu *Boötien*. Die angehenden

65 Koliadis, Die Jugend im Athen der klassischen Zeit, S. 121.

66 Ebd., S. 123.

67 Ebd., S. 121–123.

68 Ebd., S. 121.

69 Ebd., S. 121–122.

70 Ebd., S. 123.

71 Ebd., S. 124.

72 Ebd., S. 124–125.

73 Ebd., S. 106–107.

Vollbürger sollten dadurch und durch zusätzlichen Heimatkundeunterricht ihr Land besser kennen und verstehen lernen. Des Weiteren fiel es in ihren Aufgabenbereich, als Wächter die Stadt Athen, verschiedene Dörfer (die sogenannten *Demen*) und bestimmte Heiligtümer zu bewachen.⁷⁴ Ab der Mitte des 5. Jahrhunderts war gleichzeitig zum Militärdienst auch ein zusätzliches Studium bei den Sophisten möglich.⁷⁵

3.4 *Auswirkung des Erziehungssystems auf die athenische Gesellschaft*

Wie bereits erwähnt entwickelte sich die griechische *Polis* im Laufe des 6. Jahrhunderts fort von einer Kriegerkultur, wie sie vor allem Sparta noch über Jahrhunderte praktizierte, hin zu einer Schreibkultur. Die geistige Erziehung rückte in den Mittelpunkt und verdrängte den ursprünglich streng militärischen Charakter des Erziehungssystems.⁷⁶ Diese Erziehung erreichte schließlich in der perikleischen Zeit ihren Höhepunkt, sodass Athen damals als die „Stadt des Lichts“ bezeichnet wurde. Diese Periode bedeutete viele Freiheiten für die Bürger und ließ Individualität zu. Die Bürger wurden zum Wissenschaftsbetrieb und zur freien Kritikäußerung animiert.⁷⁷ So waren die Gymnasien neben Erziehungsanstalten auch Orte des Disputs und des Diskurses.⁷⁸

Aus dieser Entwicklung lässt sich eindeutig schließen, dass es im Laufe der Zeit zu einem sozialen Wandel kam und Wissen und Kultur schließlich für wichtiger angesehen wurden als die Kriegskunst. Es könnte daraus ebenfalls der Schluss gezogen werden, dass die Jugend bzw. die Bürger in Athen, speziell im Vergleich zu Sparta, weitaus gebildeter waren. Berichte von Isokrates oder Platon, wie sie bereits bei der Abhandlung zur *Agoge* angeführt wurden, stützen diese Hypothese.⁷⁹ Inwiefern diese aber der Wahrheit entsprechen und wie die Realität letztendlich tatsächlich ausgesehen hat, lässt sich nicht mehr rekonstruieren.

4. **Schluss**

Auf den ersten Blick mögen *Agoge* und *Paideia*, strukturell gesehen, sehr ähnlich erscheinen. So erfolgte die Erziehung sowohl spartanischer als auch athenischer Knaben die ersten sieben Jahre gleichermaßen in der Familie. Im Anschluss daran folgte in beiden Fällen eine verpflichtende Grundausbildung, in der die Kinder Schreiben, Lesen, Rechnen, Musik und Sport erlernten. Ebenso gab es in Sparta und Athen verpflichtenden Militärdienst vom 18. bis zum 20. Lebensjahr, der als letzte direkte Vorbereitung für die Aufnahme in die Bürgerschaft dienen sollte. Doch damit enden auch die Gemeinsamkeiten der zwei Erziehungssysteme, die sonst doch sehr verschieden waren.

Die großen Unterschiede ergaben sich vor allem in den Charakteristika der *Agoge* und *Paideia* und den Zielen, die sie verfolgten. Entsprangen sie beide ursprünglich einer

74 Koliadis, Die Jugend im Athen der klassischen Zeit, S. 124.

75 Ebd., S. 116.

76 Ebd., S. 114.

77 Ebd., S. 125–126.

78 Ebd., S. 123.

79 Isokr. Panath. 12, 209; Plat. Hipp. mai. 285.

Kriegerkultur, deren militärisch ausgerichtete Erziehung auf die Bildung von Krieger-Bürgern abzielte, entwickelten sich beide *Poleis* davon ausgehend unterschiedlich. Sparta behielt dieses Ideal bei und perfektionierte das System der Erziehung bzw. Ausbildung seiner *Polis*-Bürger derartig, dass es kontinuierlich neue gehorsame und disziplinierte Spartiaten, also ideale Soldaten, hervorbrachte.

In Athen hingegen kam es im Laufe der Zeit zu einem Umdenken, welches die Entwicklung hin zu einer Schreib- und Wissenskultur begünstigte, die schließlich in der perikleischen Zeit ihren Höhepunkt fand. Im Gegensatz zu Sparta war in Athen die Individualität und persönliche Freiheit des Einzelnen möglich. Athen blühte zu dieser Zeit auf und wurde als die „Stadt des Lichts“ bezeichnet.

5. Literatur

- Cartledge, Paul, Agoge, in: Der Neue Pauly, Bd. 1, Stuttgart-Weimar 1996, Sp. 265–266.
- Ders., Heloten, in: Der Neue Pauly, Bd. 5, Stuttgart-Weimar 1998, Sp. 333–336.
- Ders., Krypteia, in: Der Neue Pauly, Bd. 6, Stuttgart-Weimar 1999, Sp. 872.
- Ders., Perioikoi, in: Der Neue Pauly, Bd. 9, Stuttgart-Weimar 2000, Sp. 582–583.
- Ders., Spartan Reflections, London 2001.
- Christes, Johannes, Paideia, in: Der Neue Pauly, Bd. 9, Stuttgart-Weimar 2000, Sp. 150–152.
- Ducat, Jean, Perspectives on Spartan Education in the Classical Period, in: Stephen Hodkinson/Anton Powell (Hrsg.), Sparta. New Perspectives, London 1999, S. 43–66.
- Gärtner, Hans Armin, Xenophon, in: Der Neue Pauly, Bd. 12/2, Stuttgart-Weimar 2003, Sp. 633–644.
- Gehrke, Hans-Joachim, Ephebeia, in: Der Neue Pauly, Bd. 3, Stuttgart-Weimar 1997, Sp. 1071–1075.
- Koliadis, Manolis Georg, Die Jugend im Athen der klassischen Zeit. Ansätze zu einer historischen Jugendforschung, Frankfurt am Main 1988.
- Link, Stefan, Zur Aussetzung neugeborener Kinder in Sparta, in: *Tyche* 13 (1998), Heft 1, S. 153–164.
- Oehler, Johann, Krypteia, in: Paulys Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft, Bd. 11, München 1922, Sp. 2031–2032.
- Saffrey, Henri Dominique, Plutarchos, in: Der Neue Pauly, Bd. 9, Stuttgart-Weimar 2000, Sp. 1158–1176.
- Weber, Carl-Wilhelm, Die Spartaner. Enthüllung einer Legende, Herrsching 1989.
- Welwei, Karl-Wilhelm, Spartiaten, in: Der Neue Pauly Online, 2006, [http://dx.doi.org/10.1163/1574-9347_dnp_e1118630], eingesehen 3.4.2020.

6. Quellen

Isokrates, *Panathenaikos*, übersetzt und kommentiert von Peter Roth, herausgegeben von Michael Erler, Dorothee Gall, Ernst Heitsch, Ludwig Koenen, Reinhold Merkelbach, Clemens Zintzen (Beiträge zur Altertumskunde, Band 196), München-Leipzig 2003.

Platon, *Hippias 1/2, Ion*, übersetzt und erläutert von Otto Apelt, Leipzig 1935, in: Otto Apelt (Hrsg.), *Platon, Sämtliche Dialoge*, Bd. 3, Hamburg 1988.

Platon, *Sämtliche Werke Band 6. Nomoi*, nach der Übersetzung von Hieronymus Müller mit der Stephanus-Nummerierung, hrsg. v. Walter F. Otto, Ernesto Grassi, Gert Plamböck (Rowohlt's Klassiker der Literatur und der Wissenschaft, Griechische Philosophie, Band 7), Hamburg 1968.

Plutarch, *Grosse Griechen und Römer*, Bd. 1, eingeleitet und übersetzt von Konrat Ziegler (Die Bibliothek der Alten Welt, Griechische Reihe), Zürich-Stuttgart 1954.

Xenophon, *Die Verfassung der Spartaner*, Griechisch-deutsch, übersetzt, herausgegeben und erläutert von Stefan Rebenich, Darmstadt 1998.

Ferdinand Kleyhons studiert Geschichte und Biologie an der Universität Innsbruck. ferdinand.kleyhons@student.uibk.ac.at.

Zitation dieses Beitrages

Ferdinand Kleyhons, *Agoge und Paideia* – Ein Überblick über die Erziehungssysteme Spartas und Athens, in: *historia.scribere* 12 (2020), S. 247–260, [<http://historia.scribere.at>], eingesehen 15.6.2020 (=aktuelles Datum).

Reformation und Bauernkrieg

Sabrina Pilsinger

Kerngebiet: Österreichische Geschichte

eingereicht bei: Priv.-Doz. Dr. Robert Rebitsch und
Univ.-Prof. Mag. phil. Dr. rer. nat. Kurt Scharr

eingereicht im: SoSe 2019

Rubrik: Seminar-Arbeit

Abstract

Reformation and Peasants' War

This paper examines the connections and interactions between the Reformation and the German Peasants' War. It focusses on the central actors of the two processes and shows the personal connections between the leaders of the different groups of reformation, i.e. Martin Luther and Ulrich Zwingli, and as well as the process of the uprising and the demands of the peasants. In addition, the aspect of space and the variety of demands will be addressed.

1. Einleitung

„Widerstand lert uns erst recht erkennen, was glauben ist, was recht gebätet ist.“¹

Die Bauernkriege und die Reformation sind zwei historische Elemente, die gern, trotz ihres längerfristigen Charakters, als Großereignisse des frühneuzeitlichen Europas gesehen werden – als Zeitenwenden. Das Jubiläum der Reformation, welches 2017 den 500. Jahrestag des Thesenanschlags Martin Luthers feierte, wurde bereits ausgiebig zelebriert. Das Jahr, in dem das Gedenken auf den sogenannten deutschen bzw. auf den

1 Ulrich Zwingli, Wer Ursache gebe zu Aufruhr usw. (7. Dezember resp. 28. Dezember 1524), in: Emil Egli (Hrsg.), Huldreich Zwinglis sämtliche Werke, Bd. 3, Leipzig 1914, [<http://www.irg.uzh.ch/static/zwingli-werke/index.php?n=Werk.42>], eingesehen 25.6.2019. In der Arbeit wird die Schreibweise Ulrich Zwingli verwendet. Die Autorin ist sich aber bewusst, dass es weitere Varianten gibt.

oberösterreichischen Bauernkrieg gelenkt wird, steht 2025 bevor. Diese massenmedi-
al gesteuerte Form der Erinnerung lässt uns häufig vergessen, dass die Reformation
und die bäuerlichen Aufstände eine Vor- und Nachlaufzeit hatten. Es waren einschnei-
dende Entwicklungen, aber keine punktuellen Begebenheiten und schon gar keine
plötzlichen Ereignisse, die Naturgewalten ähnelten.² Beide sind zwar als eigenständige
Prozesse zu betrachten, aber dennoch sind die Bauernkriege und die Reformation in
ihrer Basis miteinander verquickt. Kein Wunder, denn die Reformation gab mehr oder
weniger die Leitfragen für die nächsten Jahrhunderte vor.

Die Erforschung des Bauernkrieges erfordert eine Auseinandersetzung mit der Refor-
mation. Behandelte Themen sind die direkten Äußerungen Martin Luthers zum Thema,
die Rolle von reformatorischen Predigern oder die intensiv religiös motivierten Per-
sönlichkeiten im Bauernkrieg. Letztere hatten ebenso starke soziale wie wirtschaftliche
Motive, sich zu erheben. Dennoch waren es religiöse Gründe, die in ihren Forderungen
höchste Priorität hatten.³ Trotzdem gab es für jene Vorwürfe, die angeführten Gründe
wären nur schönes Beiwerk, um die eigentlich wirtschaftlich motivierten Absichten
voranzubringen, Nährboden.

Schon lange beschäftigen sich Historiker*innen mit den Verbindungen zwischen Re-
formation und Bauernkrieg. Je nachdem, aus welcher historischen Disziplin sie kome-
nen, wurde bzw. dem Bauernkrieg einmal mehr, einmal weniger religiöser Gehalt zu-
gesprachen. Für Wilhelm Zimmermann⁴ etwa waren zwar beide Ereignisse verknüpft,
die Revolution stand jedoch im Vordergrund. Er sah die Forderungen mehr in ein „reli-
giöses Gewand“ gewickelt. Spätere Historiker*innen sahen einen eindeutigeren religi-
ösen Zusammenhang. Dietrich Lösche sieht zum Beispiel die Verbindung darin, dass
beide Bewegungen theologische Kritik an den geistlichen Fürstentümern in Deutsch-
land übten.⁵ Bei Heiko Obermann wird die Verknüpfung noch deutlicher:

„Das neue reformatorische Ferment bewirkte nun eine politische Radikalisie-
rung im Sinne eines biblisch-theologisch begründeten geistigen Widerstands
gegen die diesseitige Machtfülle der Kirche, ihre Steuerprivilegien in Stadt und
Land und ihre Rom-orientierte Wirtschaftspolitik.“⁶

Es ergeben sich die allgemeinen Fragen: Wie sind die Forderungen der Bauern und
Bäuerinnen zu sehen: wirtschaftspolitisch oder theologisch-religiös? Oder ist die Kom-
bination aus beiden möglich? Folgende Fragen für die Arbeit ergeben sich daraus: (1)
Inwieweit ist der Vorwurf gerechtfertigt, die reformatorischen Ideen seien nur ein Ve-
hikel gewesen, um wirtschaftliche Interessen der Bauern und Bäuerinnen durchzuset-

2 Winfried Schulze, *Deutsche Geschichte im 16. Jahrhundert. 1500–1618*, Darmstadt 1997, S. 93.

3 Justus Maurer, *Prediger im Bauernkrieg*, Stuttgart 1979, S. 23–24.

4 Historiker des 19. Jahrhunderts. Er war bekannt für seine intensive Beschäftigung mit den Bauernkriegen:
Martin Furtwängler, Tagungsbericht. Bauernkrieg und Revolution. 200 Jahre Wilhelm Zimmermann – Ein
Radikaler aus Stuttgart, 02.03.2007 Stuttgart, in: H-Soz-Kult, 11.04.2007, [www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-1532], eingesehen 11.2.2020.

5 Maurer, *Prediger*, S. 3–6.

6 Heiko Obermann, *Die Reformation. Von Wittenberg nach Genf*, Göttingen 1986, S. 146.

zen? (2) Welche Gemeinsamkeiten und Wechselwirkungen gab es zwischen Reformation und Bauernkrieg?

Hierauf bauen die Thesen auf: (1) Obwohl der Vorwurf, nur eine wirtschaftliche Strategie zu verfolgen, eine beliebte Argumentationslinie ist, kann die Wichtigkeit der reformatorischen Ideen nicht von der Hand gewiesen werden. Sie können nicht nur zweitrangig neben wirtschaftlichen Interessen genannt werden. (2) Reformation und Bauernkrieg fungierten füreinander als Motoren für die Generierung von Ideen und für deren praktische Umsetzung. Es ist die Absicht dieser Arbeit, dies anhand der Akteursebene deutlich zu machen.

Aufbauend auf diese Fragestellungen wird die Seminararbeit in drei Großkapitel unterteilt. Im ersten wird ein historischer Überblick über Reformation und Bauernkriege gegeben. Hier sollen vor allem die Vorgeschichten und erste Querverbindungen herausgearbeitet werden. Diese sind ebenso auf der personellen Ebene zu finden, weshalb zweitens auf Prediger und ihre Wirkung eingegangen wird – wobei Martin Luther, mit seinen Schriften, sowie Ulrich Zwingli, mit seinem Einfluss auf den süddeutschen Raum, besondere Aufmerksamkeit zukommt. Auch Thomas Müntzer wird gesondert behandelt. Dies wird damit begründet, dass er als religiöser Gegenspieler zu Luther fungierte. Hierbei wird der deutlich vernetzte Charakter der Konfliktebenen dargestellt. Drittens wird das Element des Raumes näher behandelt. Durch die Lektüre der neuesten Literatur und vor allem durch die angeregten Diskussionen des Seminars wurde deutlich, wie individuell die Gebiete in ihren sozialen, wirtschaftlichen und vor allem religiösen Strukturen waren. Schlussendlich folgt das Fazit.

Die Literatur zum Thema Reformation bzw. Bauernkriege ist nicht leicht zu überblicken, da die Thematiken doch recht verwoben sind. Dennoch kann die Forschungsliteratur grob in vier Blöcke eingeteilt werden: (1) Literatur, die sich primär mit den bäuerlichen Aufständen während des 16. Jahrhunderts beschäftigt,⁷ (2) Literatur, die sich vor allem mit den bäuerlichen Aufständen während des 17. Jahrhunderts beschäftigt,⁸ (3) Literatur, die sich mit der Reformation beschäftigt, in der die Bauernkriege aber ein Randthema bleiben, sowie (4) Literatur, die die Reformation in direkten Kontext mit den Bauernkriegen setzt.⁹ Die Blöcke eins und zwei reißen die Thematik Bauernkrieg und Reformation sehr wohl an, jedoch bleibt die Neuorientierung des Glaubens meist nur ein Aspekt

7 Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.), *Der Deutsche Bauernkrieg 1524–1526 (Geschichte und Gesellschaft Sonderheft 1)*, Göttingen 1975; Adolf Laube/Hans Werner Seiffert (Hrsg.), *Flugschriften der Bauernkriegszeit*, Wien 1978; Peter Blicke, *Der Bauernkrieg*, München 2011⁴.

8 Amt der oberösterreichischen Landesregierung, Abteilung Kultur (Hrsg.), *Der oberösterreichische Bauernkrieg 1626, Katalog zur Ausstellung im Linzer Schloss und im Schloss zu Scharnstein im Almtal von 14.05.1976–31.10.1976*, Linz 1976; Georg Heiligsetzer, *Der oberösterreichische Bauernkrieg 1626 (Militärhistorische Schriftenreihe Heft 32)*, Wien 1976; Volker Lutz, *Der Aufstand von 1596 und der Bauernkrieg von 1626 in und um Steyr (Veröffentlichung des Kulturamtes der Stadt Steyr Folge 33)*, Steyr 1976; Willi Flicker, *Der oberösterreichische Bauernkrieg von 1626 in seinem politischen, konfessionellen, sozialen und kulturellen Umfeld*, Dipl. Innsbruck 1991.

9 Peter Barton (Hrsg.), *Sozialrevolution und Reformation. Aufsätze zur Vorreformation, Reformation und zu den Bauernkriegen in Südmittleuropa*, Wien-Köln-Graz 1975; Reiner Wohlfeil (Hrsg.), *Bauernkrieg 1524–25. Bauernkrieg und Reformation (Nymphenburger Texte zur Wissenschaft 21)*, München 1975; Justus Maurer, *Prediger im Bauernkrieg*, Stuttgart 1979.

unter vielen.¹⁰ In Block drei werden häufig die Aussagen Luthers zu den Bewegungen untersucht.¹¹ Andere, für die bäuerlichen Bewegungen relevante Reformatoren, werden ebenfalls behandelt.¹² Block vier ist der wichtigste für diesen Beitrag.

2. Reformation und Bauernkrieg im historischen Überblick

Dass die Bauernkriege sowie die Reformation eigenständige Entwicklungen waren, jedoch eine nicht zu leugnende Verbindung besaßen, wurde schon in der Einleitung betont. Doch wo liegen die Gemeinsamkeiten, wo die Wechselwirkungen? Zunächst muss die Vorgeschichte der beiden Ereignisse beleuchtet werden. Sowohl den bäuerlichen Aufständen 1525 als auch der Reformation gingen soziale Unruhen und das Aufflackern von kirchlichem Ungehorsam voran. Im 15. Jahrhundert waren dies für Bauern und Bäuerinnen der „arme Konrad“ oder die Bundschuh-Bewegungen, für die Reformation die vielen Frömmigkeitsbewegungen. Schon die Bundschuh-Bewegungen in Südwestdeutschland beinhalteten Forderungen, die im sogenannten „großen deutschen Bauernkrieg“ von 1525 erneut Wichtigkeit erlangten. Dazu gehörten zum Beispiel die Abschaffung von Abgaben und die Freigabe von Jagdrechten. Ein ebenso großer Punkt war jedoch die Ablehnung der sogenannten „Pfaffen- und Klösterherrschaft“¹³. Damit verfügten nicht nur die weltlichen Herrscher*innen über Menschen und deren Arbeitskraft.

Das 15. Jahrhundert, also die Vorläuferzeit beider Ereignisse, ist von Gegenläufigkeit, von Differenzierung und Zentrierung geprägt. Individualität und Subjektivität wurden gesteigert. Es entstand eine Pluralität von auseinanderdriftenden Gruppierungen, verbunden mit starkem Autoritätsverfall kirchlicher Machttträger.¹⁴ Die Zeit war auch geprägt von technologischen Revolutionen wie der Verbreitung und Etablierung des Buchdruckes. Dadurch kam es zu einer verstärkten Vernetzung der Gesellschaft, Mobilität und der Austausch von Informationen wurden verbessert und gefördert. Die Innovation der Bauernbewegungen um 1524/25 waren nicht unbedingt ihre Forderungen, diese befanden sich schon länger im Umlauf, sondern deren Begründung. Sie griffen das biblische Recht des Evangeliums auf. Damit nahmen die Bäuerinnen und Bauern Anstöße aus der Reformation an und setzten sie selbstständig um.¹⁵ Dies führte zur Formulierung der Zwölf Artikel, des Grundprogramms der aufständischen Bäuerinnen und Bauern, die sich wie ein roter Faden durch den deutschsprachigen Raum zogen. Sie enthielten reformatorisches Gedankengut und legitimierten sich unter Berufung auf das Evangelium.¹⁶

10 Etwa: Flicker, Der oberösterreichische Bauernkrieg.

11 Paul Althaus, Luthers Haltung im Bauernkrieg, Darmstadt 1971.

12 Peter Blickle (Hrsg.), Zwingli und Europa. Referate und Protokoll des internationalen Kongresses aus Anlass des 500. Geburtstages von Huldrych Zwingli vom 26.–30. März 1984, Göttingen 1985.

13 Karl Heinz zur Mühlen, Reformation und Gegenreformation, Göttingen 1999, S. 115–116.

14 Berndt Hamm, Bürgertum und Glaube. Konturen der städtischen Reformation, Göttingen 1996, S. 73–76.

15 Zur Mühlen, Reformation und Gegenreformation, S.116.

16 Ebd., S. 117.

Am Anfang des Jahres 1525 konnten die Bauernbewegungen und -aufstände sogar militärische und politische Erfolge erzielen. Teilweise wurden Vereinbarungen und Zugeständnisse gemacht. Dennoch kam es anderenorts zu blutigen Gemetzeln, Übergriffen und sogar Plünderungen. Die anfänglichen Vermittlungsversuche auf Seiten der Herrscher*innen wichen immer mehr einer Vernichtungsstrategie. Allmählich gingen die Aufstände zu Ende: Im Reichsgebiet im Sommer 1525, im Alpenraum hielten die Bewegungen bis 1526 durch.¹⁷ Während sich die von der marxistischen Geschichtsschreibung sogenannte „frühbürgerliche Revolution“ nicht durchsetzen konnte, ging die Reformation weiter. Trotz Differenzen in verschiedenen Lagern, etwa unterschiedlichen Lehrmeinungen von Zwingli und Luther, konnten sich die neuen religiösen Lehren im Laufe des 16. Jahrhunderts etablieren und schlussendlich in bestimmten Gebieten durchsetzen. Dies geschah wahrscheinlich auch durch die Unterstützung des Adels.¹⁸

Die wohl wichtigste Quelle, neben den Schriften der Reformatoren, sind die Zwölf Artikel. Sie bildeten das Grundprogramm der Aufständischen. Der erste Artikel und damit wohl die zentralste Forderung war die nach der Wahl des eigenen Pfarrers. Die anderen Artikel, die zwar weniger religiös waren und mehr wirtschaftliche Forderungen beinhalten, bezogen sich immer noch auf das göttliche Recht aus der Bibel.¹⁹

Bauernkrieg und Reformation gehören zu jenen Ereignissen der deutschen Geschichte, in denen traditionelle politische Verhaltensmuster in Frage gestellt wurden und Bevölkerungsschichten selbst nach Lösungsmöglichkeiten für ihre Probleme suchten.²⁰ Es ist anzunehmen, dass Reformation und Bürgerkrieg deshalb auch beinahe zeitgleich entstehen konnten, da wirtschaftliche, politische, staatliche und religiöse Veränderungen sich zu Krisen zugespitzt hatten.²¹ Beides sind Phänomene, die Massen in Bewegung versetzten und hochemotional aufgeladen waren. Die Geschichtswissenschaft weist auf die Verbindung der beiden bzw. auf die Bedeutung des jeweils anderen hin. Dennoch wirkt es gerade in der marxistischen Geschichtsschreibung so, als versuche sie eine Entkopplung von Religion und Bauernkrieg zu erreichen. Zwar ist es durchaus möglich, beide Phänomene getrennt, unter verschiedenen Teilaspekten, zu betrachten, dennoch sollte betont werden, wie sehr sie sich gegenseitig beeinflussten. Wichtig ist es festzustellen, dass es nicht die eine Reformation gab, sondern viele Teilperspektiven, die auf Erneuerung aus waren. Ähnlich verhält es sich mit den Bauernkriegen: Es gab eine große Bandbreite an Argumentationen und Beweggründen.

17 Heinrich Lutz, *Reformation und Gegenreformation* (Oldenbourg Grundriss der Geschichte 10), München 1974, S. 35–36.

18 Ebd., S. 37.

19 Olaf Mörke, *Die Reformation. Voraussetzungen und Durchsetzung* (Enzyklopädie deutscher Geschichte 74), München 2005, S. 36.

20 Heinrich Sperling, *Möglichkeiten zu sozialem und politischem Lernen in der deutschen Geschichte. Eine Untersuchung des Bauernkrieges*, in: Rainer Wohlfeil (Hrsg.), *Der Bauernkrieg 1524–26. Bauernkrieg und Reformation*, München 1975, S. 246–279, hier S. 248.

21 Laube/Seiffert (Hrsg.), *Flugschriften*, hier S. 11.

3. Prediger und ihre Wirkung

Um das Argument der vielseitigen Beweggründe aus dem letzten Kapitel zu vertiefen, wird ein Blick auf die religiösen Köpfe der Reformation geworfen. Prediger waren eine der einflussreichsten Gruppen in der Zeit des 16. Jahrhunderts. Sie waren mobil, waren des Lesens kundig, kannten sich mit religiösen Fragen aus und wurden meist geachtet. In einer Gesellschaft, in der das Wort Gottes und die Welt des Sakralen einen höheren Stellenwert als heute einnahmen, waren sie es, die Informationen weitergaben, die öffentliche Stimmung beeinflussten und diese bis zu einem gewissen Grad lenken konnten.²² In der konfliktreichen Zeit der Bauernkriege um 1525 waren ihre Haltungen gegenüber den Aufständen durchaus ambivalent. Reformatorische Prediger waren sowohl Förderer als auch Gegner des zivilen Aufstandes. Die Nähe zur Reformation, zum Beispiel in den Zwölf Artikeln, war paradoxerweise Nährboden für Kritik an der Ehrlichkeit der Bewegungen. Waren die reformatorischen Ideen nur Mittel, um wirtschaftliche Forderungen durchzusetzen, oder tatsächlich religiös wichtig? Es handelte sich um ein widersprüchliches Beziehungsgeflecht.

Es wird deshalb exemplarisch auf Personen eingegangen, welche während dieser Zeit große Wirkungsgebiete hatten, welche die Reformation vertraten und direkten Einfluss auf Obrigkeit und Bauernschaft ausübten. Faszinierenderweise sahen schon diese Zeitgenoss*innen die Zusammenhänge der Bewegung in einer Weise, wie es auch die frühe Geschichtswissenschaft bereits tat. Dies lässt den Schluss zu, dass sich diese Personen über ihren Einfluss im Klaren waren und diesen in ihrem Interesse zu steuern wussten. Im Zuge der vorliegenden Arbeit werden drei dieser einflussreichen Persönlichkeiten herangezogen: Martin Luther, der zwar ein theologisches Konzept stellte, aber die Umsetzung der Bäuerinnen und Bauern ideologisch kritisierte, weiters Ulrich Zwingli, der eine Art Mediatorenrolle innehatte, sowie drittens Thomas Müntzer, welcher als Agitator der Aufstände fungierte.

3.1 *Martin Luther*

Auch wenn andere reformatorische Prediger die Bauernaufstände mehr gefördert, unterstützt und religiös untermauert hatten, ist es Martin Luther, der wohl am intensivsten mit dem Thema verbunden wird. Zu sehr ist seine Lehre vom „reinen Wort Gottes“²³ damit assoziiert. Selbst bei einer oberflächigen Recherche zum Thema Bauernkrieg und Reformation finden sich unweigerlich die Schriften Luthers, der als Zeitgenosse über die Ereignisse schrieb. Zahllose Publikationen befassen sich mit Veröffentlichung, Aufbau und Auslegung seiner Standpunkte.²⁴ Auch muss ausdrücklich erwähnt wer-

22 Zur Wichtigkeit der Prediger: Maurer, Prediger.

23 Hier bezogen auf ein Alleinstellungsmerkmal der protestantischen Theologie. Die Bibel ist der Kern und die Quelle des Glaubens. Die Autorität anderer Dogmen wird nicht anerkannt: Luther 2017, o. D., [<https://www.luther2017.de/de/reformation/und-kultur/bild-bibel/sola-scriptura/index.html>], eingesehen 12.2.2020.

24 Hierzu, im Zusammenhang der Bauernkriege, etwa: Althaus, Luthers Haltung; Michael Beyer, Die drei Bauernkriegsschriften Martin Luthers von 1525, in: Werner Greiling/Thomas Müller/Uwe Schirmer (Hrsg.), Reformation und Bauernkrieg (Quellen und Forschungen zu Thüringen im Zeitalter der Reformation 12), Köln 2019, S. 241–258.

den, dass Luthers Meinung zum Thema eine längerfristige Entwicklung durchmachte. Ab Mitte des Jahres 1525 dürfte er die Zwölf Artikel gekannt haben, denn er reagierte mit der Schrift „Ermahnung zum Frieden auf die Zwölf Artikel der Bauernschaft in Schwaben“ auf die Forderungen. Darin erkannte er die wirtschaftliche sowie rechtliche Not der bäuerlichen Bevölkerung an und ersuchte die Fürsten, einen Kompromiss zu suchen. Dennoch sprach er den Bäuerinnen und Bauern ab, sich auf göttliches Recht berufen zu können. Ihre Forderungen seien weltlicher Natur, also seien sie in der weltlichen Rechtsgemeinschaft zu verhandeln. Eine freie Wahl der Pfarrer gestand er einer Gemeinde nur zu, wenn die nächsthöhere Instanz ihr keinen zur Verfügung stellte. Bis zu diesem Zeitpunkt war die Haltung Luthers zwar ablehnend gegenüber der Einstellung, die Konflikte auf Basis von Theologie zu führen, doch sprach er der bäuerlichen Bevölkerung nicht ihre Not ab. Er erkannte an, dass es offensichtlich Probleme gab, diese aber nicht in der Arena des Glaubens auszutragen wären. Außerdem riet er den Herrscher*innen, sich mit den Bäuerinnen und Bauern zu einigen.²⁵

Die Einstellung Luthers radikalisierte sich aber noch im selben Jahr dramatisch. Ausgelöst wurde dies durch seine Reise nach Eisleben. Diese erweiterte er in den Thüringer Raum, wo er den tobenden Bauernaufstand am eigenen Leib erfuhr. Verstört durch die Brutalität und heftige Realität des Konflikts wurde Luther zu seiner wohl berühmtesten Bauernschrift veranlasst: „Wider die räuberischen und mörderischen Rotten der Bauern“. Doch auch hier zeigt sich, dass Luthers literarischer Ausbruch zunächst mit einer Ermahnung zum Frieden gedruckt wurde. Dies lässt die Argumentation zu, dass er keineswegs einseitig gegen die Bauerschaft schrieb. Dass er etwa den Vertrag zwischen dem Schwäbischen Bund und den oberschwäbischen Bäuerinnen und Bauern mit Vor- und Nachwort versah und dafür plädierte, diese Lösung als Vorbild zu nehmen, spricht ebenfalls dafür, dass er eine friedliche Beendigung der Konflikte anstrebte.²⁶ Dennoch bleiben seine Worte rigoros und extrem. Stellenweise findet sich der Aufruf nach der Niederschlagung des Bauernaufstandes. Diese Brutalität kann auch als Reaktion auf die sogenannte „Weinsberger Bluttat“ gewertet werden. Diese Bluttat geschah am Ostersonntag 1525: Es wurden mehrere adlige Personen in der Stadt Weinsberg massakriert.²⁷ Im Juli 1525 kommentierte Luther seine harsche Reaktion in der Schrift „Sendbrief vom harten Büchlein wider die Bauern“ und verteidigte seinen Standpunkt. Die Bäuerinnen und Bauern hätten unrechtmäßig gehandelt, aber die Obrigkeit müsse nun gnädig mit ihnen umgehen. Ein besonderes Feindbild für Luther stellte Thomas Müntzer dar, den er in diesen Fragen als seinen Gegenspieler ansah. Er bezeichnete ihn als „mördischen und blut gyrigen propheten“ und vermutete, dass der Teufel höchstpersönlich durch ihn spreche.²⁸

25 Zur Mühlen, *Reformation und Gegenreformation*, S. 120–121.

26 Ebd. S. 121.

27 Thomas Müller, *Bauernkrieg in Thüringen. Eine kurze rezeptionsgeschichtliche Einführung*, in: Werner Greiling/Thomas Müller/Uwe Schirmer (Hrsg.), *Reformation und Bauernkrieg (Quellen und Forschungen zu Thüringen im Zeitalter der Reformation 12)*, Köln 2019, S. 9–20, hier S. 9.

28 Martin Luther, *Eine schreckliche Geschichte und ein Gericht über Thomas Müntzer*, in: Adolf Laube/Hans Werner Seiffert (Hrsg.), *Flugschriften der Bauernkriegszeit*, Wien 1978 S. 499–505, hier S. 499.

3.2 Ulrich Zwingli

Trotz seines bedeutenden Einflusses auf die Ideen des Bauernkrieges spielt Ulrich Zwingli in der Literatur meist eine untergeordnete Rolle. Zwar nahm er eine zentrale meinungspolitische Funktion ein – vor allem die radikalen sozial-wirtschaftlichen Ideen wurden durch die bäuerliche Bevölkerung rezipiert – doch gibt es ein großes Ungleichgewicht in der Forschung und dem populären Wissen zugunsten Martin Luthers.²⁹ Dennoch war es Ulrich Zwingli, der sich im theologischen Austausch auf die Seite der Aufständischen stellte. Auch wenn er deren gewalttätiges Vorgehen nicht guthieß, war er nicht einverstanden mit den anderen Reformatoren, die das Aufbegehren als einen Akt gegen die religiöse Ordnung des Evangeliums ansahen.³⁰ Zu bedenken ist dabei, dass die bäuerlichen Aufstände im Züricher Raum anders verliefen als etwa in Thüringen. Auch wenn es Stimmen gibt, die zu Recht darauf hinweisen, dass sich die Sphären der Einflüsse zwischen verschiedenen theologischen Ausrichtungen nicht immer konkret trennen lassen,³¹ war es Zwingli, der eine direkte politische Einflussnahme ausübte. Im Züricher Raum kamen schon 1523 Forderungen auf, welche denen des deutschen Bauernkrieges ähnelten, z. B. die Beschwerde über Zehentabgaben, die für zu groß gehalten wurden oder nicht im Interesse der Bevölkerung eingesetzt würden. Zwingli verfasste in dieser Zeit mehrere Schriften und fungierte als Mediator zwischen der Obrigkeit und der Bevölkerung, etwa mit den 1523 erschienenen Schriften „Von Göttlicher und menschlicher Gerechtigkeit“ und „Wer Ursache zum Aufruhr gibt“³². Dem Volk wurde zugestanden, dass es das Wort Gottes vernehmen dürfe und in weiterer Folge nicht die Obrigkeit angreifen werde. Dank dieser Zugeständnisse blieb die Lage ruhig.³³ Als sich die Situation 1525 durch die deutschen Bauernunruhen zuspitzte, lag es wieder an Zwingli, moderierend einzugreifen. Die Züricher Bäuerinnen und Bauern nahmen die Forderungen der Zwölf Artikel teilweise auf. Wieder war der Zehent Diskussionspunkt, aber auch die Pfarrerwahl und die Leibeigenschaft kamen als Themen auf. Vielleicht wurde gerade durch diese Vermittlerposition der Konflikt klein gehalten, und obwohl nur ein kleiner Teil der Forderungen umgesetzt wurde, schien dies der Bevölkerung zu genügen. Der Züricher Rat ließ sich dazu bewegen, die Leibeigenschaft abzuschaffen. Offenbar linderte dies die Not der bäuerlichen Bevölkerung genug, um die Proteste

29 Dadurch, dass es zu keinem größeren Aufstand im Züricher Raum kam, sondern dieser größtenteils durch Mediation von Zwingli verhindert werden konnten, gibt es eigentlich keine weitreichende Literatur zu diesem Thema. Zwar wird manchmal erwähnt, wie wichtig seine Argumentationen für die Bauernbewegung waren, aber er bleibt eine Randfigur: Oberman, *Die Reformation*, S. 146–153. In Bezug auf Balthasar Hubmaier: Wilhelm Mau, Balthasar Hubmaier, Berlin-Leipzig 1912, S. 45–47. Luther hingegen wird in fast jedem Standardwerk zum Thema herangezogen: Franz Brendle, *Das konfessionelle Zeitalter*, Berlin 2010, S. 111–112.

30 Peter Blickle, *Die Reformation im Reich*, Stuttgart 2000³, S. 142–143.

31 Heinz Schilling, *Die deutsche Gemeindereformation. Ein oberdeutsch-zwinglianisches Ereignis vor der „reformatorischen Wende“ des Jahres 1525?*, in: *Zeitschrift für Historische Forschung* 14 (1987), Heft 3, S. 325–332, hier S. 330–331.

32 Ch. Scheidegger, *Bauern & Bauernkrieg*, 2002, [<https://www.zhref.ch/themen/reformationsjubilaeum/allgemeineinformationen/huldrych-zwingli/zwingli-lexikon-von-a-bis-z-1/lexikon-b/bauern-bauernkrieg>], eingesehen 17.6.2019.

33 Ulrich Zwingli, *Von göttlicher und menschlicher Gerechtigkeit* (30. Juli 1523), in: Emil Egli (Hrsg.), *Huldreich Zwinglis sämtliche Werke*, Bd. 2, Leipzig 1908, [<http://www.irg.uzh.ch/static/zwingli-werke/index.php?n=Werk.21>], eingesehen 17.6.2019.

nicht weiter fortzusetzen.³⁴ Ähnlich wie Luther bezog sich Zwingli auf die göttliche Ordnung, die rechtens sei und nicht von Menschen bezweifelt werden solle. Direkte Äußerungen Zwinglis zu Luthers Aussagen oder Müntzer und die Situation in Mühlhausen sind bei der vorliegenden Recherche nicht aufgetaucht.

3.3 *Thomas Müntzer*

Als letzter Prediger wird Thomas Müntzer behandelt. Er ist als Gegenspieler Luthers zu sehen – begonnen hatte er jedoch als dessen Anhänger. Über Müntzers frühes Leben ist wenig bekannt, er stammte vermutlich aus einer stadtbürgerlichen Familie. Erst mit seiner Immatrikulation 1506 in Leipzig bzw. 1512 in Frankfurt gibt es einen gesicherten Anhaltspunkt. Das Studium brach er, vermutlich aus beruflichen Gründen, ab. Danach verdingte er sich als Lehrer, bis er um 1514 die Priesterweihe erhielt. Er nahm ein Altarpfund³⁵ in Braunschweig an und hatte nun intensiven Kontakt zu angesehenen Familien, die frühreformatorische Ansichten pflegten. Zwischen 1517 und 1519 sind Besuche in Wittenberg nachgewiesen. Schon in dieser Zeit formulierte er Kirchenkritik und befasste sich intensiv mit Humanismus und Mystik. 1521 erhielt er erstmals die Gelegenheit, vor einer großen Menge zu predigen. Seine Ansichten entfachten einen heftigen Streit mit den konservativen Kräften der Stadt, dieser mündete in seiner Entlassung. Von da an ging er zuerst nach Böhmen und dann auf Wanderschaft. Stationen waren wahrscheinlich Jena, Weimar und Erfurt. 1523 wurde Müntzer wieder sesshaft und betreute, diesmal in deutscher Sprache, die Allstädter Gemeinde der Johanneskirche als Prediger. In dieser Zeit wird erstmals deutlich, wie sich Müntzer von Luther theologisch abgrenzte: Er entwickelte eine zunehmend ablehnende Haltung gegenüber dem Adel und hielt immer politischere Reden. Dabei argumentierte er für den Einsatz von Gewalt, da gegenüber Gottlosen dieses Mittel erlaubt wäre.³⁶

Nach der Zerstörung einer nahegelegenen Kapelle beschuldigten Müntzers Gegner ihn und seine Anhänger dieser Handlung, was zu seiner Entlassung führte. In Mühlhausen ist dann seit Mitte August 1524 seine Anwesenheit wieder nachweisbar. Er wurde freundlich aufgenommen und begann dort, den Gottesdienst zu reformieren und in deutscher Sprache zu halten. Auch hier ließ Streit nicht lange auf sich warten und in Folge von Unruhen wurden elf Artikel verbreitet. Diese dürften von Müntzer bearbeitet worden sein. Dies mündete sogar in der Gründung eines militärischen Bundes, der allerdings scheiterte. Anfang Oktober musste Müntzer mit anderen Beteiligten die Stadt verlassen. Zeitgleich begannen im Südwesten die ersten Unruhen der Bauernkriege. Seine Reaktionen darauf sind nicht bekannt, wohl aber, dass er sich jetzt immer mehr von Luthers Reformationsideen absetzte und diese zu kritisieren begann. In den Bäuerrinnen und Bauern sah er die Gewalt Gottes, die sein Werk durchsetzen müssten, da

34 Scheidegger, *Bauern & Bauernkrieg*.

35 Geistliches Amt mit den daraus resultierenden Einkünften: Jacob Grimm/Wilhelm Grimm, *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 13, Leipzig 1889, Sp. 1799-1801.

36 Armin Gebhardt, *Thomas Müntzer. Revolution statt Reformation. Eine Studie*, Marburg 2004, S. 29.

es die Adeligen nicht taten. Dies alles geschah unter dem Eindruck, sich bereits in der Endzeit zu befinden und die Welt auf die erneute Ankunft Christis vorzubereiten.³⁷

Radikal war seine Vorstellung, die Dualität von weltlicher und geistiger Macht aufzulösen und so eine komplette Systemänderung zu erreichen. Diese Revolution sollte von Mühlhausen ausgehen. Müntzer überschätzte aber die militärischen Bedrohungen, die der Reichstadt von verschiedenen Seiten drohten. Nicht nur braute sich Unruhe durch das mögliche Eingreifen von ehemaligen Schutzmächten der Stadt zusammen, die der Reformation nicht positiv gegenüberstanden, sondern auch durch den theologischen Schlagabtausch von Müntzer und Luther. Noch war aber kein Angriff gestartet worden. Bis jetzt ließen sich die gewalttätigen Ereignisse als Notwehr zusammenfassen.³⁸ Während sich rund um das Gebiet langsam die Aufstände ausbreiteten, wuchs die Kampfesstimmung, aber erst gegen Ostern 1525 eskalierte sie. Rasant wurde die Ordnung der Gesellschaft gestört. Während in anderen Gebieten darauf mit Furcht reagiert wurde, freute sich Müntzer über die Ereignisse. Schon früher hatte er, im Gegensatz zu Luther, eine theologische Erlaubnis zum Aufruhr formuliert. So wurde Mühlhausen schnell zu einem Zentrum für Aufständische.³⁹

Während immer mehr Sympathisant*innen eintrafen, änderte Müntzer seine theologische Argumentation ab. Zuvor war es um eine innere Vorbereitungszeit für die Veränderung der Welt gegangen. Jetzt kehrte sich diese nach außen. Auch die reale Welt müsse umgestaltet werden, damit der Glaube ans Ziel gelangen könne. Solange der Mensch und seine Existenz bedroht wären, könne der wahre Glaube nicht entstehen.⁴⁰ So erhielt der Konflikt in Mühlhausen eine ganz andere theologische Dimension als in anderen Orten. Mit April wurde die Situation dann gewalttätig: Während zuvor die Musterung und Ansammlung von Truppen im Vordergrund gestanden hatten, wurden nun das Rathaus belagert und die Stadttore besetzt. Anschließend stürmten die Truppen das nahegelegene Kloster und vertrieben die Geistlichen. Der Mob wurde danach noch größer und plünderte das Gebiet weiter. Die Verhandlungsbasis war durch diese Ausbrüche der Gewalt geschwächt. Weitere Exzesse der Brutalität, Brandstiftung und Zerstörung folgten. Gerade in dieser Situation wurde der Bewegung die theologische Legitimation, nicht nur von wissenschaftlicher Seite, abgesprochen. Viele Historiker*innen deuten die Situation in der Literatur als Klassenkampf.⁴¹ Tatsächlich scheint es viele Indizien zu geben, die für diese These sprechen, wie etwa die Änderung jener theologischen Begründung, die Gewalt leichter zulässt. Während es in anderen Gebieten darum ging, die Lage von bestimmten Schichten zu verbessern, aber das System nicht komplett zu verändern, ging es in Mühlhausen um eine radikale Kehrtwendung.

37 Günter Vogler, Müntzer, Thomas, in: Deutsche Biographie, o. D., [<https://www.deutsche-biographie.de/sfz67128.html>], eingesehen 18.6.2019.

38 Hans-Jürgen Goertz, Thomas Müntzer. Revolutionär am Ende der Zeiten. Eine Biographie, München 2015, S. 197–199.

39 Ebd., S. 199–202.

40 Ebd., S. 203.

41 Ebd., S. 203–206.

4. Raum, Reformation und Bauernkrieg

So wie es verschiedene individuelle Meinungen im Lager der Reformation gab, so muss immer die räumliche Dimension mitgedacht werden, denn die unterschiedlichen Standpunkte waren dadurch beeinflusst. Der Verlauf der Bauernbewegungen ging 1525 über Schwaben hinaus, von Franken bis nach Thüringen. In Oberschwaben konnte schon im April ein Vertrag zwischen Obrigkeit und Aufständischen geschlossen werden. Weniger rechtlich abgesichert ging es in Thüringen zu, wo Thomas Müntzer schließlich starb. Auch im heutigen Salzburger Raum, im Elsass, Franken, Tirol, Sachsen und Kärnten kam es zu Aufständen.⁴² Bayern, der Norden und der Nordosten des Reiches blieben hingegen unberührt.⁴³

Natürlich gab es zwischen den verschiedenen Territorien Überlappungen. Es lassen sich nicht nur unterschiedliche Beweggründe für Gebiete ausmachen, sondern ebenso voneinander abweichende Intensitäten der Gewalt bzw. der Verhandlungen. Der Bauernkrieg 1525 verlief in Tirol anders als in Thüringen, Sachsen oder in Gebieten der Eidgenossenschaft. Auch die Agrarstruktur war mannigfaltig und nicht kohärent. Ebenso muss festgehalten werden, dass es etwa im Thüringer Raum sogar Schutz vor Willkür bei den Abgabenregelungen für Bäuerinnen und Bauern gab. Es waren also nicht alle der Macht der Obrigkeit schutzlos ausgeliefert. Dennoch gibt es gemeinsame Nenner, die die Bewegungen zusammenhielten. Neue Belastungen, Steuern und Verbote, das Wort Gottes nach dem Vorbild Luthers zu predigen, machten „dem gemeinen Mann“ das Leben schwer.⁴⁴ Doch auch oder vielmehr vor allem in Gebieten, in denen argumentiert werden könnte, die wirtschaftliche Situation der bäuerlichen Bevölkerung wäre gar nicht so schlecht gewesen, waren die Reformation und deren Lehren ein wichtiges Triebmittel. Gerade die endzeitliche Stimmung, die heraufbeschworen wurde, ließ die Situation eskalieren.⁴⁵ Luther wollte die Aufstände zwar nicht, war aber mit seiner Lehre Schlüsselfigur und Motivator. Nicht nur Lehre und Wohlstand müssen als Faktoren gesehen werden, sondern auch die Strukturen der Gemeinden selbst. Diese waren äußerst vielfältig hinsichtlich Organisation und Partizipation.⁴⁶ In einigen Gemeinden gab es schlicht keinen Bedarf, sich gegen die Obrigkeit aufzulehnen.

Wieder anders stellte sich die Situation in Tirol dar. Hier wurden die Zwölf Artikel vermutlich sogar noch rascher verbreitet als in den anderen Erbländen der Habsburger. Schon im Zeitraum zwischen Januar und Februar 1525 kam es zu Unruhen der Bergknappen gegen ihre Verwaltung. Doch erst die versuchte Hinrichtung eines Bauern führte zu Ausschreitungen. Ihnen schlossen sich Handwerker*innen und ein Teil des

42 Zur Mühlen, *Reformation und Gegenreformation*, S. 117–120.

43 Uwe Schirmer, *Die Ursachen des Bauernkrieges in Thüringen. Eine sozial-, verfassungs- und reformationsgeschichtliche Spurensuche*, in: Werner Greiling/Thomas Müller/Uwe Schirmer (Hrsg.), *Reformation und Bauernkrieg (Quellen und Forschungen zu Thüringen im Zeitalter der Reformation 12)*, Köln 2019, S. 21–70, hier S. 39.

44 Schirmer, *Ursachen des Bauernkrieges*, S. 21–23.

45 Ebd., S. 26–36.

46 Peter Bierbrauer, *Die ländliche Gemeinde im oberdeutsch-schweizerischen Raum*, in: Peter Blickle (Hrsg.), *Landgemeinde und Stadtgemeinde in Mitteleuropa. Ein struktureller Vergleich*, München 1991, S. 169–190.

Bürgertums an. Sie wählten einen Anführer, anschließend wurde der Aufstand durch Boten rasch verbreitet. Der Anführer, Michael Gaismair, erweiterte das Programm der Zwölf Artikel durch seine Veröffentlichung der 62 Meraner Artikel. Die hier enthaltenen Forderungen waren weitaus radikaler und können nicht mehr als reformatorisches Programm gesehen werden. Nachdem Gaismair eine Niederlage in Tirol einstecken musste, floh er zuerst in die Schweiz, wurde aber 1526 wieder aktiv, diesmal im Erzstift Salzburg. Hier war die Zusammensetzung des Aufstandes anders: Bäuerinnen und Bauern spielten eine eher untergeordnete Rolle. Außerdem war der Landesfürst ein Geistlicher. Munition für diesen Aufstand lieferte der dortige Zentralismus. Auch hier war es die öffentliche Empörung über eine Hinrichtung, die das Fass zum Überlaufen brachte. Zunächst wurde die Stadt Salzburg eingenommen und eine „Landschaft“ gegründet. Hierbei ist interessant, dass sich ihr ebenfalls Adelige anschlossen. Es wurden eigene Artikel verfasst, die sich aber im Gegensatz zu denen aus Meran auf das Evangelium beriefen. In diesen gab es auch weltliche Forderungen, doch die ersten sieben richteten sich maßgeblich gegen die Missstände in der Kirche.⁴⁷ Durch diesen recht knappen Einblick lässt sich schon ein Gefühl dafür bekommen, wie unterschiedlich die Zusammensetzung der Aufstände war. Dadurch erklären sich die verschiedenen Schwerpunkte bei den Forderungen, die dennoch vom roten Faden des Reformationsgedankens durchzogen sind.

Die reformatorischen Gedanken, die in den Bauernbewegungen aufgekommen waren, gingen aber nicht mit diesen unter. Sie lebten weiter und bildeten die Grundlage für spätere Aufstände: In Salzburg führte die Niederlage der Bäuerinnen und Bauern zu einer Vertiefung des neuen Evangeliumsverständnisses und auch in Tirol bildeten sich interessante religiöse Bewegungen.⁴⁸ So etablierten sich die Wiedertäufer unter Hans Hut oder Balthasar Hubmaier. Letzterer stand zunächst in enger Verbindung mit Zwingli, bis ihre theologischen Differenzen zu groß wurden.⁴⁹ Dieses Auseinanderdriften der reformatorischen Teilgruppen setzte sich jahrzehntelang fort und die Ergebnisse dieser Zersplitterung lassen sich noch heute konstatieren, etwa in den Täufergruppen, die im amerikanischen Raum die Zeit überdauerten. Die Konflikte lebten bis ins 17. Jahrhundert weiter und kamen 1618 mit dem Dreißigjährigen Krieg wieder an die Oberfläche, nämlich im oberösterreichischen Bauernkrieg von 1626. Ein Jahrhundert nach dem sogenannten deutschen Bauernkrieg widersetzte sich die Zivilbevölkerung der Einsetzung katholischer Pfarrer und den schweren Auflagen, die durch die Kriegssituation noch verschlimmert wurden.

47 Roland Schäffer, *Der obersteirische Bauern- und Knappenaufstand und der Überfall auf Schladming 1525* (Militärische Schriftenreihe 62), Wien 1989, S. 9–11.

48 Peter Barton, *Der vorweggenommene Bauernkrieg. Der Modellfall Innerösterreich*, in: ders. (Hrsg.), *Sozialrevolution und Reformation. Aufsätze zur Vorreformation, Reformation und zu den „Bauernkriegen“ in Südmitteleuropa*, Wien-Köln-Graz 1975, S. 62–72, hier S. 64.

49 Bernd Moeller, *Hubmaier, Balthasar* in: *Deutsche Biographie*, o. D., [<https://www.deutsche-biographie.de/sfz34098.html>], eingesehen 21.6.2019.

5. Fazit

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass beide Entwicklungen – Bauernkrieg und Reformation – schon früh Verquickungen aufwiesen und ähnliche Ideen verbreiteten. Beide hatten ihre Ausgangspunkte im selben Jahrhundert und konnten durch dieselben Faktoren erstarken bzw. Durchsetzungskraft erhalten. Die eine Bewegung war jedoch zum Scheitern verurteilt, während die andere sich stabilisierte.⁵⁰ Diese Arbeit machte im ersten Kapitel die parallele Entwicklung, welche die Reformation und die bäuerlichen Widerstände gemeinsam durchliefen, deutlich, ebenso die historiografischen Zuschreibungen und narrative Entwicklung, die das Thema erfuhr. Dies führte zu der nächsten Ebene, den persönlichen Verstrickungen und Meinungen der Zeitgenoss*innen zur Thematik. Das Herunterbrechen auf drei sehr verschiedene Persönlichkeiten erlaubte einen nuancierten Blick auf diese Verflechtungen und machte deutlich, welche unterschiedlichen und differenzierten Meinungen es gab. Danach folgte das Kapitel, welches sich mit der Frage der räumlichen Entwicklung beschäftigt. Dadurch wurde die Differenziertheit der gesellschaftlichen Ordnung, wirtschaftlichen Ausgangslagen und religiösen Grundhaltungen und Tendenzen verdeutlicht. Infolge dessen müssen die Fragen, die anfangs gestellt wurden, zur Überprüfung der formulierten Thesen noch einmal in Erinnerung gerufen werden.

(1) Inwieweit ist der Vorwurf zutreffend, die reformatorischen Ideen wären nur ein Vehikel gewesen, um wirtschaftliche Interessen der Bäuerinnen und Bauern durchzusetzen? (2) Welche Gemeinsamkeiten und Wechselwirkungen gab es zwischen Reformation und Bauernkrieg? So werden die Leser*innen bemerken, dass gerade die erste Frage und die zusammenhängende These bestätigt werden können. Zwar waren es auch ökonomische Faktoren, welche die bäuerliche Bevölkerung zum Aufstand brachten, doch muss die Rolle der Religion anders betrachtet werden als in der Gegenwart. Der christliche Glaube durchdrang alle Bevölkerungsschichten gleichermaßen auf eine intensive Art, die heute beinahe nicht mehr verstanden werden kann. Er spielte im Alltagsleben eine vollkommen andere Rolle als zum jetzigen Zeitpunkt. Deshalb wurde die nachfolgende These (1) weitestgehend bestätigt: Obwohl der Vorwurf, nur eine wirtschaftliche Strategie zu verfolgen, eine beliebte Argumentationslinie ist, kann zumeist die Wichtigkeit der reformatorischen Ideen nicht von der Hand gewiesen werden. Sie können nicht nur zweitrangig neben wirtschaftlichem Interesse stehen gelassen werden. Schwieriger wird es bei der zweiten These: Reformation und Bauernkrieg fungierten füreinander als Motor für Ideen und deren Umsetzung. Dafür ist das Kapitel, welches sich mit der personellen Ebene beschäftigt, ausschlaggebend. Prediger und Geistliche inspirierten mit ihren Aussagen, Auslegungen und Argumenten, waren Mediatoren im Konflikt zwischen Bevölkerungsgruppen, die sich diametral gegenüberstanden. Sie fungierten aber ebenso als Agitatoren und führten den Konflikt auf höhere Ebenen. Auch die Entwicklungen, die zu weiteren Spaltungen führten, sind dabei zu beachten. Hier kann die Argumentation sehr wohl zugelassen werden, dass die per-

50 Auch wenn zu betonen ist, dass es ein langwieriger Prozess war, bis tatsächlich eine Gleichstellung zwischen den Konfessionen erzielt war.

sönliche Entwicklung der genannten Reformatoren während der Zeit des sogenannten deutschen Bauernkrieges eine Entwicklung war, welche die Reformation weiterführte.

Der Glaube an eine höhere Macht und die Aussicht auf ein besseres Leben lassen Menschen immer noch ins Extreme gehen. Es erscheint deshalb aus heutiger Sicht paradox, dass religiöse Beweggründe und wirtschaftliche Forderungen nicht unbedingt gleichrangig nebeneinanderstehen. Die Anordnung in den Zwölf Artikeln wurde von den Bäuerinnen und Bauern und deren Vertreter*innen bewusst gewählt und sollte ihren Standpunkt weiter verdeutlichen.

6. Literatur und Quellen

Althaus, Paul, *Luthers Haltung im Bauernkrieg*, Darmstadt 1971.

Amt der oberösterreichischen Landesregierung, Abteilung Kultur (Hrsg.), *Der oberösterreichische Bauernkrieg 1626*, Katalog zur Ausstellung im Linzer Schloss und im Schloss zu Scharnstein im Almtal von 14.05.1976–31.10.1976, Linz 1976.

Barton, Peter (Hrsg.), *Sozialrevolution und Reformation. Aufsätze zur Vorreformation, Reformation und zu den Bauernkriegen in Südmitteleuropa*, Wien-Köln-Graz 1975.

Ders., *Der vorweggenommene Bauernkrieg. Der Modellfall Innerösterreich*, in: ders. (Hrsg.), *Sozialrevolution und Reformation. Aufsätze zur Vorreformation, Reformation und zu den „Bauernkriegen“ in Südmitteleuropa*, Wien-Köln-Graz 1975, S. 62–72.

Beyer, Michael, *Die drei Bauernkriegsschriften Martin Luthers von 1525*, in: Werner Greiling/Thomas Müller/Uwe Schirmer (Hrsg.), *Reformation und Bauernkrieg (Quellen und Forschungen zu Thüringen im Zeitalter der Reformation 12)*, Köln 2019, S. 241–258.

Bierbrauer, Peter, *Die ländliche Gemeinde im oberdeutsch-schweizerischen Raum*, in: Peter Blickle (Hrsg.), *Landgemeinde und Stadtgemeinde in Mitteleuropa. Ein struktureller Vergleich*, München 1991, S. 169–190.

Blickle, Peter, *Der Bauernkrieg*, München 2011⁴.

Ders. (Hrsg.), *Zwingli und Europa: Referate und Protokoll des internationalen Kongresses aus Anlass des 500. Geburtstages von Huldrych Zwingli vom 26.–30. März 1984*, Göttingen 1985.

Ders., *Die Reformation im Reich*, Stuttgart 2000³.

Brendle, Franz, *Das konfessionelle Zeitalter*, Berlin 2010.

Flicker, Willi, *Der oberösterreichische Bauernkrieg von 1626 in seinem politischen, konfessionellen, sozialen und kulturellen Umfeld*, Dipl. Innsbruck 1991.

Furtwängler, Martin, *Tagungsbericht. Bauernkrieg und Revolution. 200 Jahre Wilhelm Zimmermann – Ein Radikaler aus Stuttgart*, 02.03.2007 Stuttgart, in: *H-Soz-Kult*, 11.04.2007, [www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-1532], eingesehen 11.2.2020.

Gebhardt, Armin, Thomas Müntzer. Revolution statt Reformation. Eine Studie, Marburg 2004.

Goertz, Hans-Jürgen, Thomas Müntzer. Revolutionär am Ende der Zeiten. Eine Biographie, München 2015.

Grimm, Jacob/Grimm, Wilhelm, Deutsches Wörterbuch, Bd. 13, Leipzig 1889.

Hamm, Berndt, Bürgertum und Glaube. Konturen der städtischen Reformation, Göttingen 1996.

Heiligsetzer, Georg, Der oberösterreichische Bauernkrieg 1626 (Militärhistorische Schriftenreihe Heft 32), Wien 1976.

Laube, Adolf/Seiffert, Hans Werner (Hrsg.), Flugschriften der Bauernkriegszeit, Wien 1978.

Luther, Martin, Eine schreckliche Geschichte und ein Gericht über Thomas Müntzer, in: Adolf Laube/Hans Werner Seiffert (Hrsg.), Flugschriften der Bauernkriegszeit, Wien 1978, S. 499–505.

Luther 2017, o. D., [<https://www.luther2017.de/de/reformation/und-kultur/bild-bibel/sola-scriptura/index.html>], eingesehen 12.2.2020.

Lutz, Heinrich, Reformation und Gegenreformation (Oldenbourg Grundriss der Geschichte 10), München 1997⁴.

Lutz, Volker, Der Aufstand von 1596 und der Bauernkrieg von 1626 in und um Steyr (Veröffentlichung des Kulturamtes der Stadt Steyr Folge 33), Steyr 1976.

Mau, Wilhelm, Balthasar Hubmaier, Berlin-Leipzig 1912.

Maurer, Justus, Prediger im Bauernkrieg, Stuttgart 1979.

Moeller, Bernd, Hubmaier, Balthasar in: Deutsche Biographie, o. D., [<https://www.deutsche-biographie.de/sfz34098.html>], eingesehen 21.6.2019.

Mörke, Olaf, Die Reformation. Voraussetzungen und Durchsetzung (Enzyklopädie deutscher Geschichte 74), München 2005.

Müller, Thomas, Bauernkrieg in Thüringen. Eine kurze rezeptionsgeschichtliche Einführung, in: Werner Greiling/Thomas Müller/Uwe Schirmer (Hrsg.), Reformation und Bauernkrieg (Quellen und Forschungen zu Thüringen im Zeitalter der Reformation 12), Köln 2019, S. 9–20.

Oberman, Heiko, Die Reformation. Von Wittenberg nach Genf, Göttingen 1986.

Schäffer, Roland, Der obersteirische Bauern- und Knappenaufstand und der Überfall auf Schladming 1525 (Militärische Schriftenreihe 62), Wien 1989.

Scheidegger, Chr., Bauern & Bauernkrieg, 2002, [<https://www.zhref.ch/themen/reformationsjubilaem/allgemeine-informationen/huldrych-zwingli/zwingli-lexikon-von-a-bis-z-1/lexikon-b/bauern-bauernkrieg>], eingesehen 17.6.2019.

Schilling, Heinz, Die deutsche Gemeindereformation. Ein oberdeutsch-zwinglianisches Ereignis vor der „reformatorischen Wende“ des Jahres 1525?, in: Zeitschrift für Historische Forschung 14 (1987), Heft 3, S. 325–332.

Schirmer, Uwe, Die Ursachen des Bauernkrieges in Thüringen. Eine sozial-, verfassungs- und reformationsgeschichtliche Spurensuche, in: Werner Greiling/Thomas Müller/Uwe Schirmer (Hrsg.), Reformation und Bauernkrieg (Quellen und Forschungen zu Thüringen im Zeitalter der Reformation 12), Köln 2019, S. 21–70.

Schulze, Winfried, Deutsche Geschichte im 16. Jahrhundert. 1500–1618, Darmstadt 1997.

Sperling, Heinrich, Möglichkeiten zu sozialem und politischem Lernen in der deutschen Geschichte. Eine Untersuchung des Bauernkrieges, in: Reiner Wohlfeil (Hrsg.), Der Bauernkrieg 1524–26. Bauernkrieg und Reformation, München 1975, S. 246–279.

Vogler, Günter, Müntzer, Thomas, in: Deutsche Biographie, o. D., [<https://www.deutsche-biographie.de/sfz67128.html>], eingesehen 18.6.2019.

Wehler, Hans-Ulrich (Hrsg.), Der Deutsche Bauernkrieg 1524–1526 (Geschichte und Gesellschaft Sonderheft 1), Göttingen 1975.

Wohlfeil, Reiner (Hrsg.), Bauernkrieg 1524–25. Bauernkrieg und Reformation (Nymphenburger Texte zur Wissenschaft 21), München 1975.

zur Mühlen, Karl Heinz, Reformation und Gegenreformation, Göttingen 1999.

Zwingli, Ulrich, Von göttlicher und menschlicher Gerechtigkeit (30. Juli 1523), in: Emil Egli (Hrsg.), Huldreich Zwinglis sämtliche Werke, Bd. 2, Leipzig 1908, [<http://www.irg.uzh.ch/static/zwingli-werke/index.php?n=Werk.21>], eingesehen 17.6.2019.

Ders., Wer Ursache gebe zu Aufruhr usw. (7. Dezember resp. 28. Dezember 1524), in: Emil Egli (Hrsg.), Huldreich Zwinglis sämtliche Werke, Bd. 3, Leipzig 1914, [<http://www.irg.uzh.ch/static/zwingli-werke/index.php?n=Werk.42>], eingesehen 25.6.2019.

Sabrina Martina Pilsinger ist Studentin des Masterstudiengangs Geschichte und seit 2017 studentische Mitarbeiterin an der Universität Innsbruck.
sabrina.pilsinger@student.uibk.ac.at

Zitation dieses Beitrages

Sabrina Pilsinger, Reformation und Bauernkrieg, in: *historia.scribere* 12 (2020), S. 261–276, [<http://historia.scribere.at>], eingesehen 15.6.2020 (=aktuelles Datum).

Das Brautinventar der Paola Gonzaga: Hochzeitswagen und Brauttruhen

Wolfgang D. Wanek

Kerngebiet: Mittelalter

eingereicht bei: Ao. Univ. Prof. MMag. Dr. Christina Antenhofer

eingereicht im: WiSe 2018/2019

Rubrik: Seminar-Arbeit

Abstract

The bride inventory of Paola Gonzaga: bridal cart and chests

The following paper takes a closer look at the bridal cart and chests of the Mantuan princess Paola Gonzaga, who was sent to marry Leonhard of Gorizia in 1478. With her she brought an adequate dowry, which was listed in an inventory. Based on this document, aspects of the material culture of the time shall be discussed and used to gain insights into the daily life of women and their situation in the 15th century. The analysis will focus on two categories of Paola's dowry: the partly preserved chests and the luxurious bride cart and its accessories. Those objects also shed light onto the socio-political situation of the late medieval period, and provide insights into the mechanism and imaginaries of medieval dynastic representation, namely of the Gonzaga family.

1. Einleitung

Wird die Frage nach der Lebensweise und den Lebensumständen der fürstlichen Ehefrauen des Spätmittelalters gestellt, können viele Aspekte mit den unterschiedlichsten Herangehensweisen untersucht werden. Wie war die soziale Situation der verschickten Töchter? Was waren die Bedürfnisse solcher Edeldamen und welche Probleme ergaben sich, wenn der Destinationsort kulturell andersartig als die Heimat war? Derartige Fragestellungen ließen sich beispielsweise durch prosopografische Fallstudien beantworten. Je größer der dabei untersuchte Personenkreis, desto größer ist jedoch die

Gefahr, dass die Auswertung nur generalisierende Aussagen zulässt, die jeweils spezifischen Umstände aber nicht berücksichtigt werden. Die vorliegende Arbeit möchte gerade die individuelle Ebene mittelalterlicher Lebenswelten in den Blick nehmen, um sich obigen Fragestellungen anzunähern. Durch die intentionelle Beschränkung auf eine einzelne Quelle zu einer bestimmten Person rückt das Leben eines konkreten Individuums in den Mittelpunkt. Die mikrohistorische Perspektive lässt dabei Detailrückschlüsse auf die untersuchte Person bzw. ihre Lebensumstände zu.

Im konkreten Fall wird das Brautinventar der Paola Gonzaga unter die Lupe genommen, welches zu ihrer Hochzeit (am 15. November 1478 in Bozen) mit Leonhard von Görz angefertigt wurde. Darin wurde alles von Wert gelistet, was der Braut in die neue Heimat mitgegeben wurde. Ein Vorteil gegenüber narrativen Quellen ist die weitestgehend emotionslose Form. So wird ein objektiver Einblick ermöglicht, auch wenn eine Interpretation in allen Punkten erforderlich ist, um zu weiterführender Information zu gelangen. Gerade diese Interpretation bleibt in der bisher einzigen und nur bedingt genauen Edition des Inventars aus.¹ Dieses Manko soll hier für einen kleinen Teil des Inventars behoben werden. Die zentrale These ist, dass sich aus der Auswahl der Objekte und deren Beschaffenheit weitergehende Rückschlüsse auf die persönlichen Lebensumstände der Paola Gonzaga sowie die politische Praxis der Mitgift ziehen lassen.

In dieser Arbeit wird ausschließlich auf die Truhen, in denen der Rest des Inventars verstaut wurde, sowie den Hochzeitswagen, der die Braut sicher gen Norden geleiten sollte, genauer eingegangen. Das Besondere daran ist, dass von diesen 18 Truhen die zwei prächtigsten Paare mehr oder weniger erhalten sind und somit das Brautinventar optisch greifbar wird. Näheres zum ersten Truhenpaar findet sich in einer Publikation Eduard Coudenhove-Erthals aus dem Jahr 1931.² Das andere Truhenpaar hat größere Aufmerksamkeit in der Forschung erfahren.³ Darüber hinaus soll anhand von zeitnahem Vergleichsmaterial eine wahrscheinliche Form des Wagens gezeigt und besprochen werden. Um einen Einblick in die Zeit der Paola Gonzaga und ihre Person selbst zu erhalten, ist das Werk „Briefe zwischen Süd und Nord“⁴ von Christina Antenhofer unverzichtbar, da sich einige der Briefe mit den Objekten des Inventars verknüpfen lassen.

1 Stand Jänner 2019: Maria Kollreider, *Madonna Paola Gonzaga und ihr Brautschatz* (Schlern-Schriften 98), Innsbruck 1952.

2 Eduard Coudenhove-Erthal, *Die Reliquienschreine des Grazer Doms und ihre Beziehung zu Andrea Mantegna* (Kunstdenkmäler der Steiermark 2), Graz 1931.

3 Daniela Gregori, *Die Brauttruhen der Paola Gonzaga. Zu Herkunft, Ikonographie und Autorenfrage der Cassone-Tafeln* (Veröffentlichungen des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum 79), Innsbruck 1999; Robert Wlattnig, *Die Restaurierung der Millstätter Gonzagatruhe und zur Kontroverse um ihren zukünftigen Aufstellungsort*, in: *Rudolfinum – Jahrbuch des Landesmuseums für Kärnten* 3 (2002), S. 289–303; Claudia Sporer-Heis, *Mitgift und Morgengabe. Hochzeit und Politik um 1500*, in: Marco Abate (Hrsg.), *Circa 1500. Leonhard und Paola. Ein ungleiches Paar. De ludo globi. Vom Spiel der Welt. An der Grenze des Reiches*, Katalog zur Landesausstellung 2000, Mailand 2000, S. 138–143.

4 Christina Antenhofer, *Briefe zwischen Süd und Nord. Die Hochzeit und Ehe von Paola de Gonzaga und Leonhard von Görz im Spiegel der fürstlichen Kommunikation (1473–1500)* (Schlern-Schriften 336), Innsbruck 2007.

2. Die Quelle

Das Brautinventar der Paola Gonzaga ist im Tiroler Landesarchiv unter der Signatur A 202/8 zu finden.⁵ Es ist grob in die Kategorien Schmuck, Kleidung, Hausrat, Kultisches und Bücher unterteilt. Manche Objektgruppen wie die Truhen oder der Wagen, der als Einzelstück keine eigene Gruppe stellen kann, oder relativ singuläre Objekte bilden zusammen eine Mischkategorie.

Die verwendete Bastarda des 15. Jahrhunderts mit ihrer leicht kalligrafischen Ausformung weist ein insgesamt sehr sauberes und professionelles Schriftbild auf. Von Abkürzungen wurde im Gegensatz zu Zierschleifen nur sparsam Gebrauch gemacht. Für die Erstellung des Inventars stand der oder dem Schreibenden⁶ somit sicherlich ein angemessener Zeitraum zur Verfügung. Die unterschiedlichen Hände bzw. Schriftbilder zeigen, dass es sich bei dem*der Verfasser*in des Deckblatts⁷ um eine andere zeitgenössische schreibende Person als bei jener des Hauptinventars handelte, die aber ebenso aus dem Görzer Umfeld kam. Trotz der Datumsangabe stellt sich die Frage der genauen Datierung. Da die Hochzeit am 15. November 1478 in Bozen stattfand, kann davon ausgegangen werden, dass das Inventar um diese Zeit herum erstellt wurde. Am Beginn des Inventars steht jedoch im Betreff des Schriftstücks:

„Hie nach volget was [...] madona paüla zu irm gemahl unnsrm gnedigstn h(e)rn und landsfürstn von gortz etc. bracht hat. Nemblichn beschechn q(ui)nta no(vem)bris an(no) d(o)m(ini) 1478.“⁸

Der retrospektive Wortlaut zeigt, dass das Inventar erst in Lienz bzw. allerfrühestens zur Hochzeit in Bozen geschrieben wurde. Zu denken gibt der Schlusssatz: Als Datum wird der 5. November 1478 genannt – jedoch nicht als Datierung für das Schriftstück, sondern für das Eintreffen der Paola und ihrer Mitgift, was aber nicht möglich ist, denn Paola war an diesem Tag noch in Mantua. Zwei Tage später brach sie mit 150 Personen im Gefolge nach Bozen auf.⁹ Da die Hochzeit eben erst am 15. November stattfand, kommen mehrere Ursachen für diese Datierung in Frage: Die simpelste wäre, dass die schreibende Person die lateinischen Wörter für „fünfter“ und „fünfzehnter“ verwechselte, was aber bei einer professionellen Hofschreiberin bzw. einem Hofschreiber bezweifelt werden darf. Eine plausiblere Erklärung wäre es, dass diese*r Schreiber*in das Inventar erst geraume Zeit nach der Hochzeit verfasste, sich nicht mehr genau an das Datum erinnern konnte und infolgedessen die zwei Zahlen verwechselt hatte. Es wird also ein zeitlicher Abstand zwischen diesen Ereignissen und dem Verfassen des Inventars bestanden haben, was die Falschdatierung der Schreiberin bzw. des Schreibers begründete.

5 Brautinventar der Paola Gonzaga. Tiroler Landesarchiv (TLA), A 202/8.

6 Welchen Geschlechts die Person war, welche das Inventars geschrieben hat, ist nicht aus diesem zu erfahren.

7 „Inventory was fraw paula geborn von Mantua von Vertigung zu Graf Leonharten von Görz Irm Gemahel gebracht hat 1478.“, in: Brautinventar der Paola Gonzaga. TLA, A 202/8, f. Or.

8 Ebd., f. 1r, 1–5.

9 Antenhofer, Briefe, S. 81.

Oder – und das führt zu der weiterführenden Frage der eigentlichen Autorenschaft – das Inventar ist nur eine Kopie eines in Mantua angefertigten Schriftstücks und die schreibende Person hatte im Nachhinein das dort angegebene Fertigungsdatum aufgrund der zeitlichen Divergenz unreflektiert als Übergabezeitpunkt des Brautschatzes übernommen. Wird nun von einer in Mantua gefertigten Vorlage ausgegangen, so muss festgehalten werden, dass auch diese möglicherweise nie in die unmittelbare Nähe Paolas kam. Es ist eine Liste ihres Eigentums, geschrieben von einer oder einem Untergebenen und keine persönlich verfasste Schrift der Dame. Die Behauptung Paul Schubrings, die Objekte des Inventars wären „von der jungen Frau [Paola Gonzaga] selbst katalogisiert und das Verzeichnis von ihr einer Dienerin diktiert worden“, ist fast aus dem Nichts gegriffen.¹⁰ Während der oben angeführte Betreff als Urheber des Wortlauts eine*n gürzische*n Schreiber*in nahelegt, finden sich im Inventar durchaus Hinweise, welche Schubring auf die Idee gebracht haben könnten, Paola habe ihre Ausstattung selbst katalogisiert. Inmitten der Kategorie „Silber“ finden sich vier Krüge und ein Becher, allesamt ausgewiesen als Geschenke:

„It(e)m ein köphl mit einer vergulthn kron und eine wildn man haben mir geschentt die von Luentz.“¹¹

Nachfolgend werden noch drei weitere bauchige Krüge, sowie ein vergoldeter Silberbecher gelistet;¹² alle mit dem Zusatz, dass sie „mir geschentt“ worden seien. Hier spricht deutlich die Besitzerin dieser Objekte und nicht die oder der Schreibende. Also wurde das Inventar nach Diktion der Eigentümerin dieser Gefäße aufgenommen, wobei die schreibende Person den tatsächlichen Wortlaut verschriftlichte, ohne aus einem „mir“ ein „ihr“ zu machen. Die Frage ist nur, ob besagte Eigentümerin¹³ auch Paola Gonzaga war, so wie es Schubring interpretierte, oder nicht etwa doch ihre Mutter Barbara von Brandenburg. Das läge nahe, weil es die Mutter Paolas war, die für die inhaltliche Zusammenstellung des Inventars verantwortlich war. Das ist einem Brief der Barbara zu entnehmen.¹⁴ Wird der Hypothese gefolgt, dass es Barbara war, die vor der Abfahrt ihrer Tochter die Mitgift inventarisieren ließ, erklärt das auch die Datierung mit „quinta novembris“. Am 5. November müssen die Vorbereitungen für die Brautfahrt auf Hochtouren gelaufen sein, denn noch am 3. November war geplant gewesen, dass Paola schon am fünften Tag des Monats aufbrechen solle.¹⁵ Auch, dass das Inventar in deutscher Sprache¹⁶ gehalten ist, spricht für Barbara. Es würde auch die vielen italienischen Lehnwörter im Inventar erklären, da Paolas Mutter schon seit ihrer Kindheit

10 Paul Schubring, Cassoni. Truhen und Truhenbilder der italienischen Frührenaissance. Ein Beitrag zur Profanmalerei im Quattrocento, Leipzig 1915, S. 356.

11 Die von Lienz, sprich die Görzer: Brautinventar der Paola Gonzaga. TLA, A 202/8, f. 8v, 16–17.

12 Ebd., f. 8v, 18–23.

13 Zumindest zu dem Zeitpunkt als das Inventar diktiert wurde.

14 Antenhofer, Briefe, S. 162.

15 Ebd., S. 80.

16 Paola war des Deutschen zwar mächtig und konnte sich auch mit Leonhard in Deutsch unterhalten, zu Anfang ihrer Ehe waren ihre Deutschkenntnisse aber noch recht mangelhaft. Mit ihrer Dienerschaft in Lienz, die sie aus Mantua mitgebracht hatte, unterhielt sie sich – zum außerordentlichen Missfallen Leonhards – weiterhin auf Italienisch: Ebd., S. 98–99.

in Mantua lebte.¹⁷ Das Zustandekommen des heute überlieferten Inventars lässt sich somit wie folgt nachzeichnen:

- Am 5. November 1478 war Paola noch in Mantua und ein Inventar ihrer Mitgift wurde (zumindest über einige Strecken hinweg¹⁸) von Barbara Gonzaga der schreibenden Person diktiert.
- Besagtes Inventar wurde der jungen Braut und ihrem Gefolge mitgegeben. Es sollte dazu dienen, die Rahmenbedingungen des Heiratsvertrages zu erfüllen; Paola hatte eine Mitgift im Wert von 10.000 Gulden mit sich zu führen und das Inventar fungierte als schriftlicher Nachweis der umfangreichen Ausstattung.¹⁹
- Zu einem späteren Zeitpunkt wurde das Inventar in Lienz abgeschrieben, geordnet und mit der Inhaltsbeschreibung versehen, wobei die Datumsangabe des 5. Novembers übernommen und fälschlicherweise mit der Zusammenkunft von Paola und Leonhard verknüpft worden war. Das „Original“ verschwand somit. Vielleicht war es auch abgeschrieben worden, weil die Zerstörung des Originals drohte, oder weil es die Angehörigen in Mantua zurückhaben wollten, für den Fall, dass Paola kinderlos stürbe und sie dann einen Anspruch auf die Rückzahlung der Mitgift erheben hätten müssen.
- Die Kopie wurde anschließend mit dem Deckblatt²⁰ versehen und so im Archiv abgelegt.

3. **Edierte Listung der Truhen und des Wagens**

Die nachfolgende Transkription erfolgte zeilengerecht. Die Zeilen wurden nummeriert und verweisen auf die jeweilige Zeile der Seite. Abkürzungen wurden in runden Klammern aufgelöst, Ergänzungen, abgesehen von der Zeilennummerierung, erfolgten nur in eckiger Klammer. Die Kleinschreibung wurde generell angewandt und nur bei Eigennamen und am Satzbeginn erfolgte die Großschreibung. Die Buchstaben „u“ und „v“ wurden normalisiert. Es wurden keinerlei grammatikalische oder orthographische Verbesserungen vorgenommen. Am Ende eines Eintrages folgt ein Punkt. Diakritische Zeichen wurden, wenn möglich, ihrem tatsächlichen Aussehen nach abgebildet. Zierschlaufen und dergleichen wurden weggelassen. Fußnoten sind selbstverständlich nur Behelfe des Autors.

17 Möglicherweise war es aber auch auf Italienisch verfasst worden und wurde später in Lienz übersetzt und kopiert. Auch das würde die vielen italienischen Wörter erklären, für die der*die Übersetzer*in wohl keine deutschen Entsprechungen bekannt waren.

18 Sonst ließe sich beispielsweise auch schlecht erklären, woher der*die Schreiber*in gewusst hätte, wer nun welchen Krug an die Herrin verschenkt hatte.

19 Antenhofer, Briefe, S. 162.

20 Das Deckblatt besteht aus demselben Papier mit gleichem Wasserzeichen wie der Rest. Es wurde demnach zeitnahe hinzugefügt.

„[f. 7v Zeilen 15, 20–23]

15 It(e)m ein grosse trüchn von pain mit xv köstlen.²¹

... ...

20 It(e)m ein trüchl von pain mit acht hawbn.²²

21 It(e)m ein kleins trüchl von holz aüsgeschnitzt.

22 It(e)m ein silbrens trüchl und ubergold.

23 It(e)m ein klaines helffenbaines trüchl.²³

[f. 8r Zeile 8]

8 It(e)m ein zipressens trüchl mit zwölff küß ziehn.²⁴

[f. 9v Zeilen 1–11]

1 It(e)m zwo grosse trüchn²⁵ von helffandbain aüsgeschnitzt

2 mit triu(m)phn²⁶ und wapn des hawß zÿ Mantüa.

3 It(e)m zwo groß trüchn gemalt mit des Troianischm

4 kaiß[ers] historien. Sein aüch wol ubergoldett.²⁷

5 It(e)m vier trüchn aüf den rossn zü fuern. Zw Röm

6 gemacht mit leder uberzogn.

7 It(e)m vier trüchn ut s(upra)²⁸ gemalt mit grünen mit denn

8 wap(e)n des haÿs zÿ Mantüa.

9 It(e)m ein schon hangenden wagn²⁹ wol ubergold

10 innend und aussennd.

11 Itm³⁰ vier ross für denn obgemeltn³¹ wagnn.“

21 Eine große Truhe aus Bein mit 15 Unterteilungen in „Kästchen“. Vermutlich bestand der Kern aber aus Holz, der mit Knochen verkleidet war.

22 Eine beinerne Truhe, die acht Hauben enthält.

23 Ein kleines elfenbeinernes Trühlein.

24 Truhe aus Zypressenholz, die 12 Kissenbezüge enthält.

25 Diese Brauttruhen bilden üblicherweise Paare, auch *cassoni* genannt.

26 Die Schauseiten zeigen in je drei Kassettenfeldern Darstellungen der „Trionfi“ Petrarca's.

27 Gemeint ist Kaiser Trajan. Die originalen Schauseiten sind im Kärntner Landesmuseum, während sich ein originaler Korpus in Millstatt befindet.

28 Der Begriff „ut supra“ bedeutet „wie oben“, gemeint ist also der vorhergehende Eintrag in den Zeilen 5 und 6.

29 Ein Kobelwagen mit einer Aufhängung des Wagenkastens, um die Unebenheiten des Untergrunds zu dämpfen.

30 Hier zieht sich eine Schlaufe des „I“ sehr weit nach unten. Auch das „G“ im letzten Wort der Zeile wird mit einer ähnlich großen Schlaufe versehen. Der*die Schreiber*in wusste also, dass hier nichts mehr gelistet werden würde, da ansonsten das Schriftbild darunter gelitten hätte. Selbiges zeigt sich bei den letzten Worten mancher Kategorien wie bei den „Lang Röckh“ (f. 2v), den „Uber Rockh“ (f. 3v) und den „Brüsttüecher“ (f. 5r).

31 Des Weiteren vier Pferde für den „oben gemeldeten/zuvor gelisteten“ Wagen.

Eine Ordnung ist klar erkennbar. Zuerst werden die kleinen Truhen gelistet, die sich in der Abteilung der unbetitelten Misch-Kategorie in den vier Zeilen 21–23 wiederfinden. Zuvor wird zudem in Zeile 15 eine große Truhe aus Bein erwähnt. Auf Folio 8r findet sich eine Ausreißerin: eine kleine Truhe aus Zypressenholz. Alle weiteren Truhen sind am Ende des Inventars gelistet, denen nur noch der Wagen mit den dazugehörigen Pferden nachgereiht ist. Entweder wird nun der Reihung in der Quelle gefolgt, oder Objekte ähnlicher Art werden zusammengefasst und es wird thematisch vorgegangen, wobei jedoch nicht vergessen werden darf, dass die Objekte ihren Platz innerhalb des Inventars möglicherweise nicht ohne Grund haben. Eine thematisch gegliederte Vorgehensweise erscheint sinnvoller, weswegen die kleinen Truhen zuerst behandelt werden.

4. Die kleinen Truhen

Insgesamt werden fünf kleine Truhen angeführt. Sie sind von den großen Truhen, die konsequent als „trüchn“ gelistet sind, aufgrund ihrer Verniedlichungsform „trüchl“ zu unterscheiden. Zudem findet sich bei zweien die zusätzliche Information, dass sie klein seien.³² Im Gegenzug werden die „trüchn“ mehrmals dezidiert als „groß“ bezeichnet.³³ Eine überkreuzende Kombination von „trüchn“ und „klein“ bzw. „trüchl“ und „groß“ kommt nicht vor.

Die Materialien der Truhen auf Folio 7v sind unterschiedlicher Art. Optische Gemeinsamkeiten sind nicht zu benennen. Allerdings sind sie alle aus exquisiten Materialien hergestellt worden. Eine dezidierte Größenbestimmung ist schwer möglich, da die Beschreibung als „klein“ bei einer bereits verniedlichten „trüchl“ an sich redundant ist. Die Frage ist nur, ob diese extra als „klein“ benannten Truhen abermals kleiner waren als die anderen „trüchl“. Ganz abgesehen davon lässt der Gesamteindruck des Inventars auch die Vermutung zu, dass die näheren Beschreibungen relativ willkürlich vorgenommen wurden, deshalb kann nicht konsequent davon ausgegangen werden, dass ein „kleins trüchl“ unbedingt kleiner war als ein nicht als „klein“ bezeichnetes „trüchl“.

Einzig die Truhen mit angegebenem Inhalt ermöglichen eine Volumeneinschätzung. So beinhaltete die Truhe aus Knochen acht Hauben. Um diesen Platz zu bieten, gleichzeitig aber nicht unnötig viel Platz übrig zu lassen, kann wohl mit 15–20 cm Seitenlänge gerechnet werden. Dezidierte Größenbestimmungen sind aber nicht möglich.

Das letzte „trüchl“ fällt aus der Reihe, da es erst auf der nächsten Seite angeführt ist und außerdem zusätzlich die Holzart, nämlich Zypresse, benannt wird. Zypressenholz ist haltbar und verströmt einen aromatischen Duft, weswegen es von jeher geschätzt wurde.³⁴ Laut Inventar wurden in diesem „trüchl“ „zwölf küß ziehn“ – zwölf Kissenbezüge – verwahrt, die wohl diesen aromatischen Duft annehmen und so einen erholsamen Schlaf gewährleisten und das allgemeine Wohlbefinden fördern sollten. Des Weiteren ist anzu-

32 Brautinventar der Paola Gonzaga. TLA, A 202/8, f. 7v, 21, 23.

33 Ebd., f. 7v, 15; f. 9v, 1, 3.

34 „Zypressenholz“, in: Jacob Grimm/Wilhelm Grimm (Hrsg.) Deutsches Wörterbuch, Bd. 32, München 1984, Sp. 1458.

nehmen, dass das Zypressenholz eine gesundheitsfördernde Wirkung auf Paola haben sollte, die seit ihrer Kindheit kränklich und von schwächlicher Verfassung gewesen war.³⁵ Eine Krankheit nahm ihr vermutlich auch das Leben. 1495 schien Paola schwer erkrankt zu sein, da einer Urkunde zu entnehmen ist, dass sie plante, zu den berühmten Heilquellen nach Abano zu reisen.³⁶ Das Zypressenholz konnte durch die darin enthaltenen ätherischen Öle gegen allerlei Leiden helfen. Besonders Atemwegs-erkrankungen sollten damit gelindert werden, weswegen die „orientalischen ärzte ihre lungensüchtigen“ in Zypressenwälder auf Kreta brachten, da diese „die luft für sie offizinell und heilsam machen“.³⁷ Ganz nebenbei war Zypressenholz mit „edel/wertvoll“ konnotiert und eine wertige Verarbeitung und/oder Verzierung ist anzunehmen.³⁸

Im Inventar wurden die kleinen Truhen – zusammen mit diversen kleineren Gegenständen – in einer nicht betitelten „Mischkategorie“ gelistet. In diesen Truhen wurden entweder die hier angeführten kleinen Gegenstände oder auch Kleinodien, welche erst später im Inventar genannt werden, verwahrt. Bei dieser Art der Verwendung stellt sich natürlich auch die Frage nach der Sicherheit. Dass die kleinen Truhen zumindest teilweise mit Schlössern gesichert waren, liegt nahe. Die Nennung von „drey schlüssli riem“³⁹ direkt in der Zeile vor der Nennung von vieren der fünf kleinen Truhen bekräftigt dies. An diesen Schlüsselriemen waren wohl Paolas Truhenschlüssel angebracht, auch wenn sie nicht genannt werden.⁴⁰ Insgesamt hatte Paola 18 Truhen, fünf kleine und 13 große. Wird davon ausgegangen, dass alle mit Schlössern gesichert waren, ergibt sich eine Anzahl von sechs Schlüsseln pro Bund – gerade noch eine angenehme Anzahl, um unnötig langes Suchen nach dem richtigen Schlüssel zu verhindern.⁴¹

5. Die großen „trüchn“

Neben den kleinen Truhen, die wohl zum Teil dem Begriff „Schatulle“ nahekommen, sind die als „trüchn“ bezeichneten Posten des Inventars ein ganz anderes Kaliber. Wie oben bemerkt, sind einige davon explizit als „große Truhen“ angeführt. Insgesamt scheinen 13 Truhen auf, fünf⁴² davon sind zusätzlich als „groß“ beschrieben, während bei den anderen acht Truhen⁴³ dieser Zusatz fehlt.

35 Antenhofer, Briefe, S. 54. Kurz nach ihrer Hochzeit in Bozen am 15. November 1478 erfasste sie ein Herzleiden, das sie für ca. zwei Wochen dort festhielt. In den Folgejahren soll sie von „fast stete[m] Krankheitszustand“ geprägt gewesen sein: Meinrad Pizzinini, Das letzte Jahrhundert der Grafschaft Görz, in: Marco Abate (Hrsg.), Circa 1500. Leonhard und Paola. Ein ungleiches Paar. De ludo globi. Vom Spiel der Welt. An der Grenze des Reiches, Katalog zur Landesausstellung 2000, Mailand 2000, S. 3–12, hier S. 8–9.

36 Gregori, Brauttruhen, S. 8.

37 „Zypressenwald“, in: Jacob Grimm/Wilhelm Grimm (Hrsg.) Deutsches Wörterbuch, Bd. 32, München 1984, Sp. 1460.

38 „Zypressen“, in: Ebd., Sp. 1458.

39 Brautinventar der Paola Gonzaga. TLA, A 202/8, f. 7v, 18, 19.

40 Möglicherweise implizierte der*die Schreiber*in die Schlüssel allerdings einfach bei der Nennung der „schlüssli riem“. Natürlich kann das nicht mit Gewissheit behauptet werden. Wofür jedoch hätte Paola sonst Schlüssel benötigt? Schlüssel für Schlösser im Palazzo Ducale wird das Mädchen kaum mit in die Ferne genommen haben und Schlüssel für den Destinationort wird sie kaum vor ihrer Ankunft dort erhalten haben. Zumindest die erhaltenen vier Truhen können immerhin ein Schlüsselloch vorweisen. Eine kurze Bildrecherche diverser Truhen des 15. und 16. Jahrhunderts hat gezeigt, dass nahezu alle ein Schlüsselloch aufwiesen und demnach verschließbar waren.

42 Brautinventar der Paola Gonzaga. TLA, A 202/8, f. 7v, 15; f. 8v, 1, 3.

43 Ebd., f. 9v, 5, 7.

Da vier der fünf benannten großen Truhen mehr oder weniger erhalten sind, lässt sich hier ansetzen. Diese Truhenpaare befinden sich heute beide in Österreich. Eines wird sekundär als Reliquienschrein im Grazer Dom verwendet, während das andere – das sogenannte Millstätter Truhenpaar – heute im Landesmuseum Kärnten steht.⁴⁴ Ersteres Truhenpaar hat die Maße 190 x 77 x 90 cm⁴⁵, während das andere 230 x 86 x 101 cm misst.⁴⁶ Es ist rein spekulativ zu behaupten, die große Truhe mit den Unterteilungen in der Mischkategorie wäre gleich groß gewesen wie diese *cassoni*.⁴⁷

Da ebendiese große Truhe mit den Unterteilungen im Gegensatz zum Rest der Truhen singulär in der Mischkategorie angeführt wird, könnte angenommen werden, dass gerade die 15 Kästchen bestens dafür geeignet waren, diese untereinander verschiedenen Objekte sinnvoll zu verstauen, bzw. in weiterer Folge auch permanent dort geordnet zu verwahren. Anbieten würden sich hierzu vor allem die Objekte der nachfolgenden vier Zeilen, worin „fünff Säckl sechs taschn“ sowie 25 „nadbain“ – Nadelbüchsen aus Knochen –, aber auch „Portelln⁴⁸ und Schnür Zw gürtn funffe unnd drey schlussl riem“ angeführt wurden.⁴⁹ Aufgrund der geschätzten Größe der Truhe hätte aber wohl noch einiges mehr aus der Mischkategorie darin untergebracht werden können.

5.1 Die *cassoni*

Um die speziell für Hochzeiten angefertigten *cassoni* richtig interpretieren zu können, bedarf es einiges an Vorwissen. Diese Prunktruhen und Kunstwerke waren vor allem vom späten 14. bis frühen 16. Jahrhundert in Oberitalien verbreitet und gehörten fast schon zur fixen Hochzeitsausstattung. In der Regel wurden sie paarweise gefertigt und reich verziert; meist mit Motiven profaner Art.⁵⁰ Ob je eine Truhe für Braut und Bräutigam bestimmt war, ist nicht gesichert, läge aber nahe. Dafür spricht auch, dass sie oft mit den jeweiligen Familienwappen verziert waren, was deren Verbindung bildlich zeigen sollte.⁵¹ Da die Braut meist bei der Hochzeit von ihrer Stammfamilie – zumindest geografisch betrachtet – abgenabelt und in die Obhut des Ehemanns gegeben wurde, war es notwendig diese mit Gepäck auszustatten, um sie nicht mittellos in der Fremde zu wissen. Neben Alltagsgegenständen, wie Kleidung und dergleichen, muss-

44 Zumindest teilweise. Der Korpus einer Truhe befindet sich im Stiftsmuseum von Millstatt und wurde mit einer Kopie des originalen Reliefs verziert, während das originale Relief im Landesmuseum ist. Nach einem Rechtsstreit zwischen dem Landesmuseum und der Pfarre Millstatt über den Verbleib der erst 2001 restaurierten und zusammengefügt Truhe wurden diese zwei Teile wieder getrennt.

45 Coudenhove-Erthal, Reliquienschreine, S. 16.

46 Ein Truhenkorpus ging verloren, während die andere Truhe jedoch fast vollständig erhalten ist und deren Maße somit mit höchster Sicherheit für beide Truhen gegolten haben werden. Je nach Angaben variieren die Maße um wenige Zentimeter. Beispielsweise sind an anderer Stelle die Maße 236 x 85,5 x 98 cm zu lesen: Sporer-Heis, Mitgift, S. 142. Leider sind immer nur die Außenmaße der Truhen angegeben.

47 Möglicherweise ist die Größenbestimmung hier auch nur relativ zu den kleinen Trühelein gemeint, die in derselben Kategorie gelistet wurden. Eine Überzeichnung der tatsächlichen Größe wäre die Folge.

48 Bortenquasten, um sie zur Zier an den Gürtel zu hängen.

49 Brautinventar der Paola Gonzaga. TLA, A 202/8, f. 7v, 16–19.

50 Bettina Uttenkamp, Können Möbel Medien sein? Überlegungen zu den italienischen Hochzeitstruhen der Renaissance, in: Sebastian Hackenschmidt/Klaus Engelhorn (Hrsg.), Möbel als Medien. Beiträge zu einer Kulturgeschichte der Dinge, Bielefeld 2011, S. 47–67, hier S. 50.

51 Ebd., S. 53.

te auch die traditionelle Mitgift, die vom Vater der Braut zu stellen war, transportiert werden. Die Mitgift symbolisierte unter anderem den Wert der Braut und repräsentierte zudem das Ansehen der Herkunftsfamilie.⁵² Mit anderen Worten: Je höher die Mitgift, desto wertvoller die Braut, desto prestigeträchtiger die Brautfamilie. Um die zum Teil abnorm hohen Werte zu transportieren, bedurfte es auch entsprechend prunkvoller Verpackungen. Im Falle Paolas war eine Mitgift im Wert von 20.000 rheinischen Gulden ausgehandelt worden. Tatsächlich nahm sie laut Vertrag nur die Hälfte davon zur Hochzeit in barer Münze mit, zusätzlich aber noch Schmuck, Zierrat, Kleidung, Silber, Teppiche und Geräte im Wert von weiteren 10.000 Gulden.⁵³ Es sollte jedoch über zwölf Jahre dauern, bis die Gonzagas das gesamte Geld stückchenweise herausgerückt hatten.⁵⁴ Deshalb repräsentierten die luxuriös gestalteten *cassoni* den Inhalt und somit die Mitgift und den Wert der Braut.⁵⁵ Außerdem hatten die Truhen natürlich ganz abgesehen davon einen praktischen Nutzen. Der Name *cassone* bedeutet übersetzt „großer Kasten“. Eine sehr treffende Bezeichnung – wenn auch keine zeitgenössische, sondern eine des 19. Jahrhunderts.⁵⁶ Im Mittelalter waren es nämlich die Truhen, die als Haupt-Aufbewahrungsmöbel, gleichzeitig aber auch als Sitzbänke und Reisekoffer dienten.⁵⁷

5.2 Die Reliquienschreine des Grazer Doms

Auf der letzten beschriebenen Seite des Inventars finden sich die anderen großen Truhen nebst dem Wagen mit den dazugehörigen Pferden. Den Anfang machen die bereits angesprochenen „Reliquienschreine“:

„It(e)m zwo grosse trüchn von helffandbain aüsgeschnitz
mit triu(m)phn und wapn des hawß zŵ Mantüa.“⁵⁸

Hier werden also zwei große Truhen mit Elfenbeinschnitzereien und dem Wappen der Gonzaga gelistet. Gemeint ist damit ein Cassone-Paar von außergewöhnlicher Schönheit, das sich nun im Grazer Dom befindet (Abbildung 1). Die Truhen sind dort zu beiden Seiten der Apsis aufgestellt und dienen zur Aufbewahrung von Reliquien, die Kaiser Ferdinand II. 1617 von Papst Paul V. zum Geschenk gemacht wurden. Genauer gesagt handelt es sich dabei um die Überreste der „Heiligen Martinus und Vinzentius und der Heiligen Maxenzia, sowie um einen Arm der Heiligen Agathe“.⁵⁹ Erst 1905 konnte Robert Eisler anhand eines Auszuges des hier bearbeiteten Brautinventars die Herkunft der Truhen klären.⁶⁰

52 Antenhofer, Briefe, S. 170.

53 Ebd., S. 198.

54 Sporer-Heis, Mitgift, S. 139–140.

55 Uttenkamp, Möbel, S. 55, 59–61.

56 Ebd., S. 51.

57 Ebd., S. 47. Speziell diese *cassoni* eignen sich jedoch aufgrund der Deckelformen und der Höhe sicher weniger zum Sitzen.

58 Brautinventar der Paola Gonzaga. TLA, A 202/8, f. 9v, 1–2.

59 Coudenhove-Erthal, Reliquienschreine, S. 9.

60 Ebd., S. 9–15.



Abbildung 1: Blick auf die Truhen im Grazer Dom. Wegen Innenrestaurierungsarbeiten am Hochaltar wurde die Apsis verhüllt.

Die beiden nun zu behandelnden Truhen messen 190 x 77 x 90 cm und sind aus massivem Eichenholz.⁶¹ An Rück- und Unterseite wurde das massive Holz ausgespart, da *cassoni* dafür gedacht waren an einer Wand zu stehen. Das erklärt auch, wieso der Deckel nicht an der Hinterwand befestigt, sondern ein Stück nach vorne ragend an einer Deckelleiste montiert ist.

Bezeichnend für die beiden Truhen ist ihr Hauptdekor. Mit den „triu(m)phn“ sind die Darstellungen an den Frontseiten gemeint, die auf Francesco Petrarcas Dichtung „Trionfi“ zurückgehen. Es mag verlockend sein zu vermuten, dass bei dieser Bildthemenwahl ein Blick auf den Geschmack Paolas selbst erhascht werden kann.⁶² Nebst dem Schmuck, der Kleidung und vielen alltäglichen Dingen führte Paola nämlich auch einige Bücher mit sich. Darunter die „Trionfi“ Petrarcas, die im Inventar als „des patriarchn poetrn triumph“ angeführt wurden.⁶³ Andererseits waren die „Trionfi“ ein allgemein sehr beliebtes literarisches Werk, aber auch ein Motiv in der Kunst. Insofern ist die Koexistenz von Buch und Truhen im Inventar der Paola vielleicht nur auf die schiere Ergiebigkeit und Popularität der „Trionfi“ zurückzuführen.



Abbildung 2: Der Triumphwagen der Keuschheit, der von Einhörnern gezogen wird.

61 Coudenhove-Erthal, Reliquienschreine, S. 16.

62 Oder auch den ihrer Mutter, die das Inventar ja zusammenstellte. Barbara von Brandenburg wird sich zwar eventuell nach den Interessen ihres Kindes gerichtet haben, wie weit jedoch der persönliche Geschmack der Paola von der Vorstellung abwich, die ihre Mutter von ihrem Geschmack hatte, ist kaum festzumachen.

63 Brautinventar der Paola Gonzaga. TLA, A 202/8, f. 9r, 29. Zu den anderen Werken in ihrer Bibliothek vgl. Claudia Sporer-Heis, Humanistische Bildung und weibliche Tugend, in: Marco Abate (Hrsg.), Circa 1500. Leonhard und Paola. Ein ungleiches Paar. De ludo globi. Vom Spiel der Welt. An der Grenze des Reiches, Katalog zur Landesausstellung 2000, Mailand 2000, S. 148–153, hier S. 149.

Die Dichtung reiht verschiedene Lebensaspekte aneinander, die einander „besiegen“. So beginnt sie mit dem Triumph der Liebe und ihr folgend werden die Triumphe von Keuschheit, Tod, Ruhm und der Zeit angeführt, die schlussendlich von Gott „besiegt“ werden. Diese Triumphe werden sehr blumig beschrieben und wurden auf den Truhen in der Darstellung von schematisch gleichen Triumphzügen umgesetzt. Die Dichtung diente klar als Vorlage, jedoch hat sich der Künstler einige Freiheiten erlaubt. So wird nur beim Triumph der Liebe ein von weißen Rössern gezogener Prunkwagen erwähnt;⁶⁴ auf den Truhen ist dieser aber das zentrale beständige Element, das bei allen Triumpfen Anwendung findet. Auch sind die Zugtiere symbolisch an den jeweiligen Triumph angepasst worden, womit bei der Keuschheit Einhörner (Abbildung 2) den Wagen ziehen und dem Wagen Gott Vaters Evangelisten vorangehen.⁶⁵ In Kassettenfeldern, in korrekter Reihung von links nach rechts, werden je drei Triumphe dargestellt. Die Elfenbeinschnitzereien sind zusätzlich gespickt mit symbolischen Verweisen auf das Haus Gonzaga. So findet sich am Wagen des Amors eine von Eichenlaub bekränzte Sonne, die auf das Wappen der Familie verweist (Abbildung 3). Ebenso nimmt eine Sonne einen prominenten Platz direkt am Wagen beim Triumph des Ruhmes ein. Eine genauere Analyse der Triumphe ist hier wenig sinnvoll, weshalb auf die entsprechenden Kapitel bei Coudenhove-Erthal verwiesen sein soll.⁶⁶ Es gilt jedoch noch, die Gonzaga-Symbole an den Truhen zu besprechen.



Abbildung 3: Der Triumph der Liebe.

64 Auch wenn der Künstler aus vieren zwei machte: Coudenhove-Erthal, Reliquienschreine, S. 19.

65 Ebd., S. 16–17.

66 Ebd.

Die Truhe mit den ersten drei Triumphen – in weiterer Folge „Schrein 1“ – hat an den Seiten ebenfalls Darstellungen in Kassettenfeldern. Auf der linken Seite ist eine Hirschkuh dargestellt, die von einer Sonne beschienen wird (Abbildung 4). Über dem Kopf des Tieres ist eine Spruchrolle mit dem Text „Bider Kraft“ zu sehen – eine Devise der Gonzaga.⁶⁷ Rechts ist ein einen Ring tragendes Klauenflügelpaar zu sehen, an dessen Fuß je eine Schelle sitzt. Auch dies ist eine Devise der Familie. Selbige Darstellung befindet sich an der Südwestwand in der sogenannten „Camera degli Sposi“ im Palazzo Ducale in Mantua.⁶⁸ Die Truhe mit den späteren drei Triumphen – in weiterer Folge „Schrein 2“ – weist auf ihrer linken Seitenwand die Darstellung einer Blume auf. Diese ist Expertenmeinungen zufolge erst nach der Überführung in den Grazer Dom im Zuge von Restaurierungsarbeiten entstanden. Ursprünglich wird hier eine weitere Familien-devise der Gonzaga vermutet. Das würde sich gut in das Gesamtbild einfügen, denn auf der rechten Seitenwand von Schrein 2 befindet sich ebenfalls eine Devise und ein solcher Bruch in der Gesamtkonzeption wäre schwerlich erklärbar. Es handelt sich dabei um einen siebenköpfigen Drachen, der auch in der „Camera del Sole“ abgebildet ist (Abbildung 5).⁶⁹



Abbildung 4: Die Devisen auf den Seiten von Schrein 1.

Nicht nur die Seitenwände der Truhen, auch die Deckel waren mit Motiven – den „wapn des hawß zw Mantua“⁷⁰ – geschmückt. Die beiden Truhendeckel sind konvex und erinnern an ein abgeflachtes Walmdach, was durch die Schindelmuster⁷¹ zusätzlich verstärkt wird (Abbildung 6). Offensichtlich sollte Dacharchitektur nachgebildet werden. An der Vorderkante der Deckel befinden sich je vier Profilporträts – eine Iden-

67 Coudenhove-Erthal, Reliquienschreine, S. 28.

68 Ebd., S. 29.

69 Ebd.

70 Brautinventar der Paola Gonzaga. TLA, A 202/8, f. 9v, 2.

71 Coudenhove-Erthal geht gar nicht auf das Muster außerhalb des abgeflachten Bereichs ein.



Abbildung 5: Die Darstellungen auf den Seiten von Schrein 2.

tifizierung steht noch aus.⁷² Die abgeflachten Bereiche sind schließlich dreigeteilt in Felder mit je vier Unterteilungen. Dabei sind die äußeren beiden Bereiche wie folgt gestaltet: Links oben und rechts unten wird das Feld von drei Reihen mit Schindeln, oder wie Coudenhove-Erthal es interpretiert, mit Schuppen, belegt.⁷³ In Kombination mit der Deckelform und dem Schindelmuster darauf erscheint jedoch auch hier die ange deutete Dacharchitektur naheliegender. Allerdings sind die Schindeln im Unterschied zu jenen an den Schrägen nicht reihenversetzt, sondern liegen vertikal übereinander.



Abbildung 6: Schrägansicht von Schrein 2. Die Schindeln der Truhe stellen Dacharchitektur dar. Ganz gleich wie bei dem Wagen vom Triumph der Liebe. (Abbildung 3)

72 Coudenhove-Erthal, Reliquienschreine, S. 31.

73 Dies könnte es zwar als Anspielung auf Ludovicos Devise – den siebenköpfigen Drachen – verstanden werden, das erscheint jedoch recht unwahrscheinlich, zumal dieser nur auf einer Truhe zu sehen ist.

Jede Schindelreihe hat eine andere Farbe, die Bedeutung davon ist nicht bekannt und Coudenhove-Erthal überlegt, ob es die Eile des Künstlers war, die Truhen fertigzustellen, die dazu führte, dass hier eine Anbringung eines Wappens etc. unterlassen wurde. In den Feldern links unten und rechts oben finden sich wiederum die Sonnen der Gonzagas, um deren Strahlen sich ein Spruchband windet, auf dem „par un decir“ zu lesen ist. Die Bedeutung des Spruches ist unklar. Dieser findet sich allerdings ebenfalls auf dem Andrea Mantegna verliehenen Wappen, das dieser von Ludovico Gonzaga erhielt.⁷⁴

Im Mittelteil der beiden Deckel ist abermals dasselbe Feld wie außen sichtbar, jedoch wird es vom Wappen der Gonzagas genau in der Mitte teils überdeckt. Dieses Wappen war einer der Gründe für die erfolgreiche Aufschlüsselung der Herkunft der *cassoni*. Ebenso erleichterte es die Datierung, da die Gonzaga dieses Wappen erst seit der Wappenvermehrung unter Kaiser Wenzel (1410) und Kaiser Sigismund (1433) führten, womit ein sicherer terminus post quem geschaffen war.⁷⁵ Das alte Wappen der Fürstenfamilie ist als Herzschild beigelegt.⁷⁶

5.3 Die Truhen mit „des Troianischm kaiß[ers] historien“

Das zweite Cassone-Paar, das Paola mitführte, ist direkt nach dem Eintrag über die Grazer Schreine angeführt.

„It(e)m zwo groß trüchn gemalt mit des Troianischm
kaiß[ers] historien. Sein aüch wol ubergoldett.“⁷⁷

In der Tat sind diese *cassoni* als „groß“ zu bezeichnen. Die variierenden Maße bewegen sich in einer Größenordnung von etwa 236 x 85,5 x 98 cm. Die Pappelholz-Truhen wurden um 1496, nach Paolas Ableben, dem St. Georgs-Ritterorden in Millstatt geschenkt. Nach der Auflösung des Ordens gelangten die *cassoni*, zusammen mit den späteren „Reliquienschreinen“, in den Besitz der Jesuiten in Graz. Die Millstätter Truhen wurden irgendwann auseinandergenommen, sodass nur die Reliefs der Frontseiten im Jahr 1852 ins Kärntner Landesmuseum gelangten. Ein Truhenkorpus verblieb in Millstatt, der andere ging verloren. Dieser soll noch im 19. Jahrhundert im Kreuzgang des Klosters Millstatt gestanden, als Sautrog gedient und später verbrannt worden sein.⁷⁸ Im Zuge der Tiroler Landesausstellung „Circa 1500“ wurden die Reliefs restauriert und für eine Ausstellung im Kunsthistorischen Museum Wien mit dem originalen Truhenkorpus vereint.⁷⁹ Unglücklicherweise konnten sich das Stiftsmuseum und das Kärntner Landesmuseum nicht einigen, wer das wiedervereinte Kunstwerk ausstellen dürfe. Da der Truhenkorpus im Besitz des Stiftsmuseums Millstatt, die Reliefs aber im Besitz des Kärntner Landesmuseums sind, kam es zum Rechtsstreit, der nicht beigelegt werden

74 Coudenhove-Erthal, Reliquienschreine, S. 31.

75 Ebd., S. 9.

76 Gregori, Brauttruhen, S. 7.

77 Brautinventar der Paola Gonzaga. TLA, A 202/8, f. 9v, 3–4.

78 Wlattnig, Gonzagatruhe, S. 291.

79 Gregori, Brauttruhen, S. 5; Kunsthistorisches Museum Wien, Ausstellung zwischen 04.12.2001 und 07.04.2002, [<https://www.khm.at/besuchen/ausstellungen/2001/andrea-mantegna-und-die-brauttruhen-der-paola-gonzaga/>], eingesehen 13.10.2018.

konnte. Deshalb wurden die beiden Teile am 13. Oktober 2003 wieder getrennt und erneut separat ausgestellt.⁸⁰

Wie das Inventar anklingen lässt, waren die Truhen mit Motiven verziert. Die Nennung der „historien“ des „Troianischm kaiß[ers]“⁸¹ beziehen sich auf die Frontreliefs, die eine Geschichte über Kaiser Trajan zeigen, die unter dem Namen „Trajans gerechtes Urteil“ bekannt ist. Darin reitet ein Soldat versehentlich ein Kind zu Tode. Die Mutter klagt den Übeltäter an und erwartet den Richtspruch des Imperators. Dieser fällt das Todesurteil, welches aber nicht ausgeführt wird, da die Mutter darum bittet, als Ersatz für ihr Kind den Soldaten adoptieren zu dürfen. Diese Geschichte geht auf eine Episode in Dante Alighieris „Divina Comedia“⁸² zurück, ein Werk, das sehr wahrscheinlich ebenfalls in der kleinen Bibliothek der Paola Gonzaga aufgelistet ist.⁸³ Die beiden Reliefs zeigen die fortlaufende Geschichte. Auf dem ersten Relief ist der Zeitpunkt sichtbar, als der Soldat das Kind niederreitet. Das zweite Relief zeigt von links nach rechts ohne Einheit von Zeit und Raum das Flehen der Mutter um Rechtsprechung, den Richtspruch und schlussendlich den Soldaten und die Frau, die den frischgebackenen Adoptivsohn wegführt. Den Hintergrund bilden Häuserfassaden. Anhand dieser wird ein temporales Vorschreiten der Handlung evoziert, da die Häuserkulisse verschoben wird, auch wenn der Ort derselbe bleibt.⁸⁴ Als Vorlage könnten teilweise Gebäude in Mantua gedient haben, wie anhand der Kirche San Andrea zu sehen ist, die auf dem Relief aber ein anderes Dach als die echte Kirche besitzt. Zurückzuführen ist das darauf, dass hier nur ein Planungsentwurf für die Kirche von Leon Battista Alberti als Vorlage benutzt wurde, der lediglich zwischen 1470 und 1472⁸⁵ entstanden sein konnte.⁸⁶ Falls tatsächlich diese Kirche dargestellt ist, kann der Entstehungszeitraum der Truhen auf 1470 bis 1478 eingegrenzt werden. Des Weiteren ist hierbei anzumerken, dass die Reliefs gerne dem Umfeld oder gar Andrea Mantegna selbst zugeordnet werden.⁸⁷

80 o. A., Gonzaga Erbe: Scheidung auf Kärntnerisch, in: *der Standard.at*, 20.10.2003, [<https://derstandard.at/1450656/Gonzaga-Erbe-Scheidung-auf-Kaerntnerisch>], eingesehen 13.10.2018.

81 Ein simpler Verschreiber beim „A“ dürfte zu der unglücklich verdrehten Semantik eines „trojanischen Kaisers“ geführt haben. Wenn die kleinen „a“ im Inventar sehr genau fokussiert werden, ist die Strichführung erkennbar, die (meist) erst ein kleines „c“ bildet und anschließend den vertikalen Strich des „a“ anhängt. Das nachfolgende „i“, das denselben Strich wie das „a“ erfordert, könnte erklären, wieso sich der*die Schreiber*in hier wohl vertan hat. Dass Trajan mit Troja in Verbindung gebracht wurde, erscheint unwahrscheinlich, zumal dieser zu den bekanntesten und geschätztesten römischen Kaisern im christlichen Mittelalter gehörte.

82 Sporer-Heis, *Mitgift*, S. 141. Bei Dante ist jedoch noch keine Rede von dem erfundenen Kaisersohn oder einer Adoption. Die Geschichte endet dort mit der Urteilsverkündung: der Todesstrafe. Erst spätere Autoren dichteten diese Varianten hinzu. Einer der ersten war Jacopo della Lana, dessen Werk erstmals 1477 in Venedig gedruckt wurde. Dass ein Druckwerk auch handschriftliche Vorläufer haben kann, scheint Gregori nicht bedacht zu haben, die das Werk für das Jahr 1477 „als die Truhen entstanden, brandaktuell“ nennt, und in diesem Satz anscheinend auch zu dem Schluss kam, dass die Truhen tatsächlich erst zwischen 1476 und 1478 entstanden. Vgl. Gregori, *Brauttruhen*, S. 9.

83 Der Titel wird zwar nicht explizit genannt, aber der Eintrag lautet: „it(e)m liber dantis poete. ist gedrückt.“; in: *Brautinventar der Paola Gonzaga*. TLA, f. 9r, 27.

84 Gregori, *Brauttruhen*, S. 9.

85 Der Architekt, der den Plan entwarf, starb im April 1472 in Rom.

86 Wlattnig, *Gonzagatruhe*, S. 293–294.

87 Richard Milesi, *Mantegna und die Reliefs der Brauttruhen Paola Gonzagas* (Buchreihe des Landesmuseums für Kärnten 35), Klagenfurt 1975; Gregori, *Brauttruhen*, S. 14–17.

Von Relevanz hingegen ist die Beschaffenheit der Truhe. Abgesehen von der intelligenten Ausgestaltung des Sockels als mit Bändern umwundener Lorbeerkrone, der unweigerlich mit dem Basiswulst der Trajanssäule in Zusammenhang gebracht werden muss, findet sich an der linken Seite der Truhe das Wappen der Gonzaga.⁸⁸ Damit ist auch für diese *cassoni* eine Entstehung zwischen 1433 und 1478 gesichert. Der Versuch, die Herstellung dieser *cassoni* speziell für Paola anhand eines bis Weihnachten 1462 terminierten Auftrags an Marco Zoppo (1433–78) zu datieren, nur weil Paola 1463 geboren wurde, kann nicht überzeugen.⁸⁹

Interessant ist, dass keinerlei Notiz im Inventar über das Wappen auf diesen *cassoni* vermerkt wurde. Im Gegensatz zu den Wappen auf den Elfenbeintruhen des Grazer Doms ist der Millstätter Truhenkorpus mit einem relativ großen und schwer zu übersehenden Wappen geschmückt, das die gesamte Darstellungsfläche der Seitenwand einnimmt. Damit erschließt sich eine mögliche Vorgangsweise der schreibenden Person bei der Listung der einzelnen Posten: Die Objekte wurden relativ knapp nach ihren hervorstechendsten Merkmalen benannt und spezifiziert. Dass die Erwähnung der Trajanslegende in Kombination mit der Vergoldung ausreichend für eine zweifelsfreie Identifikation war, leuchtet ein. Wieso aber werden die Wappen auf den Reliquienschreinen erwähnt? War ein Truhenpaar mit geschnitztem Elfenbein, das die „Trionfi“ Petrarcas zeigt, nicht herausstechend genug und ebendieses Motiv derart beliebt, dass es nur in Kombination mit dem Verweis auf die Wappen als eindeutiges Merkmal fungieren konnte? Folgendes wird aber wohl wahrscheinlicher sein: Es wurden willkürlich einmal genauer, ein andermal ungenauer die Merkmale der zu inventarisierenden Objekte erfasst.

Ein Motiv der rechten durch Wurmfraß und Witterung stark in Mitleidenschaft gezogenen Seitenwand ist nicht erhalten.⁹⁰ Ob hier ursprünglich das Wappen der Görzer anzunehmen ist, bleibt fraglich. Gemäß anderer *cassoni* war es durchaus gebräuchlich *cassoni*, die speziell für eine Hochzeit hergestellt wurden, mit den Wappen beider Allianzparteien zu schmücken.⁹¹ Das Beispiel der Grazer „Reliquienschreine“ zeigt uns aber, dass durchaus beide Truhen ausschließlich mit dem Wappen der Gonzaga versehen gewesen sein konnten. Da aber nur eine von vier Truhenseiten erhalten ist, bleibt dies Spekulation. Genauso hätten nämlich auch beide Seiten des Millstätter Truhenkorpus

88 Gregori, Brauttruhen, S. 7.

89 „Die Herstellung der *Cassoni* als Brauttruhen für Paola Gonzaga ist wahrscheinlich.“, in: Sporer-Heis, Mitgift, S. 142. Da erschiene es einleuchtender, dass jene in Auftrag gegebenen *cassoni* für eine mögliche Hochzeit ihrer drei älteren Schwestern, oder die Hochzeit von Paolas älterem Bruder Frederico I. Gonzaga gedacht waren. Beim Bruder, der 1463 Margarete von Bayern ehelichte, hätten sie allerdings nicht explizit als Mitgift fungiert, da diese ja von der Familie der Braut zu stellen war: Antenhofer, Briefe, S. 46; Wlattnig, Gonzagatruhe, S. 295. Die Möglichkeit besteht zwar, dass es trotzdem ein und dieselben Truhen sind und Frederico diese an Paola „weitervererbte“, aber das ist nicht minder spekulativ, denn die Behauptung Sporer-Heis' wurde aufgrund stilistischer Kriterien (die Marco Zoppo als Künstler zuwiderlaufen) bereits 1972 von Lilian Armstrong widerlegt: Gregori, Brauttruhen, S. 17.

90 Wlattnig, Gonzagatruhe, S. 301.

91 In der Regel scheint das Wappen des Mannes rechts und das der Frau links angebracht gewesen zu sein, was sich zumindest bei den Millstätter Truhen ausgehen könnte: Schubring, Cassoni, S. 17.

das Gonzaga-Wappen zeigen können – die Pendants der zweiten Truhe hingegen nur das Wappen der Görzer.⁹²

5.4 Die Truhen zu Pferd

In der Liste werden nachfolgend noch acht weitere Truhen angeführt:

„It(e)m vier trüchn aüf den rossn zü fuern. Zŵ Röm
gemacht mit leder überzogn.
It(e)m vier trüchn ut s(upra) gemalt mit grünen mit denn
wap(e)n des haŵs zŵ Mantüa.“⁹³

Bei Letzteren wird ein Wappen erwähnt, bei Ersteren nicht. Das muss aber, wie im Falle des Millstätter Truhenkorpus zu sehen ist, nicht bedeuten, dass diese Truhen nicht mit Wappen geschmückt waren.⁹⁴ Dabei ergibt sich nun ein Problem. Mit dem Verweis „ut supra“ – „wie oben [beschrieben]“ sparte der*die Schreiber*in zwar Zeit, stiehlt sie jedoch der Leserschaft, die sich nun fragen muss, was dieses „ut supra“ umfasst.

Die ersten vier Truhen können auf Pferden transportiert werden, sind also um einiges kleiner als die *cazioni*, wurden in Rom produziert und waren mit Leder überzogen.⁹⁵

Klar ist nur, dass die nachfolgenden vier Truhen grün bemalt und mit dem Gonzaga-Wappen geschmückt waren. Aber ob diese Truhen „auf den Rössern zu führen“, ebenfalls in Rom hergestellt und mit Leder bezogen waren, bzw. ob alle oder nur einige dieser Eigenschaften zutrafen, geht daraus nicht genau hervor.⁹⁶ Wahrscheinlich ist, dass sich das „ut supra“ ausschließlich auf die Transportmöglichkeit per Pferd bezog. Wird nun bedacht, dass Pferde, gleich wie Wägen, die jedoch mit einem Dach versehen oder mit Planen abgedeckt werden konnten, auch bei Regenwetter unterwegs sein mussten, stellt sich die Frage nach dem Regenschutz. Der Lederüberzug der Truhen war vielleicht als Witterungsschutz gedacht. Somit waren diese Truhen geeignet für kürzere Strecken oder Reisen über unwegsames Gelände, bei denen kein Transportwagen mitgeführt wurde. Aber wie passt das nun mit den grün bemalten Truhen zu-

92 Auf Basis dieser relativ dünnen Argumentationslage wäre demnach eine Datierung zwischen 1476 und 1478 möglich – vom Abschluss der Hochzeitsverhandlungen bis hin zur tatsächlichen Heirat. Eine mögliche Datierung bereits ab 1433 schließt Gregori stilistisch aus. Dass das bzw. die Wappen nachträgliche Adaptionen zu früher hergestellten Truhen sind, ist nur ein weiterer Punkt, der von der Literatur (nach Gregori erstmals 1962 von Walther Buchowiecki) zwar angesprochen wird, aber nicht beantwortet werden kann: Gregori, Brauttruhen, S. 8, 17.

93 Brautinventar der Paola Gonzaga. TLA, A 202/8, f. 9v, 5–8.

94 Auch wenn das mit einem Lederüberzug wohl technisch anders ausgefallen wäre.

95 Womit ein zusätzliches Indiz für die Bestärkung der oben angesprochenen Unterteilung zwischen den „trüchl“ und den „großen Truhen“, den hier behandelten „trüchn“, gefunden wäre. Die Größen werden sich im Rahmen der auch heute noch verwendeten Truhen/Körbe für Transporte zu Pferd bewegen. Zum Vergleich kann die Tragtierstaffel des Österreichischen Bundesheeres genommen werden, auch wenn zu bemerken ist, dass der Haflinger keine mittelalterliche Rasse ist.

96 Gregoris Deutung ist hier nicht heranzuziehen, was wohl auch daran liegt, dass sie nur die Auszüge des Inventars aus Robert Eisler Anhang verwendet und möglicherweise deshalb die Zeilen 5–8 von Folio 9v miteinander vermischt anführt: „Item vier große Truhen supra (auf rossen zu fueren. in Rom gemacht), gemalt mit gruen. mit den wapen des Haus zu Mantua.“, zit. nach Gregori, Brauttruhen, S. 8. Hier bezieht sich das „ut supra“ also nur auf den Transport zu Pferd und einen römischen Ursprung der grünen Truhen. Einen Lederüberzug führt sie nicht an.

sammen? Die Wortwahl ist entscheidend. Die Truhen sind „bemalt“, was mit einem „ut supra“, das sich auf lederüberzogene Truhen bezieht, nur schlecht zusammenpassen würde, zumal ein Regenschutz ohne wasserfeste Farben schlecht bemalt werden kann. Deshalb wird wohl gemeint sein, dass die grünen Truhen auch auf den Pferden mitgeführt werden konnten, was wiederum eine ähnliche Größe zu den Truhen aus Rom verlangt. Sie waren somit, obwohl es nicht explizit ausgeschlossen werden kann, nicht mit Leder überzogen. Zudem lässt sich für diese acht Truhen folgern, dass sie über ein Schloss bzw. eine Schließvorrichtung verfügten, um keinen Inhalt bei einem sich bewegenden Pferd zu verlieren.

Insgesamt ergibt sich nun folgendes Bild von Paolas Truhen. Alle angeführten Truhen waren in irgendeiner Art besonders. Sie waren von hoher Qualität und entweder durch Handwerkskunst, wertvolle Materialien, künstlerische Ansprüche, oder auch ferne Herkunftsorte hervorstechend. Bei sieben der großen Truhen ist gesichert, dass sie das Gonzaga-Wappen trugen, von einer weiteren ist es sehr wahrscheinlich anzunehmen. Ob auch die ledernen Truhen das Wappen zeigten, kann niemand mit Gewissheit sagen, es ist aber anzunehmen. Bei den kleinen Truhen wird nichts von einem Wappen gesagt.

Bei allen Truhen ist von einem Schließmechanismus auszugehen. Bei dreien sind diese belegt, bei einer weiteren äußerst wahrscheinlich. Aufgrund der vielen Wappen, die in einem der Fälle nicht einmal erwähnt wurden, obwohl sie nachweislich vorhanden waren, scheint es, als wären die Wappenverzierungen nichts Besonderes gewesen. Das passt auch in das Bild eines mittelalterlichen Hochzeitszuges, dessen Sinn und Zweck, abgesehen von dem Überbringen der Braut zu ihrem Ehemann, auch die pompöse Darstellung von Macht und Reichtum war. Dazu waren die Schätze in Truhen, den besprochenen *cassoni*, verpackt, die ihrerseits selbst wahre Schätze und zumindest im Fall der Grazer Truhen ausreichend wert- und geschmackvoll genug waren, um darin heilige Reliquien zu verwahren.⁹⁷ Diese wurden sicherlich mit Glanz und Gloria zur Schau gestellt, damit jede Person Macht und Reichtum sehen konnte – und sie auch den Gonzagas zuzuordnen vermochte.⁹⁸

Inbesondere das Zuordnen der Truhen mag auch eine Versicherung gewesen sein. Einerseits für Paola selbst, damit niemand auf die Idee käme, sich an Paolas Eigentum zu vergreifen. Andererseits stellten die vielen Gonzaga-Wappen möglicherweise auch eine an Leonhard von Görz adressierte Warnung dar, die verhindern sollte, dass dieser

97 Die wohl noch wertvolleren Millstätter Truhen mit ihrem Goldüberzug wären keine schlechtere Wahl gewesen, möglicherweise fielen sie aber aufgrund des Zeitgeistes der Gegenreformation und des „heidnischen“ Bildmotivs durch die Auswahlkriterien.

98 Paul Schubrings Idee, die Prachtcassoni der Paola wären in die vier grün angemalten Truhen („vier grüne Holzkasten“), die im Inventar gelistet werden, für den Transport verpackt worden, um sie vor Schäden zu bewahren, ist eine unbelegte Annahme. Sie läuft dem Repräsentationswillen/-zwang der Gonzagas und ganz abgesehen davon der technischen Unmöglichkeit diese gigantischen *cassoni* in Truhen zu verpacken, die von einem Pferd getragen werden konnten, zuwider: Schubring, *Cassoni*, S. 154, 356, und allgemein dazu S. 18. Auch die terminologische Unterscheidung der „großen“ Truhen von den anderen „normal“ großen Truhen spricht dagegen.

sich am Besitz seiner Zukünftigen vergriff, zumal er ja als Wüstling und Rabauke verschrien war.⁹⁹

Weiters wäre es möglich, dass die Wappen nebst ihrer dekorativ-repräsentativen Funktion auch als Besitzmarke zu verstehen waren. Die Truhen beherbergten nämlich (zumindest während des Transports) die Mitgift und hatten gerade im Falle der *cassoni* auch selbst einen nicht unbeträchtlichen Wert. Da die Mitgift der Paola im kinderlosen Todesfall – wie er 1496 auch eintrat – und nach dem Tod Leonhards wieder zurück an ihre Familie zu fallen hatte, können die Wappen in dieser Hinsicht auch als Versicherung gegen die Einverleibung der Mitgift nach dem Tod der Paola durch Leonhard bzw. seine möglichen Erben gewertet werden. Nach dem Tod Paolas im Herbst 1496¹⁰⁰ hätte sich das auch als nützlich erweisen können, da die Gonzagas die Rückgabe der Mitgift forderten. Leonhard umging dies aber, indem er die Schätze – offiziell für Paolas Seelenheil – dem St. Georgs-Ritterorden in Millstatt stiftete.¹⁰¹

6. Der Wagen und seine Pferde

Um die Strecke nach Lienz zurücklegen zu können, wird ein Transportmittel benötigt, das einer Gonzaga-Prinzessin gerecht wurde und so angenehm wie möglich, aber auch angemessen prunkvoll war. So wird im Inventar auch ein Wagen samt den dazugehörigen Pferden „annn obgemeltn wagnn“ gelistet.¹⁰²

„It(e)m ein schon hangenden wagn wol ubergold
innend und aussennd.

Itm vier ross für denn obgemeltn wagnn.“¹⁰³

Hier zeigt sich wieder, dass die Zurschaustellung von Reichtum ein wichtiger Bestandteil fürstlicher Tätigkeit war. Paola bekam einen sowohl außen als auch innen vergoldeten Wagen von hohem Wert. Um Schlaglöcher und andere Reisebeschwerden auszugleichen, wurde augenscheinlich auf die Technik des hängenden Wagenkastens („schon hangenden wagn“) zurückgegriffen. Dabei ist der Wagenkasten vom Fahrwerk getrennt und über eine Aufhängung aus Lederriemen, Seilen oder Ketten an sogenannten Kipfen aufgehängt. Der hängende Wagen war schon im alten Rom gebräuch-

99 Antenhofer, Briefe, S. 84, 301.

100 Ebd., S. 140.

101 Gregori, Brauttruhen, S. 8. Wieso das laut Gregori bereits 1496 zutraf ist nicht klar, hatte Leonhard doch laut Ehevertrag die Nutznießung über die Mitgift bis zu seinem Tod. Vielleicht hatten die Gonzagas aber eine böse Ahnung, dass sie das Heiratsgut nicht mehr zurückbekommen würden und versuchten frühzeitig zu intervenieren. Denn dass die Mitgift nur langsam und widerwillig ausbezahlt worden war, das wussten wohl die Gonzagas selbst am besten; eine Art Racheaktion war möglicherweise zu befürchten: Antenhofer, Briefe, S. 156, 170.

102 Der heute dominierende Begriff „Kutsche“ stammt laut Rudolf Krebs aus dem Ungarischen und leitet sich von der Stadt Kocs bei Raab ab, die im 16. Jahrhundert ein bedeutendes Zentrum des Wagenbaus war: Rudolf Krebs, Fünf Jahrtausende Radfahrzeuge. 2 Jahrhunderte Straßenverkehr mit Wärmeenergie. Über 100 Jahre Automobile, Heidelberg u. a. 1994, S. 43. Insofern ist der Ausdruck „Kutsche“ für den Wagen der Paola eine Bezeichnung, die vermieden werden sollte. Die erste Bezeichnung eines Wagens als „ungarische Gutsche“ stammt aus dem Jahr 1487. Damit wurden aber Wägen mit einem deutlich anderen Aufbau bezeichnet: Rudolf H. Wackernagel, Zur Geschichte der Kutsche bis zum Ende des 17. Jahrhunderts, in: Wilhelm Treue (Hrsg.), Achse, Rad und Wagen. Fünftausend Jahre Kultur- und Technikgeschichte, Göttingen 1986², S. 197–235, hier S. 209–210.

103 Brautinventar der Paola Gonzaga. TLA, A 202/8, f. 9v. 9–11.

lich, um die Bequemlichkeit zu erhöhen.¹⁰⁴ In Folge des Niedergangs des Reiches fiel er jedoch der Vergessenheit anheim.¹⁰⁵ Die früheste Erwähnung eines „hängenden“ Wagens im Mittelalter stammt aus dem 10. Jahrhundert. Diese Neuerung verbreitete sich nur zögernd und noch Anfang des 15. Jahrhunderts galten solche Wägen als aufsehenerregend.¹⁰⁶ Eine Miniatur von 1468 zeigt einen Wagen solcher Machart, in dem die Königin von Sizilien in Paris einfährt.¹⁰⁷ Er ist mit einem tonnenförmigen Dach aus Streben ausgestattet, dem sogenannten „Kobel“. Diese Kobelwägen waren Standard im Hoch- und Spätmittelalter sowie im gesamten europäischen Raum verbreitet. Auch für das osmanische Gebiet sind solche Wägen unter Sultan Selim I. oder Suleiman I., dem Prächtigen, belegt.¹⁰⁸

Es ist also sehr wahrscheinlich, dass auch der Wagen aus dem Inventar diesem Typus angehörte, wie anhand weiterer Indizien noch verdeutlicht werden wird. Ein Vergleichsbeispiel bietet der vergoldete hängende Brautwagen der Herzogin Katharina von Österreich, der für ihre Hochzeit 1447 bestellt wurde. Interessant ist, dass er mit mehreren Sitz- und Gewandtruhen versehen war, um die Fahrt komfortabel zu gestalten. Der älteste erhaltene Kobelwagen des Spätmittelalters wurde von Kaiser Friedrich III. und der portugiesischen Infantin Eleonore wohl für ihre Trauung, die Kaiserkrönung in Rom 1452 und zu verschiedenen Festeinzügen in italienischen Städten verwendet.¹⁰⁹ Es ist leider nur mehr der Wagenkasten erhalten, der sich durch seinen Goldüberzug und reichliche Schnitzereien auszeichnet. Dieser Wagen war zu Gebrauchszeiten allerdings fest mit dem Fahrgestell verbunden. Der nächstjüngere erhaltene Wagen aus dem Jahr 1527 hatte bereits Eisengriffe für die Aufhängung an Lederschlaufen.¹¹⁰ Anhand dieser Beispiele zeigt sich, dass Wägen mit hängendem Kasten sehr wohl bereits bei den Mächtigen und Reichen Europas ihre Anwendung fanden. Praktisch zeitgleich hatte aber die ranghöchste Person des Reiches, Friedrich III., einen Wagen ohne Aufhängung verwendet. Inwiefern in Anbetracht dieser Eckpunkte der Inventareintrag zu dem Wagen zu verstehen ist, kann auf diese Weise wohl nicht klar gesagt werden. Ob es sich bei dem „schon hängenden wagn“ um eine rein ästhetische Bezeugung der Schönheit des Wagens handelt, oder ob das „schon“ als „bereits“ anhand der technischen Neuerung eines hängenden Wagenkastens zu werten ist, lässt sich so nicht beantworten. Der Wagen scheint genau in eine Zeit des Umbruchs der Wagentechnik zu fallen; es könnte also durchaus sein, dass diese neue Technik die schreibende Person veranlasste, deswegen auf die besondere Modernität des Kobelwagens zu verweisen. Auf jeden Fall war es sicherlich ein Luxustransportmittel allererster Güte, das den Vergleich mit

104 Möglicherweise wird eine solche Vorrichtung sogar bereits in den Versen 727, 728 des fünften Gesangs der Ilias erwähnt. „(Der) Sitz (aber) goldenen und silbernen Riemen (Gurten) eingespannt, die von zwei umfassenden Rädern (umgeben) sind.“, zit. nach Krebs, Radfahrzeuge, S. 43–44.

105 Winfried Weber, Der Wagen in Italien und in den römischen Provinzen, in: Wilhelm Treue (Hrsg.), Achse, Rad und Wagen. Fünftausend Jahre Kultur- und Technikgeschichte, Göttingen 1986², S. 85–108, hier S. 108.

106 Wackernagel, Kutsche, S. 200.

107 Krebs, Radfahrzeuge, S. 56.

108 Wackernagel, Kutsche, S. 205.

109 Ebd., S. 202.

110 Der Wagen gehörte Johann Friedrich I. von Sachsen und seiner Braut Sibylle von Cleve: Amt der Niederösterreichischen Landesregierung (Kulturreferat) (Hrsg.), Friedrich III. Kaiserresidenz Wiener Neustadt, Ausstellung St. Peter an der Sperr und Wiener Neustadt von 28.5.–30.10.1966, Wien 1966, S. 358.

den genannten Beispielen nicht scheuen musste. Von weiteren Verzierungen durch Schnitzwerk und/oder Bemalung, die aufgrund der Knappheit des Inventars nicht extra beschrieben wurden, muss ausgegangen werden.

Ab den 1470ern kamen Wägen mit festen Wänden auf.¹¹¹ Paolas Wagen hingegen scheint noch einen Rippenaufbau gehabt zu haben, was sich aus dem Inventar selbst erschließen lässt. In der Kategorie „Pett Zier“, die Vorhänge, Tischtücher, Teppiche, Wandbehänge und Kissen umfasst, befinden sich auch „ein guldene rotte wagn deckenn“ und eine „weisse wagn deckhen außgenait mit 8 sünnen“.¹¹² Solche Decken wurden benutzt, um den Kobel abzudecken, wie auf einer Miniatur von nach 1455 bei einem ungleich weniger luxuriösen Kobel-Leiterwagen erkannt werden kann (siehe Abbildung 7).



Abbildung 7: Kobel-Leiterwagen

Auf der weißen Wagendecke von Paolas Wagen verweisen die acht Sonnen abermals deutlich auf die Gonzaga-Herkunft der Braut. Auch innen wurde das Transportmittel so bequem wie möglich hergerichtet. Im Inventar folgen auf die Wagendecken sogleich mehrere Polster, die dezidiert zur Ausstattung des Wagens gehörten:

111 Wackernagel, Kutsche, S. 202.

112 Brautinventar der Paola Gonzaga. TLA, A 202/8, f. 6r, 28, 29.

„It(e)m ein wagn polster von rottm samatt und küss
die auf den wagn gehorn.“¹¹³

Zum Antrieb wurden Pferde vorgespannt, in diesem Fall ein Gespann aus zwei mal zwei Pferden. Von einer quadrigaähnlichen Konstruktion muss schon aufgrund der überlieferten Darstellungen, den Wegbreiten und ganz nebenbei aufgrund der Breite der Tore, beispielsweise jenem Tor von Schloss Bruck, abgesehen werden. Das passende Geschirr für die Pferde ist ebenfalls angeführt:

„It(e)m ein geraid aüf die vier wagn ross von leder
ubertzoge mit roten tüch.“¹¹⁴

Wie genau dieses „geraid“, das Pferdegeschirr, ausgesehen hat, ist nicht zu bestimmen. Auch ob damit Sattelzeug oder nur eine Zugvorrichtung gemeint war, ist aufgrund des Wortes nicht bestimmbar. Möglicherweise war es eine Kombination von Kummet und Brustriemen. In Zusammenhang mit dem vorhergehenden Eintrag ist aber erkennbar, dass es sich um ein Zuggeschirr handelte:

„It(e)m ein geraid auf ein pherd von rottem gld(en) tüech
mit feiner sattldeckhenn.“¹¹⁵

Die separate Nennung des Sattel- und Zaumzeugs „auf ein pherd“ wird ebenfalls nur als „geraid“ angesprochen, zeigt aber in Kombination mit der Satteldecke, dass es sich hier um eine andere Ausrüstung handelt.¹¹⁶ Das rot-goldene Tuch passt farblich zu der oben genannten Wagendecke.

Das Inventar endet mit der Nennung von vier Rössern, die vor den Wagen gespannt werden konnten:

„Iltm vier ross für denn obgemeltn wagn.“¹¹⁷

Dabei wurden zweifelsohne prächtige Tiere verwendet, die vermutlich aus dem weit über die Grenzen Italiens hinaus bewunderten Gestüt der Gonzagas selbst stammten.¹¹⁸ Dass Paola, wie auch die meisten Frauen adeliger Geburt, reiten lernte, ist stark anzunehmen.¹¹⁹ In einem Brief von 1494 schreibt Paola, dass sie nur schlecht reiten könne.¹²⁰ Entweder hatte dies den Hintergrund, dass sie nie ordentlich zu reiten ge-

113 Brautinventar der Paola Gonzaga. TLA, A 202/8, f. 6r, 30, 31.

114 Ebd., f. 6v, 1, 2.

115 Ebd., f. 6r, 32, 33.

116 Noch am 6. November erging ein Brief an Ludovico, er solle „sofort eine samtene Pferdedecke für Paola schicken“, da sie morgen aufbreche: Antenhofer, Briefe, S. 81. Wenn diese Satteldecke nun ident ist mit der hier angeführten „feinen Satteldecke“, dann wäre diese erst in allerletzter Minute zum Inventar gestoßen, gewiss aber nach dem 5. November, mit dem das Dokument datiert ist und wäre folglich irgendwo als Nachtrag im Inventar zu lesen. Tatsächlich ist diese Satteldecke zwar der letzte Eintrag einer Seite, jedoch nur der drittletzte der Kategorie „Pett Zier“. Diese Anordnung spricht wieder dafür, dass das erhaltene Inventar nicht das Originaldokument ist, sondern eine nachträgliche, in Ruhe geordnete Abschrift. Möglicherweise wurde die Decke dem Originalinventar als Nachtrag zugefügt.

117 Brautinventar der Paola Gonzaga. TLA, A 202/8, f. 9v, 11.

118 Wlattnig, Gonzagatruhe, S. 294.

119 Katharina Fietze, Im Gefolge Dianas. Frauen und höfische Jagd im Mittelalter (1200–1500) (Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte 59), Köln-Weimar-Wien 2005, S. 37.

120 Antenhofer, Briefe, S. 128.

lernt hatte und lieber mit dem Wagen fuhr, oder es ist auf ihr Krankheitsbild zurückzuführen, das sich periodisch in den kalten Jahreszeiten dem Schlechteren zuwandte und sie u. a. mit Krampfanfällen strafte. Des Weiteren bat Paola in besagtem Brief an ihren Neffen Francesco II. Gonzaga, ihr ein grau-weiß getupftes oder grauscheckiges Fohlen (*pollieso che sia leardo*)¹²¹ – möglicherweise einen Grauschimmel – bzw. Jungpferd zu senden, damit sie nach Augsburg reiten könne, um dort König Maximilian und seine Frau Bianca Maria Sforza zu treffen. Die Bitte erscheint auf den ersten Blick seltsam. Die vier Pferde, die Paola mitbekommen hatte, waren allerdings nun 16 Jahre älter als zum Zeitpunkt ihrer Hochzeit; Zeit genug um abhängig von deren Alter bei der Hochzeit an Altersschwäche oder Krankheiten gestorben bzw. aufgrund Paolas notorischem Geldmangel versetzt worden zu sein.¹²² Eventuell versuchte Paola auf diese Art und Weise an etwas Geld zu gelangen, indem sie plante, das wertvolle Tier später zu verkaufen.

Für kürzere Strecken war das Reiten zu Pferd eine standesgemäße und schnelle Fortbewegungsart und bei unwegsameren Strecken dem Wagen vorzuziehen. Das mag auch der Grund sein, warum Paola die Reise nach Augsburg nicht per Wagen zurücklegen konnte. Der Winter stand vor der Tür und die Alpenpässe waren zu Pferd eher zu überwinden.

Die vier Rösser stellten zweifellos einen hohen Gegenwert dar. Am Glanz eines vergoldeten Wagens mag sich ein schnöder Reiter wohl vergeblich messen, aber auch mit teuren Satteldecken und prachtvollem Geschirr konnte Eindruck geschunden werden. Dafür bot sich so die Möglichkeit, all die wertvollen Kleidungsstücke zu präsentieren, die ansonsten in dem Gefährt nicht zur Geltung kommen konnten. Insgesamt wurde also an keiner Stelle gespart; alle Materialien sind höchst erlesen und nebenbei häufig in den Farben der Gonzaga gehalten, wenn nicht sogar mit deren Symbolen und Wappen effektiv verziert.

7. Resümee

Die Arbeit mit dem Brautinventar hat sich als Herausforderung erwiesen. Eine oberflächliche Beschäftigung mit den Objekten kann zu scheinbar logischen Schlüssen führen – die sich bei genauerer Betrachtung als grobe Fehlinterpretationen entpuppen würden. Es sei hier an die Idee Schubrings gedacht, Paola hätte das Inventar selbst diktiert, um sich im Falle einer Scheidung ihrer Habseligkeiten sicher zu sein. Abgesehen davon zeigen sich weitere Tücken des Inventars. Die Beschreibung mochte ausreichen, um die Objekte zu erfassen und diese bei Vorlage zuzuordnen. Wichtige Aspekte der

121 Warum Paola um ein so junges Pferd bat, ist eine noch ungestellte und nicht beantwortete Frage. Pferde werden in der Regel mit zwölf bis zwanzig Monaten geschlechtsreif, sollten aber keinesfalls schon geritten werden, da es bleibende Schäden an den Tieren hinterlassen kann. Jemand wie Paola wusste das wohl sicherlich. Auch wenn das Fohlen erst ein Jahr später geschickt worden wäre, wäre es immer noch zu jung gewesen und hätte außerdem erst eingeritten werden müssen – ein weiterer Grund, warum jemand aus einer Familie, die ein Gestüt besaß, kein Fohlen von Lienz nach Augsburg hätte reiten können. Noch dazu, wenn diese Person schlecht im Sattel saß. Möglicherweise war damit ein Pony gemeint?

122 Antenhofer, Briefe, S. 124–129.

Millstätter Truhen wurden aber nicht erwähnt und es muss davon ausgegangen werden, dass das bei den anderen Einträgen ebenso zutrifft.

Abschließend muss noch konstatiert werden, dass es ein Fehler wäre, nur auf einen Teil einer Quelle einzugehen, da im konkreten Fall die Objekte verschiedener Gattung zueinander in Bezug stehen, wie das Beispiel des Wagens mit den dazugehörigen Wagendecken oder das Beispiel der Truhen mit den zugehörigen Schlüsselriemen eindrücklich zeigen. Ohne diesen Querverweis gäbe es keine Gewissheit, ob der Wagen einen Kobel aus Streben oder schon einen Wagenkasten mit durchgehenden Wänden hatte. Abgesehen davon hätte auch der Schluss gezogen werden können, dass besagte Wagendecken als wärmende Textilien für den Innenraum dienen sollten, besonders da sie gleich vor den Polstern gelistet wurden, die ja dezidiert ins Innere des Wagens gehörten. Außerdem relativieren oder erhärten sich Vermutungen möglicherweise, bzw. wird eine neue Ebene der Interpretation überhaupt erst dadurch ermöglicht, dass die Objekte des Inventars mit anderen in Bezug gesetzt werden.

Zu guter Letzt muss bei all diesen Erkenntnissen immer bedacht werden, dass das Inventar zu großen Teilen kein Spiegel von Paolas Eigentum war. Es ist nur eine Listung von Objekten, die ihr zu diesem Anlass mitgegeben wurden – Objekte, zu denen sie möglicherweise keinerlei Bindung hatte, Objekte, die ihr vielleicht geschenkt worden waren, darunter beispielsweise die Satteldecke und auch die Krüge ihrer Mutter. Nur partiell wird das Inventar schon vor Paolas Brautfahrt in ihrem Besitz gewesen sein, vermutlich Teile der Garderobe, manche der Truhen oder auch Schmuck. Diesen speziellen Teil mehr als grob herauszufiltern, ist bei dieser Quellenlage jedoch nicht möglich.

Deswegen kann das Inventar nicht verwendet werden, um gesicherte Aussagen zur Person der Paola zu treffen. Jede Information, die aus dem Inventar gezogen werden kann, muss immer kritisch hinterfragt werden und wird nur in Ausnahmefällen – wie bei der Zypressenholztruhe – tatsächlich speziell mit Paola Gonzaga in Zusammenhang gebracht werden können. Was es jedoch kann, ist zu zeigen, in welchem Umfang eine Fürstentochter ausgestattet wurde, welche Dinge gerne als Mitgift verwendet wurden und – viel wichtiger noch – es kann zeigen, wie sehr der politische Präsentationwille der Gonzagas sich der verschickten Tochter bediente. Ob ihr das zum Vorteil gereichen konnte oder nicht, ist eine andere Frage.

8. Literatur und Quellen

Amt der Niederösterreichischen Landesregierung (Kulturreferat) (Hrsg.), Friedrich III. Kaiserresidenz Wiener Neustadt, Ausstellung St. Peter an der Sperr und Wiener Neustadt von 28.5.–30.10.1966, Wien 1966.

Antenhofer, Christina, Briefe zwischen Süd und Nord. Die Hochzeit und Ehe von Paola de Gonzaga und Leonhard von Görz im Spiegel der fürstlichen Kommunikation (1473–1500) (Schlern-Schriften 336), Innsbruck 2007.

Brautinventar der Paola Gonzaga. Tiroler Landesarchiv, A 202/8.

Coudenhove-Erthal, Eduard, Die Reliquienschreine des Grazer Doms und ihre Beziehung zu Andrea Mantegna (Kunstdenkmäler der Steiermark 2), Graz 1931.

Fietze, Katharina, Im Gefolge Dianas. Frauen und höfische Jagd im Mittelalter (1200–1500) (Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte 59), Köln-Weimar-Wien 2005.

Gregori, Daniela, Die Brauttruhen der Paola Gonzaga. Zu Herkunft, Ikonographie und Autorenfrage der Cassone-Tafeln (Veröffentlichungen des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum 79), Innsbruck 1999.

Grimm, Jacob/Grimm, Wilhelm (Hrsg.) Deutsches Wörterbuch, Bd. 32, München 1984.

Kollreider, Maria, Madonna Paola Gonzaga und ihr Brautschatz (Schlern-Schriften 98), Innsbruck 1952.

Krebs, Rudolf, Fünf Jahrtausende Radfahrzeuge. 2 Jahrhunderte Straßenverkehr mit Wärmeenergie. Über 100 Jahre Automobile, Heidelberg u. a. 1994.

Kunsthistorisches Museum Wien, Ausstellung zwischen 04.12.2001 und 07.04.2002, [<https://www.khm.at/besuchen/ausstellungen/2001/andrea-mantegna-und-die-brauttruhen-der-paola-gonzaga/>], eingesehen 13.10.2018.

Milesi, Richard, Mantegna und die Reliefs der Brauttruhen Paola Gonzagas (Buchreihe des Landesmuseums für Kärnten 35), Klagenfurt 1975.

o. A., Gonzaga Erbe: Scheidung auf Kärntnerisch, in: *der Standard.at*, 20.10.2003, [<https://derstandard.at/1450656/Gonzaga-Erbe-Scheidung-auf-Kaerntnerisch>], eingesehen 13.10.2018.

Pizzinini, Meinrad, Das letzte Jahrhundert der Grafschaft Görz, in: Marco Abate (Hrsg.), Circa 1500. Leonhard und Paola. Ein ungleiches Paar. De ludo globi. Vom Spiel der Welt. An der Grenze des Reiches, Katalog zur Landesausstellung 2000, Mailand 2000, S. 3–12.

Schubring, Paul, Cassoni. Truhen und Truhenbilder der italienischen Frührenaissance. Ein Beitrag zur Profanmalerei im Quattrocento, Leipzig 1915.

Sporer-Heis, Claudia, Humanistische Bildung und weibliche Tugend, in: Marco Abate (Hrsg.), Circa 1500. Leonhard und Paola. Ein ungleiches Paar. De ludo globi. Vom Spiel der Welt. An der Grenze des Reiches, Katalog zur Landesausstellung 2000, Mailand 2000, S. 148–153.

Dies., Mitgift und Morgengabe. Hochzeit und Politik um 1500, in: Marco Abate (Hrsg.), Circa 1500. Leonhard und Paola. Ein ungleiches Paar. De ludo globi. Vom Spiel der Welt. An der Grenze des Reiches, Katalog zur Landesausstellung 2000, Mailand 2000, S. 138–143.

Uttenkamp, Bettina, Können Möbel Medien sein? Überlegungen zu den italienischen Hochzeitstruhen der Renaissance, in: Sebastian Hackenschmidt/Klaus Engelhorn (Hrsg.), Möbel als Medien. Beiträge zu einer Kulturgeschichte der Dinge, Bielefeld 2011, S. 47–67.

Wackernagel, Rudolf H., Zur Geschichte der Kutsche bis zum Ende des 17. Jahrhunderts, in: Wilhelm Treue (Hrsg.), Achse, Rad und Wagen. Fünftausend Jahre Kultur- und Technikgeschichte, Göttingen 1986², S. 197–235.

Weber, Winfried, Der Wagen in Italien und in den römischen Provinzen, in: Wilhelm Treue (Hrsg.), Achse, Rad und Wagen. Fünftausend Jahre Kultur- und Technikgeschichte, Göttingen 1986², S. 85–108.

Wlattnig, Robert, Die Restaurierung der Millstätter Gonzagatruhe und zur Kontroverse um ihren zukünftigen Aufstellungsort, in: Rudolfinum - Jahrbuch des Landesmuseums für Kärnten 3 (2002), S. 289–303.

9. Abbildungen

Abbildung 1: Blick auf die „Reliquienschreine“ im Grazer Dom, Foto vom Autor aufgenommen am 16.5.2020.

Abbildung 2: Triumph der Keuschheit auf Schrein 1, Foto vom Autor aufgenommen am 16.5.2020.

Abbildung 3: Triumph der Liebe auf Schrein 1, Foto vom Autor aufgenommen am 16.5.2020.

Abbildung 4: Darstellungen an den Seiten von Schrein 1, Foto vom Autor aufgenommen am 16.5.2020.

Abbildung 5: Darstellungen an den Seiten von Schrein 2, Foto vom Autor aufgenommen am 16.5.2020.

Abbildung 6: Schrägansicht des Truhendeckels von Schrein 2, Foto vom Autor aufgenommen am 16.5.2020.

Abbildung 7: Kobel-Leiterwagen, Miniatur von Jean le Tavernier, Brüssel, nach 1455, [https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Kobelwagen,_Jean_Le_Tavernier,_nach_1455.jpg], eingesehen 21.4.2020.

Wolfgang D. Wanek studiert Geschichte und Archäologie an der Universität Innsbruck und ist seit Sommer 2017 Mitarbeiter am Institut für Geschichte und Europäische Ethnologie. wolfgang.wanek@student.uibk.ac.at

Zitation dieses Beitrages

Wolfgang D. Wanek, Das Brautinventar der Paola Gonzaga: Hochzeitswagen und Brauttruhnen, in: *historia.scribere* 12 (2020), S. 277–304, [<http://historia.scribere.at>], eingesehen 15.6.2020 (=aktuelles Datum).